

Biblioteka
U. M. K.
Toruń

14253 I

II



Buddha

Mohammed

Christus.

I

R. Falke,
Buddha
Mohammed
Christus.
I.

Don
Robert Falke.

CARL VILLARET
BUCHHANDLUNG
INHABER: ARTHUR FRAHM
ERFURT
BAHNHOFSTRASSE 5A.

Mein geliebtes Mutter
und Vater!

Weihnachten 1894.

L. von Koster.

Buddha
Mohammed
Christus

ein Vergleich

der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen.

Von

Robert Falke.

Erster darstellender Teil:

Vergleich der drei Persönlichkeiten.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1896.



142.531

II

Seinem hochverehrten Lehrer und väterlichen Freunde, dem
geistlichen Inspektor der Landesschule Pforta,

dem Herrn Professor D. Witte

in treuer Dankbarkeit

gewidmet

von seinem ehemaligen Schüler

Robert Falke.

Die in demselben Jahre mit demselben Namen
ausgegebenen Ausgaben sind als Nachdrucke zu betrachten.

Dem Herrn Professor Dr. Müller

in Bonn

erschienen

das erste Mal im Jahre 1844

Preis 1 Thaler

Vorwort.

Es ist ein noch wenig bebautes Gebiet, welches ich mit dieser Arbeit betrete, zugleich schwierig wegen der Fülle des Stoffs und der Verschiedenheit der herrschenden Ansichten, aber hochinteressant und lehrreich in einer religiös unklaren und nach Wahrheit tastenden Zeit. Ich will nun nicht die Ehre für mich in Anspruch nehmen, als böte ich in diesem Werke neue und durchweg selbständig erarbeitete, wissenschaftliche Resultate; ich stehe bei der Beurteilung des Buddhismus und des Islam auf den Schultern der Männer, die hier bahnbrechendes geleistet, auf den buddhistischen Untersuchungen Oldenbergs, Köppens, Bastians, Neumanns u. a., und auf den islamischen, die Sprenger, Weil, v. Kremer, Geiger, Pischon u. a. in ihren Werken niedergelegt haben. Das kleine Verdienst, das ich für mich in Anspruch nehmen darf, ist das, daß hier zum erstenmal in breiterer, volkräumlicher Darstellung für die Denkenden unter den Christen die drei Religionsstifter und ihre Religionen gegenübergestellt, verglichen und nach ihrem Werte abgemessen sind. Wenn überall und am Ende die Palme dem Gründer des Christentums zuerkannt wird, so mag man das nicht als eine Voreingenommenheit eines christlichen Theologen betrachten, sondern

nur als die Bestätigung eines Petrinischen Wortes: „Es ist
in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name den
Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“
(Act. 4, 12.)

Möchte mein Buch in diesem Sinne Frucht schaffen!

Erfurt, zu Weihnachten 1895.

Robert Salke.

Inhalts-Verzeichnis.

Erster, darstellender Teil.

	Seite
Kap. 1. Die Religions-Urkunden	1
Kap. 2. Geschichtlicher Hintergrund	26
Kap. 3. Geburt und Entwicklung	45
Kap. 4. Lehren und Ringen	65
Kap. 5. Gegenseitige Abhängigkeit	110
Kap. 6. Tod	135
Kap. 7. Die drei Charaktere	154
Kap. 8. Überblick über die Geschichte der drei Kirchen	182

Kapitel 1.

Die Religions-Arkunden.

Wenn Titanen über die Erde wandeln, übermenschliche Geister, so drücken sie ihre Spuren nicht nur tief in das Menschengeschlecht, mit dem sie lebten, sondern sie üben auch auf die Nachwelt bestimmenden Einfluß; denn was sie gethan und gesagt, das pflanzt sich fort durch Wort und Schrift auf die kommenden Generationen und macht ihren Geist immer wieder unter diesen lebendig. So ist es auch vor allem mit den größten Religionsstiftern, die je die Erde getragen, mit Buddha, Mohammed und Christus. Sie gründeten die drei Weltreligionen, den Buddhismus, den Islam und das Christentum, sammelten um sich eine größere oder kleinere Anhängerschaft; aber als sie dahingegangen, lebte ihr Geist fort in den Büchern, die ihre Thaten, Worte und Absichten der Nachwelt überliefern.

Die Religionsbücher sind immer erst das dritte in der Entwicklung einer Religion. Zuerst kommt die machtvolle Persönlichkeit des Stifters, dann die Gemeinde und zu dritt der schriftliche Niederschlag dessen, was der Stifter gewesen und gethan. Urkunden nennt man diese Aufzeichnungen, weil sie für die Nachwelt die authentische Darstellung alles dessen sind, was die ersten Genossen und Jünger mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört haben. Auch Quellen nennt man sie, weil hier des Stromes Anfang liegt, und jeder, der den Meister kennen lernen will, aus diesem ersten Born schöpfen muß.

So sind uns auch die Religionsbücher der drei Weltreligionen, das Tripitaka des Buddhismus, der Koran des Islam und das Neue Testament des Christentums, Urkunden und Quellen für die Kenntnis der Begründer und deren Gedanken. Zwar hat keiner von den dreien, weder Buddha, vielleicht auch Mohammed, keinesfalls aber Jesus auch nur ein Wörtlein an den Büchern

geschrieben, aber dieselben verdienen doch vollen Glauben an ihre authentische Treue, denn ihre Entstehung fällt zum Teil unmittelbar, zum Teil einige Jahrzehnte nach dem Tode der Stifter. Wunderbare Bücher sind es: in längst verklungenen Sprachen sind die beiden ältesten, Tripitaka und Bibel, geschrieben, und gelehrte Studien erfordert es, sie im Urtext zu lesen; aber dennoch sind sie alle drei den meisten Völkern auf dem Erdenrund zugänglich, denn sie sind in allen verbreiteteren Sprachen übersetzt und überall bekannt. Wunderbare Bücher sind's: wie unzerstörbare Felsen stehen sie im Völkermeere und trogen nicht nur Jahrhunderten, sondern zum Teil schon Jahrtausenden. Stürme wütheten von rechts und links, von unten und von oben gegen sie; Völker, die an sie glaubten, gingen zu Grunde, andere kamen, aber die drei Bücher blieben unverändert bestehen. Sie sind geliebt, verehrt, angebetet von Millionen, von anderen Millionen gehaßt und verfolgt, und auch in derselben Gemeinschaft erregen sie Zwiespalt und Trennung; aber nur um so größere Verehrung fällt auf sie selbst zurück, die dies alles anrichten. Noch heute sind diese drei Bücher die vielgelesensten auf der Erde; über $\frac{3}{4}$ aller Erdbewohner, gegen 1000 Millionen Menschen, hängen ihnen an und ziehen aus ihnen Kraft und Trost für Leben und Sterben.

Aber doch trägt eins von ihnen den Stempel der Wahrheit deutlicher an der Stirn, als das andere; das soll eine objektive Vergleichung an das Licht bringen.

Es war weit über tausend Jahre vor Christi Geburt, zu derselben Zeit, da man in dem auserwählten Volke Gottes, bei den Juden, die ersten Urkunden des Alten Testaments schrieb, als auch in Indien die brahmanischen Priester zu Ehren ihres Brahma dichteten und sangen. Wenn sie um den Opferaltar wanderten, wenn sie aufwärts zu den Sternen sahen und über die letzten Gründe alles Seins dachten, dann klang aus ihrem Munde das alte Lied, wohl eins der ältesten auf der Erde:

„Einst gab es weder Sein, noch gab es Nichtsein,
Nicht war der Dunstkreis und der Himmel drüber.
Bewegt sich was? und wo? in wessen Obhut?
Gab es das Wasser und den tiefen Abgrund?
Nicht Tod und nicht Unsterblichkeit war damals,
Der Tag war nicht geschieden von den Nächten.
Nur eines atmet ohne fremden Anhauch
Von selbst; nichts andres gab es über diesem.

Da regte sich in Ihm zum ersten Male
Der Trieb, es war des Geistes erster Same.
Das Band des Seins entdeckten in dem Nichtsein
Die Weisen, einsichtsvoll im Herzen strebend.

Wer weiß es wohl, wer kann es uns verkünden,
Woher entstand, woher sie kam die Schöpfung,
Und ob die Götter nach ihr erst geworden?
Wer weiß es doch, von wannen sie gekommen?

Von wannen diese Schöpfung ist gekommen,
Ob sie geschaffen oder unerschaffen?
Das weiß nur der, des Auge sie bewachet
Vom höchsten Himmel — oder weiß Er's auch nicht? —
(Rigveden X, 129; OId. 17, 18.)

So sangen in uralten Zeiten die Brahmanen beim Opferaltar; sie suchten die Gottheit zu finden und die Entstehung alles Seins zu ergründen, aber sie blieben bei der Frage. In späteren Jahrhunderten arbeiteten sie sich hindurch zu dem Glauben an das selige, unwandelbare All-Eine, das hinter der Welt des Leidens und der Vergänglichkeit ruht. Was sie aber forschten und dachten, das legten sie in Gedichten nieder, die uns noch heute erhalten sind. Es sind die uralten Beden, die Psalmen der Inder. Die ältesten sind die Rigvedas; vom 9.—7. Jahrhundert sind dann die Brahmanas und Upanishaden entstanden; das bedeutungsvollste Buch in der ganzen vedischen Litteratur ist das „Brahmana der 100 Pfade.“

Auf diesem brahmanischen Grunde der Beden hat sich die Lehre und die Gemeinde aufgebaut, die sich nach Buddhas Namen nannte. Der Meister selbst lebte von 560—480 vor Chr. Geburt. Aber schon 80 Jahre nach seinem Tode hat man in Jüngerkreisen die ersten Aufzeichnungen von seinem Leben gemacht. Diese älteste Tradition hat sich hauptsächlich auf der Insel Ceylon erhalten und wird dort noch heute von den buddhistischen Mönchen studiert. Die Zeit also, welche diese allerältesten Berichte von dem Tode des Stifters trennte, ist nicht viel länger, als die Zwischenzeit zwischen dem Tode Jesu und der Abfassung der Evangelien. (Vgl. Oldenbergs Buddha S. 82.) Wenn auch spätere Jahrhunderte zu diesen Erzählungen noch eine Fülle von Sagen, Wundern und Reden hinzugegedichtet haben und dadurch einen Schleier hüllten um den Kern der Wahrheit, so läßt sich doch von dem unbefangenen Auge leicht erkennen, wo die Geschichte aufhört und

die Dichtung einsetzt. Jedenfalls haben wir über das Leben und die Worte Buddhas eine zuverlässige, glaubhafte Urkunde. Die größere Masse dieses Stoffes aber pflanzte sich mehrere hundert Jahre lang unaufgeschrieben fort von Geschlecht zu Geschlecht; man lernte ihn auswendig, hielt ihn mit zäher Energie und erstaunlicher Gedächtniskraft fest; als aber infolge falscher Auslegung Sekten und Parteien entstanden, ließ der König Acofa (der buddhistische Konstantin), ein Konzil nach Pataliputra berufen, und dort wurden die Worte Buddhas zum erstenmal im Zusammenhang schriftlich auf Palmblätter aufgezeichnet in der jetzigen Fassung. Das war in den Jahren 259—222 vor Chr. Geburt. Was von hier an als Kanon des Buddhismus galt, trug den Namen Tripitaka oder „Dreikorb.“ Es zerfällt in drei Teile, in das Sutta-Pitakam, die reichste und älteste Quelle des ursprünglichen Buddhismus, den hervorragendsten Bestandteil des Kanons, welcher in seiner ältesten Fassung bis in die erste Zeit nach Buddhas Tod hinaufreicht, und seine Lehreden, Predigten und Aussprüche enthält; ferner in das Vinaya-Pitakam, welches die Ordensregeln der buddhistischen Mönche aufzählt, und in das Abhidharma-Pitakam, die buddhistische Metaphysik aus jüngerer Zeit. Das ist die Bibel der Buddhisten. Die Ursprache, in der dies Religionsbuch abgefaßt ist, ist das Pali, eine Tochtersprache des Sanskrit. Auch Buddha sprach in einer Pali-Mundart.

Es ist der Gelehrten übereinstimmende Ansicht, daß wir in dem Tripitaka eine zum größten Teil glaubwürdige, historische Darstellung des Lebens und der Worte Buddhas haben, und auch der beste Kenner dieser Litteratur, Oldenberg, sagt, daß er es nicht bezweifele, daß wir Buddhas Worte getreu überliefert bekommen hätten, vielleicht so, wie sie von seinen Lippen flossen. (S. 223.) Dahin gehören vor allem die Schlagwörter und Formeln des Buddhismus, die von Buddha tausendmal gesagt sein können, wie z. B. die kurze Zusammenfassung der ganzen buddhistischen Lehre, das uralte Glaubensbekenntnis, mit dem Buddha zuerst auftrat: „Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden; nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, das Dasein als Einzelwesen ist seiner ganzen Natur nach leidvoll. — Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit

von der Ursache des Leidens: Es ist der Wille zum Leben, das Trachten nach Dasein und Genuß, welches von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt und bald in dieser, bald in jener Gestalt seine Befriedigung sucht. Es ist das Trachten nach Befriedigung der Leidenschaften, das Trachten nach individueller Glückseligkeit im gegenwärtigen oder in einem jenseitigen Leben. — Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: Es ist die völlige Vernichtung des Willens zum Leben, des Trachtens nach Dasein und Genuß. Man muß ihn überwinden, sich seiner entäußern, sich davon lösen, ihm länger keine Stätte gewähren. — Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit vom Wege, der zur Aufhebung des Leidens führt. Es ist der von mir gefundene, erhabene Pfad, dessen acht Teile heißen: Rechte Erkenntnis, rechtes Wollen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken.“

Dieses Glaubensbekenntnis, das in Siam, Barma, auf Ceylon, in Tibet und in der Mongolei noch heute jedes Kind her sagt, stammt gewiß, wie das meiste in dieser Weise zu Formeln zusammengezogene, wörtlich aus Buddhas Munde. —

Aber so heilig diese Sammlungen den Buddhisten sind, so enthalten sie nach ihrer Meinung doch keine göttliche, unfehlbare Offenbarung. Ja, sie geben zu, daß sich viel Irthümliches in die Bücher eingeschlichen hat. Vor allem, was über die Entstehung der Welt, über das Jenseits, überhaupt über das Metaphysische handelt, das zu glauben ist der Buddhist nicht verpflichtet. Buddha selbst hat über diese nicht direkt zu seiner Erlösungslehre gehörigen Fragen auch meist geschwiegen und die Neugierigen zurückgewiesen. Es sind daher Lücken im System, und Buddha hat viel mehr gewußt, als er seinen Jüngern zu sagen für dienlich hielt. Jedenfalls giebt es bei den Buddhisten keine Inspirationslehre. In einem der besten buddhistischen Katechismen heißt es: „daß die Wahrheit dem Begünstigten oder Begnadigten durch einen Gott oder Engel eingegeben oder geoffenbart wird, ist eine Annahme, die der Buddhist ganz und gar verwirft. Nie haben die Menschen andere Offenbarungen empfangen, als aus dem Munde jener erhabenen Lehrer des Menschengeschlechts, die sich aus eigener Kraft zur höchsten geistigen und moralischen Vollendung emporgerungen haben, und die man daher welt-erleuchtende Buddhas nennt. Der letzte dieser Welterleuchter ist

der Buddha Gotamo; was dieser geschaut und verkündigt hat, enthalten die drei Pitakas.“ (Buddhist. Katechismus von Subhadra Bhikshu; 3. Aufl. Braunschweig 1892. S. 67.)

Wenn wir zur sachlichen Beurteilung des Inhalts und der Redeweise der heiligen Texte übergehen, so muß man sagen, daß die Darstellungsweise eine ungeheuer umständliche und eine unser Empfinden geradezu abstoßende ist. Der Stil ist monoton, mit endlosen Wiederholungen. Der Gedankenfortschritt ein ungemein langsamer, und eine Fülle von Lücken ist vorhanden; die Abschnitte stehen in keiner Verbindung miteinander, sondern sind locker aneinandergereiht. Es fehlt vor allem der warme, herzandringende Ton, die einfache Natürlichkeit, die innige Überzeugung, die auch in andern die Überzeugung weckt. „In Buddhas Rede liegt ein Wort, ein Satz in eintöniger Ruhe neben dem anderen, gleichviel ob er das geringfügigste oder das bedeutendste ausspricht.“ (Olb.) Es kommen sodann zu wenig Erzählungen vor, und zu viel abstrakte, dogmatische Entwicklungen, schematisierende Einteilungen, lange Reihen von Kategorien. Nur hie und da zerstreut ein schöner Sinnspruch oder ein anschauliches Gleichnis, aber dies alles nur als Randverzierung. Im ganzen sind die Pitakas äußerst langweilig und sind ein rechtes Konterfei der stumpfsinnigen, jedes Leben und Geistesstreben verachtenden, toten Mönchs-Moral.

Man beurteile folgende Beispiele. Die Rede über die Thorheit der Liebe und des Leids: „Wer hundertfaches Liebes hat, hat hundertfaches Leid; wer neunzigfaches Liebes hat, hat neunzigfaches Leid, wer achtzigfaches Liebes hat, hat achtzigfaches Leid,“ und so die ganze Zahlenreihe herunter in aller Vollständigkeit, bis geschlossen wird: „Wer ein Liebes hat, hat ein Leid; wer kein Liebes hat, hat kein Leid.“ Wie trivial ist das! — Oder wie langweilig ist das folgende: „Da sprach der Erhabene zu den Jüngern: Alles, ihr Jünger, steht in Flammen. Und was alles, ihr Jünger, steht in Flammen? Das Auge, ihr Jünger, steht in Flammen, das Sichtbare steht in Flammen, das Erkennen des Sichtbaren steht in Flammen, die Berührung mit dem Sichtbaren steht in Flammen, das Gefühl, das aus der Berührung mit dem Sichtbaren entsteht, sei es Freude, sei es Leid, sei es nicht Leid noch Freude, auch dies steht in Flammen. Durch welches Feuer ist es entflammt? Durch der Begierde Feuer, durch des Hasses Feuer, durch der Verblendung Feuer ist es entflammt; durch Geburt,

Alter, Tod, Schmerzen und Klagen, Leid, Kummer, Verzweiflung ist es entflammt; also rede ich. — Das Ohr steht in Flammen, das Hörbare steht in Flammen, das Erkennen des Hörbaren steht in Flammen, die Berührung mit dem Hörbaren steht in Flammen, das Gefühl, das aus der Berührung mit dem Hörbaren entsteht, sei es Freude, sei es Leid, sei es nicht Leid noch Freude, auch dies steht in Flammen. Durch welches Feuer ist es entflammt? Durch der Begierde Feuer, durch des Hasses Feuer, durch der Verblendung Feuer ist es entflammt, durch Geburt, Alter, Tod, Schmerzen, Klagen, Leid, Kummer, Verzweiflung ist es entflammt. Also rede ich. — Der Geruchssinn steht in Flammen“ — und nun folgt zum drittenmal dieselbe Reihe von Sätzen. „Die Zunge steht in Flammen . . . der Leib steht in Flammen . . . der Geist steht in Flammen . . .“ Jedesmal ist die Ausführung unverkürzt die gleiche. Dann fährt die Rede fort: „Also erkennend, ihr Jünger, wird ein weiser, edler Hörer des Wortes des Auges überdrüssig, er wird des Sichtbaren überdrüssig, er wird des Erkennens des Sichtbaren überdrüssig, er wird der Berührung mit dem Sichtbaren überdrüssig, er wird des Gefühls überdrüssig, das aus der Berührung mit dem Sichtbaren entsteht, sei es Freude, sei es Leid, sei es nicht Leid noch Freude. Er wird des Ohres überdrüssig“ — und nun folgen nacheinander die sämtlichen Begriffsreihen wie oben. Die Rede schließt: „Indem er dessen überdrüssig wird, wird er frei von Begierde; von Begierde frei wird er erlöst; in dem Erlösten besteht die Erkenntnis: ich bin erlöst; vernichtet ist die Wiedergeburt, vollendet die Heiligkeit, gethan die Pflicht. Keine Rückkehr giebt es mehr zum Diesseits. Also erkennt er.“ — Wenn wir dieser langen Rede kurzen Sinn zusammenfassen wollen, so heißt er: alle Organe des Menschen brennen in Leidenschaft. Infolge dieser Erkenntnis muß man seiner Organe und dadurch des ganzen Lebens selbst überdrüssig werden; dieser Lebensüberdruß aber führt zur Erlösung. —

Wenig ästhetisch wirken auf uns folgende Gleichnisse: „Gleichwie ein gewandter Barbier oder Barbiergeselle auf ein Metallbecken Seifenpulver streut und mit Wasser gänzlich vermischt und verreibt, so daß sein Schaumball von Seife umgeben, von Seife durchdrungen, innen und außen mit Seife gesättigt ist, und nichts herabträufelt: ebenso auch durchdringt der Mönch seinen Körper mit Glückseligkeit, so daß kein Teil ungesättigt bleibt.“ — Oder:

„Gleichwie wenn eine Henne Eier gelegt hat, 8 oder 10 oder 12, und die Henne genugsam auf ihnen gefressen und sie warm gehalten und bebrütet hat, wenn dann von den Küchlein eines zuerst mit der Spitze seiner Krallen oder mit seinem Schnabel die Eierschale zerbricht, und glücklich aus dem Ei kriecht, wie wird man dies Küchlein nennen, das älteste oder das jüngste?“ — „Man wird es das älteste nennen, denn es ist das älteste unter ihnen.“ — „So habe auch ich,“ fuhr Buddha fort, „unter den Wesen, die im Nichtwissen leben und wie in einem Ei verschlossen und befangen sind, die Eierschale des Nichtwissens zerbrochen und allein in der Welt die erhabenste, universale Buddhahashaft erlangt. So bin ich, o Brahmane, das älteste, das edelste unter den Wesen.“ —

Nach diesen Proben erscheint uns die Klage Neumanns (Vorrede zur Anthologie S. 14): „Manchem sagt die leidenschaftlich-unruhige, oft wilde Diktion unserer Bibel besser zu, als der einfache, gemessene, erhaben-ruhige, und dabei doch tief ergreifende Stil des buddhistischen Kanons,“ recht verwunderlich. Oldenberg, der so treffliche Kenner und milde Beurteiler des Buddhismus schreibt dagegen richtiger: „Wo wir die christlichen Evangelien aufschlagen, finden wir überall die zartesten und tiefsten Züge des Wirkens Jesu, das sorgend, tröstend, heilend, aufbauend von Person zu Person dringt. Wie anders das Bild, das uns die buddhistische Gemeinde von dem Wirken ihres Meisters aufbewahrt hat, wie unendlich arm an jedem Zuge, der die Geheimnisse des persönlichen Lebens berührt. Das lebendig Menschliche verschwindet hinter dem Schema, der Formel; niemand, der Leidende und Traurige sucht und tröstet; das Leiden der ganzen Welt ist es allein, von dem wir immer und immer wieder hören.“ —

Die wirklich schönen Sinnsprüche, Gleichnisse und Geschichten, die unseren Geschmack anmuten, sind äußerst spärlich. Schön ist folgendes Gleichnis: „Wie der Landmann seinen Acker pflügt und die Saat ausstößt und Wasser hinzuleitet, wie er aber nicht Macht hat zu sagen: heute soll das Getreide wachsen, morgen soll es keimen, den nächsten Tag soll es reifen, sondern warten muß, bis die rechte Zeit kommt und seiner Frucht Wachstum und Reife bringt, so ist es auch mit dem Jünger, der nach der Erlösung trachtet: er muß seinen Wandel in strenger Zucht halten, geistlicher Betrachtung beflissen sein, die Lehre des Heils eifrig lernen; aber er hat nicht Macht zu sagen: heute oder morgen soll mein Geist von

allem unreinen Wesen erlöst werden, sondern er muß warten, bis seine Zeit kommt, daß die Erlösung ihm zu teil werde.“ (Vergleiche das ähnliche Gleichnis in knapperer Form aus Jakobus 5, 7: „So seid nun geduldig, lieben Brüder, bis auf die Zukunft des Herrn. Siehe, ein Ackermann wartet auf die köstliche Frucht der Erde und ist geduldig darüber, bis er empfangen den Morgenregen und Abendregen. Seid auch ihr geduldig und stärket eure Herzen, denn die Zukunft des Herrn ist nahe.“)

Schön sind vor allem jene echt buddhistischen Sprüche, die auch in der Bibel stehen könnten: „Wer sich selbst besiegt, der ist der beste unter den Siegern.“ „Wer den aufsteigenden Zorn zurückhält, wie den rollenden Wagen, den nenne ich einen Wagenlenker.“ „Wie der Baum, auch wenn er geköpft ist, von neuem wächst, so lange die Wurzel unverfehrt ist, so kehrt der Schmerz immer wieder, wenn nicht der Hang zur Lust ausgerottet ist.“ „Durch Nichtzürnen überwinde man den Zorn; das Böse überwinde man mit Gutem, den Geizigen überwinde man mit Gaben, durch Wahrheit überwinde man den Lügner.“

Echt poetisch sind folgende Verse:

Lang ist dem Wachenden die Nacht,
Dem müden Wandrer lang der Weg,
Lang der Wiedergeburtens Qual,
Dem, der nicht schaut der Wahrheit Licht.

Gleichwie der tiefe See ruhig,
Mit reinen Wassern, spiegelklar,
Also, der Wahrheit Wort hörend,
Findet Ruhe des Weisen Herz. — u. a. —.

An die hebräischen Psalmen erinnert uns folgendes Lied:
„Buddha sprach:

Immer wieder sät man aus den Samen,
Immer wieder strömen Regen die Wolken,
Immer wieder pflügt das Feld der Pflüger,
Immer wieder opfert man den Göttern.
Immer wieder wandern hin die Bettler,
Immer wieder geben edle Geber,
Immer wiederholten Gebens Früchte
Immer wieder ernten sie die Geber. —
Immer wieder geben Milch die Kühe,
Immer wieder bildet sich das Junge,
Immer wieder leidet es und darbet. —

Zimmer wieder schwängert man die Weiber,
Zimmer wieder keimt ein neues Leben,
Zimmer wieder wird es neu geboren,
Zimmer wieder welkt es hin zum Tode,
Zimmer wieder trägt man weg die Leichen.
Doch, ist der Weg der Nimmerwiederkehr gefunden,
Tritt nicht mehr wieder in das Sein der Weise."

(Neum. Anthol. S. 157.)

Aber dies alles sind doch nur Lichtstrahlen; im ganzen erscheint uns die Urkunde des Buddhismus wie eine einbalsamierte, orientalische Mumie, vertrocknet, starr, ohne Leben, und darum auch kein Leben weckend. Der Tod der Langweile und Unnatur schaut überall heraus und stößt uns, die wir uns an der Bibel des Christentums gebildet haben, zurück.

Von dem Tripitaka wenden wir uns zu dem leidenschaftlichen, lebensstrogenden Islam und dessen Koran.

Hätten wir schon beim Tripitaka die historische Treue rühmen müssen, mit der Buddhas Worte aufgezeichnet worden sind, so ist daselbe ganz besonders vom Koran hervorzuheben. Der Koran, d. h. „das zu Lesende“, „Lesung“, „Vorlesung“, ist Mohammeds unmittelbares Werk. Er selbst ist der Autor dieses Religionsbuches, und fast alles, wenn man einige wenige Hinzudichtungen des ersten Kalifen abrechnet, ist Wort für Wort aus Mohammeds Munde hervorgegangen, und auf seine direkte Veranlassung durch einen Schreiber zur Niederschrift gebracht worden. Die islamische Bibel enthält keine Geschichten seines Lebens, wie unsere Evangelien, sondern nur Worte, die der Prophet geredet hat. Mohammed hielt sich für inspiriert; er glaubte, daß ihm alle Offenbarungen, die heute den Koran füllen, durch Vermittlung des Engels Gabriel direkt von Allah mitgeteilt würden. Wenn er einen epileptischen Anfall gehabt hatte und nach langer Starre wieder zu sich kam, hatte er nach seiner Angabe mit Gabriel verkehrt und jedesmal eine neue Offenbarung erhalten. Später kamen diese Offenbarungen auch dann, wenn er sie gerade brauchte, oder wenn er einen selbstfüchtigen Zweck im Auge hatte.

Die meisten Inspirationen, die im Koran stehen, sind in Reimen verfaßt, und die ältesten oft von hohem dichterischen Schwung. Er ließ sie im Gedächtnis aufbewahren. Als sie sich aber zu sehr anhäuften, diktierte er sie einem seiner Freunde, weil er selbst im Schreiben wenig Geschick hatte. Doch von einer

regelmäßigen Sammlung war anfangs keine Rede. Viele Notizen wurden ausgewaschen oder weggeworfen, wenn man den Inhalt auswendig wußte. Die Offenbarungen sollten nach der Absicht des Propheten „in den Herzen der Menschen leben,“ und durch die Zunge fortgepflanzt werden. Anfangs teilte er, der Wahrheit folgend, seine Offenbarungen noch ein in „Wiederoffenbarungen“ (Geschichten aus dem Alten Testament, Erzählungen der Schicksale anderer Völker u. s. w.) und in den „gepriesenen Koran.“ Dieser letztere enthielt Originaloffenbarungen, Mohammeds heiligste Empfindungen, und er erkannte darin selbst die unmittelbare Stimme seines Gottes. Später aber, da er auf der Höhe der Macht zum Heuchler und Betrüger wurde und über Gewissenskrupel völlig hinweg war, erklärte er auch die mit klarem Bewußtsein andern nach erzählten, und von seinem Lehrer Bahyra ihm beigebrachten, mit vieler Mühe stilisierten Prophetengeschichten als direkte Eingebungen Gottes, wie z. B. die Geschichte Josephs (Sure 12) u. a., und nun fing er auch an, alles niederschreiben zu lassen, einmal zu liturgischen Zwecken, damit die Gläubigen im öffentlichen und privaten Gottesdienst Stoff zum Vorlesen hätten, und sodann, um sein eigenes Gedächtnis zu unterstützen. Ohne dies Hülfsmittel hätte er bald die nötige Kenntnis seiner eigenen Inspirationen verloren. Er drückt sich hierüber bildlich, aber doch recht verständlich aus: „Der Korankundige gleicht dem Eigentümer eines angebundenen Kameels; wenn er es in Acht nimmt, hat er es, und wenn er es los läßt, läuft es davon.“ Noch in Mekka fing er an, als er die Unterschiede zwischen „Koran“ und „Wiederoffenbarung“ verwißt hatte, die damals vorhandenen Stücke in Kapitel, in „Suren“, einzuteilen, aber völlig regellos. Er stellte Stücke aus verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Inhalt chaotisch zusammen, und reihte, was ihm gerade in den Sinn kam, aneinander. Daher ist in den einzelnen Suren oft ein wildes Durcheinander, z. B. die Mischsuren 6, 10, 11, in welche alle Abfälle hineingeworfen wurden, die irgendwo übrig blieben, und an die später immer neue Inspirationen angeflickt worden sind. So weit das Material reichte, wurde die Surenbildung schon in Mekka vor 622 zustande gebracht.

In Medina änderte er den Charakter seiner Inspirationen. Sie beziehen sich nur auf Tagesereignisse, enthalten Gesetze und Weisungen für Gläubige, und beurteilen den Erfolg von Schlachten

und anderen Begebenheiten. „Der Koran wurde von nun an zu einer Art von Moniteur; nur schade, daß nicht jedem Artikel das Datum vorgesetzt ist.“ (Sprenger; Moh. III, S. 29.) Meist ließ er seine Orakel über Tagesereignisse erst dann vernehmen, wenn sich die öffentliche Meinung schon abgeklärt hatte. Erst nachdem ein Gegenstand reiflich besprochen und die Verfügung Gottes darüber einige Zeit erwartet worden war, erfolgte die Offenbarung. Alle diese medinensischen Suren sind ohne Schwung; der Reim ist an den Haaren herbeigezogen; die Prosa matt, salbungreiche Phrasen stereotyp. Diese Offenbarungen in Medina wurden sofort aufgezeichnet von Mohammeds Schreiber Zayd. Wenn Mohammed eine Inspiration formuliert hatte, ließ er diesen Schreiber zu sich rufen, und sagte ihm, wo er sie einschalten sollte, oder er paßte sie den vorhandenen Sätzen an, oder er stellte sie, wenn sich eine Anzahl angehäuft hatte, zu einem besonderen Kapitel zusammen. Das Chaos ward auf diese Weise immer größer.

Als Mohammed 632 starb, standen diese Aufzeichnungen auf Leder, Pergament, Schiefertafeln, Palmblättern und Kamelschultern, und lagen ohne alle Ordnung durcheinander. Da ließ sein Nachfolger Abu Bekr diesen schriftlichen Nachlaß sammeln und in Bündel zusammenbinden, denn es mußte ihm darauf ankommen, daß nichts von den heiligen Worten des Islam verloren gehe. Um aber sämtliche Sprüche Mohammeds zu besitzen, ließ Omar die Gläubigen auffordern, daß jeder, welcher weniger bekannte Teile des Koran besitze oder auswendig wisse, dieselben mitteilen solle. So gelang es, alles zusammenzuschreiben, was man überhaupt aus des Propheten Munde je gehört hatte. Zayd, der Schreiber Mohammeds, übernahm diese Aufgabe und stellte alles in regellosem Durcheinander unter die schon vorhandenen Suren oder in neue zusammen. Die Folge dieser allzu ängstlichen Redaktion war einmal die, daß sich eine Menge von Wiederholungen einschlich, und vor allem die, daß noch heute eine Fülle von Widersprüchen dieses unentwirrbare Chaos durchzieht.

In 114 „Suren“ schrieb Zayd den ganzen Stoff zusammen; manche von diesen Suren enthalten 2—300 Verse, manche nur 6—11. Jede Sure erhielt auch eine Überschrift. Diese ist aber nicht als Inhaltsangabe zu betrachten, da sie häufig von einem der Anfangsworte der Sure, oder von einer einzelnen, darin

erwähnten Begebenheit hergenommen ist. So heißt z. B. die zweite Sure, welche die wichtigsten Sätze des Islam enthält, die „Kuh“, weil im 66. und in den folgenden Versen von der roten Kuh die Rede ist, welche Moses den Israeliten zu opfern befohl. Andere Überschriften lauten: Die Beute, die Familie Amrams, die Verbündeten, die zu Prüfende, die Frauen, das Erdbeben, das Eisen, der Krieg, der Donner, u. s. w.

Von Omars Nachfolger, von Othman, ist erst dieser auf Fellen und Knochen aufgeschriebene Koran zu einem zusammenhängenden Buche verarbeitet worden, im Jahre 652. Damit war der Koran zum erstenmal als Buch herausgegeben. Othman befohl, daß diese offizielle Ausgabe in Zukunft maßgebend sein, und alle auf Blätter geschriebenen Notizen verbrannt werden sollten. Zugleich ließ er mehrere Exemplare anfertigen und sie in die Hauptstädte verteilen.

Aber auch diese letzte Zusammenstellung des Koran zum Buche ist wieder mit den ungeheuersten Unordnungen verbunden gewesen. Wohl waren schließlich die einzelnen Kapitel nach willkürlicher Stoffwahl zusammengeschrieben; aber wie sollte man nun die einzelnen Suren aufeinander folgen lassen? Man stellte sie nach der Menge ihrer Verszahl hintereinander, die längsten an den Anfang, die kürzeren zuletzt, und so mag es denn auf Erden kaum ein Buch geben, welches an wilder Regellosigkeit und unlogischer Reihenfolge der Gedanken und Kapitel sich mit dem Koran messen könnte. Nicht einmal der gewiegteste, mit vollkommener Sprach- und Sachkenntnis ausgerüstete Forscher findet sich in diesem Topfe zurecht.

Aber trotzdem diese Entstehung den Koran so deutlich als fehlerhaftes, unklares Menschenwerk erweist, so tritt der Islam doch mit dem Anspruch auf, daß dieser Koran ein unfehlbares, absolut vollkommenes, direkt von Gott auf die Erde gesandtes Buch sei. Ganz im Gegensatz zu Buddha, der seine Lehre keinem Gott, sondern nur sich selbst und seinem Nachdenken verdanken wollte, hat Mohammed die Behauptung gewagt, alle seine Offenbarungen durch unmittelbare Vermittlung Gottes erhalten zu haben. Es war die Ansicht einer damals in Arabien verbreiteten jüdenchristlichen Sekte, daß es ein im Himmel aufbewahrtes heiliges Buch gäbe, aus dem Gott seine Offenbarungen auf die Erde sendete. Mohammed wollte dieses Buch in der Nacht des Fatums selbst gesehen und darin gelesen haben, und sanktionierte die Ansicht, daß sein Koran das getreue Abbild dieses

himmlischen Buches in arabischer Sprache sei, gewissermaßen eine für Menschen verfaßte, getreue Abschrift des im Himmel aufbewahrten Originals. Weil Mohammed hieran mit zäher Energie festhielt und den Gläubigen etwas absolut Unfehlbares in seinen Worten geben wollte, darum führt er immer Gott selbst redend ein und legt ihm direkt alle Offenbarungen in den Mund; an zahllosen Stellen heißt es: „Der Koran geht vom Herrn der Welten aus;“ „er ist aufgezeichnet in der Quelle der Offenbarung, d. h. im Himmel, und ist erhabenen und weisen Inhalts.“ Wenn ihm aber von Judenchristen Vorwürfe in der Kenntnis der jüdisch-christlichen Geschichte nachgewiesen wurden, wenn er direkt des Irrtums oder des Schwindels überführt wurde, wenn er z. B. eine Episode aus dem Leben Alexanders des Großen dem Moses zuschrieb, oder wenn er Jakob zum Sohne Abrahams machte, und er die Opferung, die Abraham an Isaak vollzog, an Ismael vollzogen sein ließ, oder wenn er gar Maria, die Mutter Jesu, zu einer Schwester Moses stempelte und Maria mit Mirjam verwechselte, oder wenn er die Geschichte Jesu ganz nach Auffassung der apokryphischen Legenden darstellte, ohne Rücksicht auf die vier Evangelien, oder wenn er den Gläubigen vorlog, er habe auf einem Pferde eine Lustreise nach Jerusalem gemacht, und er dann, als die Heiden ihn auslachten und viele Gläubige von ihm abfielen, diese Geschichte schnell in ein Traumgezicht verwandelte, und er wenige Jahre später, als der Glaube an ihn festgewurzelt war, doch wieder auf seine ursprüngliche Angabe zurückkam, so wußte er sich doch immer wieder herauszureden und sich mit der Autorität seines Prophetentums zu decken. Oft schwieg er auch, um später auf dieselben Behauptungen zurückzukommen, oder er begründete seine Korrektur, falls er sie eintreten ließ, mit dem Wort: „Allah streicht, was er will und bestätigt, was er will.“ Mohammed besaß gar keinen Wahrheitsfinn. Sein Prophetentum hatte seine einzige Stütze in der immer wiederholten Behauptung, daß seine Worte oder sein Koran unfehlbar seien.

Dies ist auch heute noch im Islam Kirchenlehre. Der Koran ist ein abgöttisch verehrtes Buch, unfehlbar in allen Lehren und darum auch in politischen und socialen Dingen maßgebend. Er ist das Religions- und Gesetzbuch der islamischen Völker und ist in den theokratisch regierten Staaten das Grundgesetz. Wie heilig das inspirierte Buch den Moslim ist, geht aus folgendem, alten

Glaubensbekenntnis hervor: „Der Koran ist das Wort Gottes, in den Büchern eingeschrieben, in den Herzen memoriert, von den Zungen recitiert und durch die Ohren gehört. Der Koran selbst ist aber nicht in den Büchern immanent. Dem Propheten ward er von oben herab geoffenbart; unsere Sprache, womit wir den Koran sprechen, ist erschaffen, unsere Schrift ist erschaffen, unsere Recitation ist erschaffen, aber der Koran an und für sich ist unerschaffen.“ Als früher einmal von der Sekte der Motaziliten eine rationale Auffassung des Koran vertreten wurde, nach der man ihn nicht für unfehlbares Gotteswort, sondern nur für die Zusammenfassung der Predigt eines gottbegeisterten Lehrers hielt, da hat man mit Feuer und Schwert gegen diese Ketzer gewüthet und die Todesstrafe darauf gesetzt, falls jemand auch nur einen Buchstaben anzweisele. Das gilt noch heute. Infolge dessen ist der Koran für die Massen ein zwar abergläubisch verehrtes, aber völlig unverständliches und mysteriöses Werk. Es fehlt ihm gegenüber das Recht der freien Meinung und Forschung. Man lernt ihn sklavisch auswendig und sagt ihn in den Gebetsstunden her. In den Herzen solcher Nachbeter aber kann ein Buch, an dem man nicht das geringste ändern darf, und dessen verworrenen Sinn man überhaupt gar nicht verstehen kann, kein religiöses Nachdenken und Leben erzeugen. Erst in neuester Zeit sind Koranübersetzungen in der Landessprache der Perser und Hindostaner erlaubt, und nicht mehr wie bisher lithographirt, sondern mit beweglichen Lettern gedruckt worden, was bis dahin für eine Verwundigung am Texte gehalten wurde. —

Treten wir nun dem Inhalt näher, so ist schon gesagt, daß derselbe ein Konglomerat von verschiedensten, unzusammenhängenden Gedanken ist. Ein deutscher Gelehrter, der beste Kenner islamischer Litteratur, Sprenger, hat in seinem großen Werke über Mohammed versucht, die Koranstellen chronologisch zu ordnen und sie nach dem Leben Mohammeds in Zusammenhang zu bringen. Es ist ihm mit unendlichem Fleiß gelungen.

Aber auch abgesehen von der Unordnung in der Gedankenfolge ist der Koran ein durchaus langweiliges und ermüdendes Buch. Es ist ein überaus geringer Inhalt in dem ganzen Werke enthalten. Wenn man weiß, daß Gott der einzige und ewige ist, Jesus ein Prophet, Mohammed aber von allen Propheten der erste, ferner, daß es ein Paradies gebe und daß bestimmte gute Werke

nötig seien, um dahin zu gelangen, wenn man ferner von der Fülle der Streitreden gegen Christen, Juden und Heiden mit den ewig wiederkehrenden Wendungen auch nur eine einzige gelesen hat, so kennt man fast den ganzen Inhalt des islamischen Religionsbuches.

Freilich giebt es aber auch manche poetische Stelle, welche es verdient, mit den Psalmen der Bibel verglichen zu werden; z. B. Sure 6: „Gott spaltet den Samen und die Kerne, bringt Leben aus dem Tode und Tod aus dem Leben hervor. Das ist der wahre Gott, wie könnt ihr so blöde sein? Er läßt die Morgenröthe hervorbrechen, setzt die Nacht zur Ruhe ein, Sonne und Mond zur Zeitrechnung. Das sind die Bestimmungen des Erhabenen und Allweisen. Die Sterne hat er geschaffen als Leitung in der Finsternis, für das trockene Land und das Meer. Solche klaren Zeichen haben wir für Verständige gegeben. Er ist es, der euch aus einem Menschen geschaffen und der Leibesfrucht einen sichern Ruheplatz angewiesen. Die Nachdenkenden finden hierin ein klares Zeichen. Er ist es, der Wasser vom Himmel herabsendet, durch das allerlei Pflanzen hervorsprossen, alles Grün, dichtverwachsenes Korn, Palmbäume mit schwerbeladenen Zweigen, Gärten mit Trauben, mit Oliven und Granatäpfeln aller Art. Beobachtet nur diese Früchte, wie sie wachsen und hervorreifen; sie sind Zeichen genug für ein gläubiges Volk.“

Vor allem versteht es der Prophet, mit glühenden Farben die Schönheit des Paradieses zu malen, und diesen lebendigen, sinnlichen Schilderungen verdankt er eine Menge seiner Anhänger. „Wenn der Auferstehungstag eintritt, wird ihn niemand mehr leugnen. Er erniedrigt den einen und erhebt den andern; die Erde wird erschüttert, die Berge werden zerbröckelt und zerfliegen in Staub. Die Menschen werden in drei Klassen geteilt: Gefährten der Rechten (wie selig werden die Gefährten der Rechten!), Gefährten der Linken (wie unglücklich werden die Gefährten der Linken!) und die Ersten, die allen in Gutem vorangegangen. Diese stehen Gott am nächsten in wonnevollen Gärten. Die meisten von ihnen gehören einer früheren Zeit an, wenige nur der späteren. Sie sitzen einander gegenüber auf golddurchwirkten Polstern. Unsterbliche Jünglinge umgeben sie mit Kannen, Kelchen und Bechern voll Wein, der weder Schwindel hervorbringt noch den Verstand trübt, mit Früchten, die ihnen am besten schmecken und Geflügel,

je nach Lust. Auch Jungfrauen mit großen, schwarzen Augen, wie verschlossene Perlen, besitzen sie zum Lohn für ihre Werke. Da hören sie weder ein schlüpfriges Wort, noch eine Klage, nichts als Heil, Heil! Und die Gefährten der Rechten, — wie selig werden die Gefährten der Rechten! — sind unter dornenlosen Lotus- und schwerbeladenen Bananenbäumen, in unvergänglichem Schatten, bei immer fließendem Wasser, nie mangelnden Früchten auf erhöhten Betten gelagert. Für die Gefährten der Rechten haben wir liebliche Huris geschaffen, die stets Jungfrauen bleiben und nie alt werden. Viele der früheren und viele der späteren Zeit gehören zu dieser Klasse. — Und die Gefährten der Linken — wehe den Gefährten der Linken! — sind in glühendem Winde, siedendem Wasser und im Schatten schwarzer Rauchwolken, häßlich anzusehen und ohne Kühlung. Denn sie haben schon vorher in dieser Welt ihren Gelüsten gelebt und sind in der größten Sünde verharret. Sie haben gesagt: wenn wir gestorben und nur noch Knochen und Staub sind, sollen wir dann wieder auferstehn, oder gar noch unsere ältesten Väter? Sprich: wahrlich, die früheren und die späteren werden an dem bestimmten Tage zusammengerufen. Dann werden die Verirrten, welche die Propheten Lügner genannt, sich vom Baum Zakum (der im Leibe brennt, wie kochendes Wasser und siedendes Öl, vgl. Sur. 44, 42) den Leib anfüllen und wie ein dürstendes Kamel über kochendes Wasser herfallen. Das ist ihre Bestimmung am Tage des Gerichts.“ (Sur. 56, 1 ff.)

Wenn wir auch dieser schwungvollen Schilderung eine poetische Kraft nicht absprechen wollen, so fehlt ihr doch der Stempel der keuschen, göttlichen Wahrheit. Immer ist es die lüsterne Phantasie Mohammeds oder sein begrenzter, menschlicher Verstand, der zu uns redet; seine unvollkommene Persönlichkeit mit allen ihren Schwächen tritt uns schon im Koran offen entgegen, und alle die breiten, langweiligen Wiederholungen, dieses ewige Einerlei der Streitreden, die Fülle der Widersprüche und Fehler und nicht zuletzt die Abhängigkeit vom Judenthum lassen den Propheten als einen theologisch ungeschulten, unbedeutenden und religiös völlig abhängigen Kompilator erscheinen. Der Koran steht daher hinsichtlich der Form nicht viel höher als das Tripitaka der Buddhisten. Beide, Tripitaka und Koran, geben uns zwar in glaubwürdigster Weise die Worte der Meister wieder; sie enthalten neben schwerverständlichen, geschraubten und gekünstelten Sätzen



viele schöne Perlen; aber es fehlt ihnen beiden die göttliche Weihe, die Kraft der einleuchtenden Wahrheit, das Herz überwältigende, das undefinierbare Etwas der göttlichen Offenbarung, welches lediglich zusammenhängt mit der heiligen Persönlichkeit des gottgesandten Stifters.

Von den Dreien ist das nur Einer gewesen, Jesus Christus, dessen Leben und Tod, dessen Worte und Gleichnisse die Evangelien des Neuen Testaments uns aufbewahrt haben.

Ist aber das Neue Testament auch glaubwürdig und giebt es uns unseres Heilandes Gestalt und Worte auch richtig wieder, ohne Übertreibung, oder hat es den Meister vielleicht idealisiert und uns ein Phantasiebild aufgezeichnet, ganz anders, als die geschichtliche Person gewesen ist? Ist das der Fall, dann steht das Neue Testament nicht nur wegen seiner Unglaubwürdigkeit weit unter dem Tripitaka und dem Koran, sondern dann haben wir auch keinen Grund, uns unseres Meisters vor Buddha und Mohammed zu rühmen und unser Christentum als die eine geoffenbarte Religion anzusehen.

Zunächst muß jeder zugeben, daß das Neue Testament von Anfang bis zu Ende in einer klaren, bald einfachen, bald gewaltigen Ausdrucksweise geschrieben ist. Überall strenger Gedankenfortschritt, überall die schlichte Sprache der Wahrheit ohne langweilige Breite, ohne Unnatur und Künstelei, ohne Wiederholungen und Übertreibungen. Die einzelnen Bücher sind alle geschlossene Ganze, und doch ergänzen sie sich, die Evangelien untereinander und nicht minder die Briefe. Es ist ein großer, einheitlicher Gedanke, der sich ohne Widersprüche durch das ganze Neue Testament hindurchzieht, und dieser heißt: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden.“ (Apg. 4, 12.) Und wo findet man in den anderen Religionsbüchern ähnliches, wie die gewaltige zusammenhängende Bergpredigt Jesu, seine unvergleichlichen Gleichnisse, die majestätische Art seiner Rede gegen Freund und Feind, wo etwas Ähnliches, wie die unergründliche johanneische Tiefe, wie die paulinische Gedankenschärfe und der paulinische Schwung; wo giebt es wieder ein Kapitel wie das 13. im Korintherbrief? wo hat man ähnliches, wie diese objektive Geschichtsdarstellung der Evangelien? Kein buddhistisches Sutra, keine koranische Sure reicht heran an ein Kapitel des Neuen Testaments mit seiner unge-

schminkten Wahrheit, seiner Schönheit und überzeugenden Klarheit. Hat man bei Betrachtung des Tripitaka und des Korans das Gefühl, als stände man vor einem Trümmerfelde, dessen erratische Blöcke wirr und ordnungslos, mit verdeckendem Epheu übersponnen, durcheinanderliegen, so ist es bei Betrachtung des Neuen Testaments, als stände man vor einem hohen, in allen seinen Theilen harmonischen, gotischen Dome, dessen Spitze weit in die Wolken reicht und in dessen Hallen Gottes Stimme wie Orgelton uns tief in das Herz dringt.

Und daß diese Überzeugung auf Wahrheit sich gründet, das bezeugt die Geschichte der Entstehung des Neuen Testaments.

Hier ist jedoch von vornherein die altkirchliche Ansicht zurückzuweisen, in ihrer ausgebildeten Schroffheit fast der islamischen Auffassung von der Inspiration des Koran ähnlich, daß nämlich der heilige Geist den neutestamentlichen Schriftstellern die Worte in die Feder diktiert habe, so daß sie nur niederzuschreiben brauchten, was ihnen von oben eingegeben wurde. Auf Grund einer wissenschaftlichen, frommen und gesunden Kritik, der in diesen Fragen ein Recht in unserer Kirche notwendig eingeräumt werden muß, haben wir die Verbal-Inspiration mit der daraus folgenden Unfehlbarkeit aller Sätze und Gedanken zu verneinen. Wir dürfen die Bibel nicht zu unserem Gott machen und auch nicht zu einem Stein des Anstoßes für viele, die da redlich suchen und glauben. Die richtige, auf wissenschaftlichen Ergebnissen ruhende Auffassung von der Entstehung unserer Bibel bleibt vielmehr die: Jesus selbst hat nichts geschrieben; der Grund hierfür liegt in äußeren Verhältnissen; außerdem hatte er seine Religion nicht als eine Gründung neuer Dogmen aufgefaßt, sondern als heiliges, inwendiges Leben, erwachend aus der Gemeinschaft mit dem himmlischen Vater durch den Herzensglauben an ihn; und dieses neue Leben hatte er in die Jüngerherzen hineingesenkt, dessen stetige Entwicklung er selbst als Auferstandener lenken und fördern wollte.

Als Jesus nun gen Himmel gefahren war, wurden seine Worte für die zurückgebliebenen Jünger ein Ersatz. Man hatte sie sich fest eingepreßt, und immer wieder und wieder gingen die Geschichten seines Lebens und der prägnante Ausdruck seiner klaren Predigten von Mund zu Mund. Fast 30 Jahre lang hatten die Gläubigen in dieser Weise die Worte und Thaten Jesu im Ge-

dächtnis aufbewahrt, sie mündlich fortgepflanzt, so daß sich mit der Zeit eine feste, stereotype Art der Fassung herausbildete, und man sich gewöhnte, das Leben Jesu in der von den Aposteln herührenden, schlichten, sanktionierten Form wiederzugeben. Es bildete sich auch in dieser Zeit ein eigentümlicher Stand solcher Prediger heraus, welche, mit scharfem Gedächtnis begabt, das in den Gemeinden verkündeten, was man überhaupt von Aussprüchen Jesu und von Begebenheiten seines Lebens durch die Überlieferung der Augenzeugen besaß. Solche Erzähler hat man vielleicht mit jenem Amtsnamen der „Evangelisten“ bezeichnet, und ihnen haben sich dann bald darauf, wie einst den alten Propheten ihre schriftstellernden Namensbrüder, die schreibenden Evangelisten angeschlossen.

Als nun aber die Zahl der Augenzeugen Jesu abnahm, als ein Apostel nach dem anderen in das Grab sank, da fühlte die heranwachsende Gemeinde das Bedürfnis, in bleibender Form von autoritativer Seite für alle Zeiten, bis der Herr wiederkäme in seiner Herrlichkeit, alles Wissenswerte schriftlich aufgezeichnet zu sehen. Nachdem Paulus schon mehrere Sendschreiben an einige Gemeinden verfaßt hatte, griff der Apostel Matthäus zur Feder um das Jahr 60—70 und schrieb in palästinensischer Volkssprache eine Sammlung von Herrenworten nieder mit möglichster Treue und sachgemäßer Zusammenfassung. Das ist der Ur-Matthäus. Gar bald wurden diese Herrenworte ins Griechische übersetzt. Um dieselbe Zeit, vielleicht im Jahre 66, schrieb auch Markus, der Freund des Petrus, sein erstes Geschichtsevangelium mit besonderer Hervorhebung der Thaten Jesu; das ist der sogenannte Ur-Markus. Ein galiläischer Christ, heute uns unbekannt, stellte diese losen Einzelaufzeichnungen zu einem geordneten Evangelium zusammen noch vor dem Jahre 70; es ist dies unser Markus-Evangelium, das nach dem Jahre 70 nur noch kleine Änderungen erfahren hat. Aus diesen beiden ältesten Aufzeichnungen des Matthäus und Markus ist dann kurze Zeit vor oder nach der Zerstörung Jerusalems unser heutiges Matthäus-Evangelium zusammengestellt worden unter sachgemäßer Verbindung und kunstvoller Gruppierung der Herrenworte und der Herren-Thaten. Infolgedessen heißen auch die Überschriften unserer Evangelien nicht das Evangelium „des“ Matthäus und „des“ Markus, sondern das Evangelium „nach“ Matthäus und „nach“ Markus. Eben-

dieselben Quellen, und noch einige andere, uns verloren gegangene, benutzte auch nach 70 der Arzt Lukas, Pauli Begleiter, so daß also um das Jahr 80, also kaum 50 Jahre nach dem Tode Jesu, die drei ersten Evangelien in der heute uns vorliegenden Fassung existierten. Sie haben über alle anderen, noch außerdem vorhandenen und später noch in Fülle geschriebenen, den Sieg davongetragen, und schon 139 berichtet uns Justin der Märtyrer, indem er den Namen „Evangelium“ zuerst ausspricht, daß die „Denkwürdigkeiten der Apostel, die man Evangelien nennt,“ im öffentlichen, gottesdienstlichen Gebrauche seien. Er selbst zeigt sich mit diesen drei ersten völlig vertraut, wenn er auch die Citate aus ihnen mit einer gewissen Freiheit wiedergiebt. Schon ein Schüler Justins, Tatian, unternimmt auf Grund der Evangelien die Abfassung einer Evangelienharmonie, und dem Irenäus, diesem großen Träger des kirchlichen Bewußtseins gegen Ende des 2. Jahrhunderts, gilt ihre Vierzahl bereits als so vorsehungsvoll geordnet, wie die Vierzahl der Weltgegenden oder der Elemente. (Vgl. Beyschlag, Leben Jesu I, S. 71.)

Als letzter von allen, aber noch vor dem Jahre 100, vielleicht um das Jahr 90, schrieb der Apostel Johannes sein „zartes Hauptevangelium,“ wie Luther es genannt hat. Vielangefochten, auch von manchen in die Mitte des 2. Jahrhunderts versetzt, glauben doch eine Fülle ansehnlicher Gelehrter, daß wir gerade dies Evangelium als den treuesten Bericht des Jüngers, der an des Herrn Brust gelegen, auffassen und demselben volle Echtheit zutrauen müssen. Dies Evangelium ist in der Kirche viel zu früh bekannt gewesen und benutzt worden, es ist auch zu originell, zu gewaltig, zu tief, als daß es ein uns Unbekannter im 2. Jahrhundert könnte geschrieben haben. Während unsere heutigen Evangelien des Matthäus und Markus nicht aus der Hand der genannten Männer stammen, sondern durch Zusammensetzungen und Überarbeitungen erweitert auf uns gekommen sind, so ist das Johannes-Evangelium, abgesehen vom letzten Kapitel, ähnlich wie das Lukas-Evangelium, ein eigenhändiges Werk des genannten Autors. Wenn das Evangelium sich selbst als Werk eines Augenzeugen (1, 14; 19, 35) bezeichnet, wenn ferner das ganze christliche Altertum, mit Ausnahme einer kleinen, judenchristlichen Partei, die an der Logoslehre Anstoß nahm, dies Buch für das Werk des Apostels Johannes hielt, und schon von 150 an in den uns

erhaltenen Schriften seiner Schüler und seiner Gegner Citate und direkte Berufungen auf das Johannes-Evangelium vorkommen, wenn ferner noch eine Menge innerer Gründe für die Authenticität desselben sprechen, so ist das entscheidend, und wir wiederholen die Frage Beyßlags (Leben Jesu I, S. 119): „Das zweite Jahrhundert der Kirche ist traditionell gesinnt, kirchenordnungsbedürftig, asketisch gerichtet, und von alledem hat dies geistesfreie, mystische Evangelium keinen Hauch. Wer wäre der wunderbare Fremdling im zweiten Jahrhundert, der von allen Schwächen desselben unberührt, alle kirchlichen Größen seiner Zeit um eines Hauptes Länge überragt hätte, und dennoch persönlich absolut unbekannt und spurlos geblieben wäre?“

Es ist eine ganz besondere Gnade Gottes, daß wir im Johannes-Evangelium nicht nur einzelne Thaten Jesu kennen lernen, welche uns die Synoptiker nicht geschrieben haben, sondern daß wir hier Jesu einmal tief in sein Herz schauen können. Hat Johannes den ganzen Stoff auch durch seine eigene Individualität hindurchgehen lassen, so hat doch er, der am tiefsten in Jesu Seele gelesen, uns ein geschichtlich treues Verständnis von Jesu Wesen und seiner inneren Beziehung zu Gott übermittelt. Er will ihn darstellen als das fleischgewordene Wort Gottes, als Gottes fleischgewordene Liebe und seinen vollzogenen Welt-Erlösungs-Natßluß. So ergänzt er auch hier die Synoptiker. Schön schreibt hierüber Zittel (Entstehung der Bibel S. 179): „Wir können für diese beiden Bilder des einen Herrn und Meisters nur herzlich dankbar sein, da wir bei den Synoptikern ein treues Abbild davon erkennen, wie sich Christus als Mann des Volkes erwiesen hat; bei Johannes, wie er, der heilige Gottessohn, himmlische Wahrheit und göttliche Liebe über die Menschheit ausströmte; dort die gewaltige Pharisäergeißel, hier die Brust, an der sich's selig ruht; dort schreiten wir mit ihm durch das rastlos bewegte Leben, hier setzen wir uns wie Maria zu seinen Füßen und lauschen seiner Weisheit, wie Nikodemus in heimlich stillem Dunkel der Nacht, da Ruhe die Erde umschattet. Dort ist er der lang erwartete „Menschensohn“, der Vollender des Judentums, hier das himmlische Gotteswort im Fleische, das Licht der Welt, das nicht von dieser Welt ist, aber in ihr scheint — wenn sie es auch gar oft verkennet und verachtet. Dort greift er gewaltig ein in das rollende Rad der Weltgeschichte, ihm eine neue Wendung zu geben, hier

schaut er in elegischer Behmut in den dem Abgrunde zueilenden Strom des Lebens, mehr der lichten Zukunft, als der dunklen Gegenwart zugewendet; dort ist mehr sein Thun, hier mehr sein Sein, dort mehr sein Wort, hier mehr sein Herz und seines Geistes innere Welt zu finden.“

Und soll ich nun noch nach dieser, auf wissenschaftlichen Resultaten beruhenden Darstellung den Beweis der Glaubwürdigkeit der Evangelien antreten? Unsere kritische Zeit hätte es wahrlich nicht nötig, an derselben zu zweifeln, wie sie es thut.

Wie wir im Tripitaka und im Koran eine getreue Wiedergabe der Aussprüche und des Wesens der beiden Stifter haben, so stehen wir auch im Neuen Testament auf durchaus geschichtlichem, glaubwürdigem Boden. So, wie der Heiland geschildert ist, so ist er gewesen. Die Wunder, die berichtet werden, die Worte, die man ihm in den Mund legt, sind fast alle geschehen. Dafür bürgt uns die Thatsache, daß die Verfasser nicht nur überhaupt vom heiligen Geist erfüllt, sondern auch mehr oder weniger als Augenzeugen oder als Schüler solcher in einzigartiger Weise dazu geeignet waren, die Offenbarungsthatfachen zu bezeugen. Auf Grund ihrer unmittelbaren Inspiration durch Christus oder durch seine Apostel konnten sie aus erster Hand das Gehörte niederschreiben, und da sie schon 30—40 Jahre nach Jesu Tod schrieben, war eine Legendenbildung ganz ausgeschlossen. Denn wenn sie wirklich Sagen und Mythen hinzugedichtet, wäre da nicht aus den Reihen der wahrheitsliebenden Apostel Widerspruch gegen solche Unwahrheiten erhoben worden? Aber nirgends zeigt sich Widerspruch; im Gegenteil, die erste Generation nahm die Evangelien an, und wies dagegen andere, mit Legenden ausgeschmückte, apokryphische Machwerke ab. Ferner ist es nicht auch ein Beweis der Glaubwürdigkeit, daß das Christusbild in der historischen Grundfassung bei allen genau übereinstimmt? Dieselben Thaten, dieselben Aussprüche, dieselbe Auferstehung, vor allem dasselbe heilige, sündlose, liebevolle Wesen — diese Gleichartigkeit der Auffassungen bei Verschiedenheit der einzelnen apostolischen Charaktere und Zwecke bürgt mit Evidenz für ihre historische Thatsächlichkeit und der Apostel Glaubwürdigkeit. Wäre der Herr anders gewesen, als die Evangelien ihn schildern, so müßte das noch irgendwo hervorscheinen. Das ist aber nicht der Fall. — Sodann muß man bedenken, daß es des Heilands Pflicht war,

bevor er starb, für ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild seines Lebens zu sorgen. Es wäre unverantwortlich von Jesu, hätte er seine Jünger in Wahnideen über ihn selbst herumirren lassen. Er mußte sich mit Männern umgeben, denen er ein klares, gesundes Urtheil über sich zutrauen konnte, denn auf ihrer Wahrheit beruhte der Fortbestand seiner Religion. So bürgt uns denn auch die Wahrheit Jesu dafür, daß seine Jünger klare Köpfe waren, die Unterscheidungsvermögen hatten und der Wahrheit die Ehre gaben.

Und schließlich, wenn die Evangelisten es vermocht hätten, einen anderen Jesum zu zeichnen, als er wirklich gewesen, ich meine, ein solcher Jesus, wie die Evangelien ihn schildern, mit solchen Gedanken, Thaten, Wundern, mit solcher Liebe und solchem Wesen, läßt sich gar nicht erfinden; dazu ist der Christus der Evangelien zu einzigartig, zu groß, zu göttlich. Der müßte selbst ein Heiland sein, der solches zu erdichten vermöchte.

So bleibt's dabei: an Glaubwürdigkeit steht das Neue Testament durchaus nicht dem Tripitaka und dem Koran nach. An Inhalt aber und an Tiefe der Gedanken, ebenso auch in der Form der Darstellung, vor allem aber an dem ewigen Gehalt wirklich göttlicher Offenbarung ragt es ungemessen über diese Bücher hinaus, so hoch, wie des Heilands Persönlichkeit die des Buddha und Mohammed übersteigt. Unsere Bibel ist daher auch der feste Grund, auf dem unsere Kirche steht, aus dem sie Kraft zieht und Norm für Leben und Glauben. „Aus jedem kanonischen Evangelium,“ sagt Hase, „könnte noch heute das Christentum hervorbüßeln, oder ein verderbter Zustand der Kirche reformiert werden.“ (Geschichte Jesu, S. 112.) Sie ist und bleibt das Buch aller Bücher, aus dem nicht irrende, einseitige Menschen, wie Buddha und Mohammed es waren, zu uns reden, sondern der wahrhaftige Gott selbst. Hier ist Wort Gottes, dort Wort der Menschen. Hier Licht und Leben, dort Dunkel und verderblicher Irrtum.

Und schon zeigt sich's, daß die Bibel das Buch aller Bücher ist, denn schon tritt sie den Siegeszug über die Erde an und verdrängt die beiden andern. In fast 400 Sprachen, also in fast allen, die auf der Erdkugel gesprochen werden, übersetzt, wirbt sie überall Seelen für den Gottessohn und wird den Gläubigen Fußes Leuchte und Licht auf ihrem Wege. Und wenn der Heiland einmal sagte: „Himmel und Erde werden vergehen, aber

meine Worte nicht," so fällt damit auch ein verklärender Himmels-
glanz auf das Buch, das diese Worte enthält. Mag darum auch
hie und da eine zersekende Kritik durch vorschnelle Hypothesen die
Autorität der Schrift zu zersehneiden suchen, mag der Unglaube
und die Gleichgültigkeit unserer Tage die Bibel zu den über-
wundenen Antiquitäten einer vergangenen Zeit rechnen — sie ist
und bleibt doch der einzige, gottgeschaffene, heilige und glaub-
würdige Wegweiser von der Erde zum Himmel, nicht bloß für
Christen, sondern für alle Menschen, und darum paßt auf
unsere Bibel allein das Wort:

„Verbum dei manet in aeternum!“

Kapitel 2.

Geschichtlicher Hintergrund.

Es giebt ein altes arabisches Sprichwort, daß ein Mensch seiner Zeit mehr gleiche, als seinem Vater und seiner Mutter. Die sittlichen und religiösen Anschauungen der Gegenwart, die Höhe der Bildung, die jeweiligen geistigen Strömungen im Volksleben, das alles ist die Luft, die wir von Kindesbeinen an atmen und wodurch unser Charakter gebildet wird. Wir können uns daher von unserer Zeit nicht loslösen, und gerade die Besten eines Volks, die Führer der Nation, stehen am tiefsten im Boden ihrer Gegenwart. Sie führen nur deshalb ihre Zeit über sich hinaus, weil sich in ihnen, wie in einem Brennpunkt die Sonnenstrahlen, die Gesamtheit der Kräfte, Anschauungen und Bestrebungen konzentriert, und sie das in die That und in die Erscheinung umsetzen, was als Sehnsucht und Wunsch in der Seele des Volkes schlummert.

Nicht anders ist es auf dem Gebiete der Religion. Auch hier giebt es keine Sprünge, sondern auch hier liegt das Gesetz der Entwicklung als herrschendes zu Grunde. Die Religionsstifter loslösen wollen von ihrer Zeit, sie nicht aus dieser heraus und aus den bestehenden Religionsverhältnissen begreifen wollen als Kinder ihrer Zeit, das hieße den Erdboden übersehen, auf dem diese Riesen-Bäume gewachsen. Keiner von ihnen, nicht Buddha, nicht Mohammed, selbst nicht Jesus, haben etwas durchaus Neues in die Welt gebracht. Der größte Teil des Buddhismus und des Islam, und ein großer Teil des Christentums ist schon in den ihnen vorausgegangenen Religionsstufen enthalten, und es bedurfte nur der Zusammenfassung durch die Persönlichkeiten der Stifter, um eine neue Entwicklung daraus zu schaffen. Es würden den Religionsstiftern die Anknüpfungspunkte gefehlt haben, wenn sie nicht bekannte und festgewurzelte Vorstellungen ihrer Zeit zur

Grundlage ihrer Ideen hätten machen können. Und so sind denn der Buddhismus, das Christentum und der Islam nicht als selbständige, völlig neue Mächte in die Erscheinung getreten, sondern sie stehen am Ende einer langen religiösen Entwicklung, die in ihnen als in ihrer Frucht ausläuft.

Aber auffallenderweise vollzieht sich diese Entwicklung aller drei Religionen jedesmal in gleicher dreifacher Stufenfolge: alle 3 Religionen haben als Ur-Anfang eine polytheistische Naturreligion; dann wird diese zur Priesterreligion, durch diese Priester ebenso weitergebildet als auch gefesselt, bis sie nach schweren Kämpfen und großen Schwankungen, vor allem bei eingetretenem Verfall von den drei Stiftern zu neuen Weltreligionen emporgehoben und erneuert werden.

Versuchen wir, das Bild des geschichtlichen Hintergrundes vor unseren Augen aufzurollen.

Der Buddhismus hat seinen Ursprung in einer polytheistischen Naturreligion. Lange bevor Abraham zu den Sternen aufschaute und von dort her die Offenbarung des einigen Gottes erhielt, haben die Inder den Gott des Lichts und der Morgenröte, Varunas, verehrt und ihm geopfert. Zu diesem gesellten sich noch Indra, der Gott der Luft und des Wolkenhimmels, der mit seinem Donnerkeil in grimmigem Kampfe die Dämonenscharen zerschmettert, und Agnis, der Gott des Feuers und vor allem des Opfers. Ihnen zu Ehren ertönten die ersten Gesänge, die Opferlieder der Veden. Bei dieser Naturverehrung trat immer mehr und mehr das Opfer und die mit ihm verbundenen Ceremonien in den Vordergrund, und so wurde der ganze Kultus Opferdienst. Dem denkenden Geschlecht der indischen Priester war die Unzulänglichkeit und Unwahrheit einer polytheistischen Naturreligion bald klar geworden; man kam auf den Gedanken, daß Opfer und Gebet die Götter bezwingen können, und daß daher der Mensch selbst höher stehe, als die von seinen Opfern abhängigen himmlischen Wesen. Es kam dahin, daß der Kultus selbst Gottheit wurde mit seiner Opferhandlung und seinem Gebet. Infolgedessen bekam der Priesterstand, der die Opfer verwaltete, eine ungemessene Macht. Sie waren die Brahmanen, d. h. die „Väter“; sie wirkten auf den Willen der Gottheiten ein; von ihrer Opferhandlung hing daher Glück und Unglück der Gläubigen ab. Aus der Naturreligion ward infolgedessen die starrste und erdrückendste Priester-

herrschaft, die je auf der Erde Menschenkinder geknechtet und geknebelt hat. Und je mehr die Menge der von den Brahmanen erlassenen Opfervorschriften und Gebete wuchs und ein sorgfältiges Studium erforderte, um so mehr wurde der Laie, der diese Satzungen nicht alle gegenwärtig haben konnte, in die Hände der Priester getrieben. Jede, auch die unwissentliche Schuld und Befleckung, solange sie nicht dem Gesetz gemäß gesühnt war, konnte Ursache werden, daß man in die Hölle hinabfiel. Diese Überzeugung von der Unmöglichkeit, das Gesetz in allen Stufen zu erfüllen, die unaufhörliche Angst, in unvermeidliche Verschuldung zu verfallen, jagte und hezte den gläubigen Hindu vom Morgen bis zum Abend, und diese Angst trieb ihn in die Arme der Brahmanen, wie das Entsetzen den Vogel in den Rachen der Klapperschlange. Bei diesen gab es ja allein Sühne und Buße. Da stieg der Dünkel der Brahmanen in das Ungeheuerliche, als sie diese Wirkung ihrer Opferreligion sahen, und immer mehr und mehr schnürten sie das Leben der Gläubigen ein. Die Menge der von ihnen gebotnen Verpflichtungen wurde unzählbar, wie der Sand am Meer. Für das Essen und Trinken, Gehen und Stehen, Liegen und Schlafen, An- und Auskleiden, Grüßen und Danken, Anreden und Berühren, Baden und Salben, Kaufen und Verkaufen, Fahren und Reiten, Kinderzeugen und Gebären, u. s. w. wurden Vorschriften erlassen; es war ein geistesmörderisches Geschlecht, dieses Volk der indischen Priester. Sie hielten sich selbst für Götter, für mächtigere aber, als die unsichtbaren.

Dabei aber waren sie den Freuden des Lebens durchaus nicht abhold. Sie mußten heiraten, einen Sohn zeugen, weil ihr Stand erblich war. Erst wenn ein Brahmane die Kinder seiner Kinder gesehen hatte, durfte er Einsiedler werden. Es ist, als erhielten wir ein Kontersei der entarteten Pharisäer zu Zeiten Jesu, wenn wir im 11. Sutta des Digha-Nikaya lesen, wie die Brahmanen es zu Lebzeiten Buddhas trieben. Sie pflanzten, verwalteten große Vorräte, hatten Freude am Theater, Vergnügen und öffentlichen Paraden, an Brettspielen, hatten hohe Lagerstätten, Divans mit langfloßigen, wollenen Decken und Matrazen; sie schmückten sich mit Schmuck, Salben, Fächern, Puder; sie unterhielten sich über Tagesneuigkeiten und Klatsch, „über das, was geschehen und das, was nicht geschehen ist.“ Sie stritten sich über eigene Weisheit und anderer Thorheit, versahen Botendienste bei Königen und

Ministern, waren Gaukler und Zeichendeuter, um Thaler auf Thaler zu häufen, weis sagten aus Opfern, besprachen Körper und Felder, gaben Mittel an gegen Sicht, machten den Leib unverwundbar, erklärten die geheimen Eigenschaften der Edelsteine, Tiere und Waffen; sie trieben auch Astronomie und machten sich Geld mit ihren Ceremonien und Quackalbereien. Sie stifteten Heiraten, bewirkten Glück und Unglück und Unfruchtbarkeit, frugen den magischen Spiegel um Rat, spieen Feuer und waren die abgeseimtesten Aussauger und Betrüger des Volkes. Um diese Zeit des Verfalls war es, als Buddha austrat und seinen Kampf mit ihnen begann.

Aber diese Knechtschaft über die Geister und ihr oft entsetzlichendes Vorbild war das Schlimmste noch nicht; viel verhängnisvoller für die Zukunft der Hindus waren die eisernen Fesseln der Kasten, in die damals das Volk bis auf den heutigen Tag geschnitten ward. War zuerst bei Eroberung der Indus- und Ganges-Länder der Gegensatz der weißen Eroberer und der schwarzen Urbewohner, der „Parias“, jener wie Tiere behandelten Menschen, hervorgetreten, so sonderten sich später unter den Indern die drei Klassen der Priester, Krieger und Ackerbauer von selbst aus, und diese Klassen machte die Hierarchie zur göttlichen Institution, zu ewig getrennten Kasten. Lange tobte der Kampf zwischen Priestern und Königen, aber die Brahmanen siegten. Fortan hing Königsmacht und Salbung von ihnen ab. Bei der Königsweihe sagten sie: „Dies ist euer König, ihr Leute; der König über uns Brahmanen aber ist Soma.“ Und im Gesetzbuch des Manu heißt es (I, § 93—101), daß Brahma aus seinem Munde den Priester, aus seinen Armen den Krieger, aus seinen Hüften den Ackerbauer und aus seinen Füßen den Cudra, den Paria, habe entstehen lassen. Einer ist über den anderen erhaben. „Kraft seiner Erstgeburt, und weil er aus dem edelsten Teile Brahmas hervorging, ist der Brahmane Herr und Haupt aller übrigen Menschen und der gesamten Schöpfung. Denn unter allen erschaffenen Dingen haben die belebten den Vorzug, unter den belebten die verstandesbegabten, unter diesen die Menschen und unter den Menschen der Priester. Alles, was die Welt in sich schließt, ist in Wahrheit, wenn auch nicht dem Anschein nach, Eigentum der Brahmanen; durch seine Erstgeburt und die Erhabenheit seiner Abkunft hat er ein Recht auf alles, was existiert. Er ist nur seine eigene Nahrung, trägt

nur seine eigenen Kleider; alle übrigen Sterblichen dagegen danken alles, was sie sind und haben, selbst ihr Leben, nur dem Wohlwollen und der Großmut der Brahmanen.“ Noch heute lebt im Munde der Inder folgender Syllogismus: „Das Weltall ist in Gewalt der Götter, die Götter sind in Gewalt der Gebete, die Gebete sind in Gewalt der Brahmanen, folglich sind die Brahmanen unsere Götter.“ (Vgl. Köppen, Relig. des Buddha I, S. 31.)

Durch diesen Kastenzwang haben sie die freie, geistige und sociale Entwicklung gehemmt, die Menschen entwürdigt zu ihren Sklaven und dadurch den Indern den Stempel des trägen, schwermütigen Stumpfsinns aufgeprägt, der ihnen fortan zu eigen geblieben ist und so viele entsetzliche Blüten getrieben hat. Hier ist Buddha ein wahrhafter Befreier geworden.

Aber so sehr die Brahmanen nach dieser praktischen Seite hin das religiöse und sociale Leben ihrer Völker in Fesseln schlugen, so sehr haben sie auf theoretisch=speculativem Gebiet die Entwicklung ihrer Opfer-Religion zum Pantheismus, ja in manchen Vorstellungen zum Monotheismus hinauf geleitet. Ohne daß sie es wußten und wollten, haben sie durch diese ihre Spekulationen und philosophischen Neuerungen sich selbst das Grab gegraben und dem Buddhismus den Weg geebnet.

Schon als die Brahmanen von der Naturreligion zur Vergöttlichung des Opfers schritten und den Kultus zur Gottheit machten, beschritten sie den Weg, der sie zum Pantheismus führen mußte. Sie gingen weiter und schufen die Personifikation des Gebetes, das Brahma, als obersten Gott. — Es haben also die Brahmanen ihren Namen nicht von Brahma, sondern umgekehrt; die Brahmanen, d. h. die „Veter“, sind zuerst gewesen; sie haben dann das Geschäft ihres Standes, das Gebet, zum höchsten Gott gestempelt, und dadurch die Ansicht von der allbezwingenden Macht des Opfers auf den kürzesten Ausdruck zurückgeführt. — Die Welt des Wortes war dem Inder stets ein anderer Mikrokosmos. Jene Substanz, aus welcher das heilige Wort im Gebet sein Leben schöpfte, mußte eine besondere Kraft sein, die im Grunde aller Dinge waltete. Nicht dem Anschauen der Natur, sondern dem Dünkel der Brahmanen, vor allem dem Sinnen über die Heiligkeit des Veda-Wortes entstammt also diese Idee, die nachher das Höchste benennt, was der Geist fassen kann. Brahma blieb die Potenz, die dem Hymnus, Spruch und Lied

als Kraft der Heiligkeit inne wohnt: „des Wortes Wahrheit ist das Brahma.“

Aber dieser Begriff erfuhr noch eine Erweiterung. Aus der Nebelwelt des Polytheismus waren Göttergestalten auf- und untergetaucht; aber später traten immer mehr und mehr Centralpunkte auf, die sich schließlich zur Vorstellung eines höchsten „Ich“, des Atman, verdichteten. Atman wird der Schöpfer der Wesen, der die Welten aus seinem „Ich“ hat hervorgehen lassen. „Von dem, was da wird, wird zuerst der Atman.“ Aber die monotheistische Fassung dieses Gottesbegriffs verschwand doch bald wieder hinter der pantheistischen, und es fällt das Wort: „der Atman ist das All.“ Nun standen sich Brahma und Atman gegenüber, bis sie zu einem Begriff verbunden wurden. Es entstand der brahmanische Pantheismus; aus dieser Vereinigung also erwuchs die Grundidee des Brahmanismus, die Existenz des großen Einen, „das da war, das da sein wird, das große Brahma, das Eine, Unvergängliche.“ Von ihm heißt es echt pantheistisch: „So klein, wie ein Korn Reis oder Gerste oder Hirse oder ein Hirsenkorn, also weilt dieser Geist im Ich; golden, wie ein Licht ohne Rauch, so ist er; weiter denn der Himmel, weiter denn der Aether, weiter denn diese Erde, weiter denn alle Wesen; er ist das Ich des Odems, er ist mein Ich; mit diesem Atman werde ich, wenn ich von hinnen scheide, mich vereinigen. Wer es also meint, wahrlich, da ist kein Zweifel. So sprach Candilya.“

Was diesem pantheistischen Brahma fehlt, ist die Persönlichkeit, das Selbstbewußtsein. Im absoluten Wesen hört jede Wahrnehmung auf. Das Brahma ist ein Überpersönliches, die Wurzel aller Persönlichkeit; es ist nicht groß, noch klein, nicht lang, noch kurz, nicht verborgen, noch offenbar, nicht innen, noch außen. Das „Nein, Nein“ ist sein Name, weil es durch keine Bestimmungen zu erfassen ist, und doch ist wiederum sein Abbild die Silbe der Bejahung „om“; es ist das ens realissimum. (Vgl. Oldenbergs Buddha, S. 38.)

Die Konsequenzen dieses Gottesbegriffs waren ungeheuer. Schon Hindustans Sonne allein übte auf das Gemüt der Arier einen gewaltigen Einfluß aus. Die Muskeln erschlafften, die Lust am thätigen Leben erstarb, der Hang zur Beschaulichkeit entstand, zum Brüten und Träumen, und gewann Herrschaft über die Seele.

Dazu trat noch dieser pantheistische Gottesbegriff; er verlegte das Wesen der Religion in das Erkennen und Wissen. Wer das Wesen der Dinge erkannt hatte, war ja das Wesen der Dinge selbst. Wer es nicht erkannt hatte, ging fehl. Welch ein Antrieb zu neuem Brüten! — Vor allem aber war es die Beurteilung der Welt und des Lebens, die von diesem Gottesbegriff aus beeinflusst wurde. Das Brahma hatte nicht die Welt geschaffen, sondern sich zu ihr entfaltet. Es war der Grund der Welt; wie die Fäden aus der Spinne, die Blume aus dem Keime, so ging die Welt aus Brahma hervor. Brahma ist die unentfaltete Welt, sie das entfaltete Brahma. Aber — und das ist das Bedeutsame — je weiter sich die Welt von Brahma entfernt, desto schlechter wird die Brahmasubstanz. In dieser pantheistischen, freilich inkonsequenten Emanationstheorie liegen als Folgerungen jene beiden Dogmen eingehüllt, welche den innersten Kern der indischen Weltanschauung bilden und noch heute, sowohl dem Brahmanismus, wie dem hieraus hervorgegangenen Buddhismus zu Grunde liegen, die Lehre vom Leiden und von der Seelenwanderung.

Die Lehre vom Leiden ist die furchtbarste Wirkung dieser Theorie. Die Welt, das Leben, die Menschheit sind vom Brahma ausgegangen; man kann daher in dieser Welt seine wahre Heimat nicht haben. Dies Leben ist öde, langweilig; das Fleisch hemmt den Geist, der zum Brahma zurück will; Leben ist Leiden. Nur Eines ist frei vom Leiden: „wie die Sonne, des Weltalls Auge, fern und unberührt bleibt von aller Krankheit, die das menschliche Auge trifft, also bleibt das Eine, der Atman, der in allen Wesen wohnt, frei und unberührt von den Leiden der Welt.“ Wer sich in ihm auflösen könnte, würde glücklich sein für immer. Diese Gedanken wurden nachher der eigentlichsste Lebensnerv des Buddhismus.

Der Repulsivkraft, vermöge deren das Brahma aus sich selbst her austreibt und sich zur Welt erschließt, steht die Attraktionskraft entgegen, durch die es dieselbe wieder in sich absorbiert. Aus dieser Vorstellung, vielleicht auch in Verbindung mit dem sichtbaren Gesetz vom Kreislauf des Stoffes, ist die Lehre von der Seelenwanderung hervorgegangen, nicht minder furchtbar, als die erste. Die Wesen sollen heimkehren; aber diese Heimkehr vollzieht sich nicht mit einem Male, da der fleischliche Wille, die Lebenslust, sich nicht in einem Leben ertöten läßt. Die Heimkehr

wird daher Reinigungsprozeß, Seelenwanderung durch verschiedene Lebensläufe hindurch, bis die Seele, von allen irdischen Banden frei, ein- und untertauchen kann in das große Brahma. „Wie er gehandelt, wie er gewandelt, so wird er: wer Gutes that, wird zum guten Wesen, wer Böses that, zum bösen; rein wird er durch reine That, böse durch böse That . . . So, wer im Begehren befangen ist. Wer aber nicht begehrt? Wer ohne Begehrt, vom Begehren frei ist, wer nur den Atman begehrt, wer sein Begehren erreicht hat, aus dessen Leib entweichen die Odemkräfte nicht (in einen anderen Leib), sondern ziehen sich hier zusammen; er ist das Brahma und zum Brahma geht er.“ (Aus dem „Brahmana der 100 Pfade.“) Der Weg zum Heil ist also das Sichloslösen von der Welt, das sich selbst Er töten. Buddha hat auf dieser Lehre sein ganzes System aufgebaut. —

Und noch andere Wirkungen gingen von diesen Grundvorstellungen aus, die dem Buddhismus vorarbeiteten. Durch die Lehre vom Leiden und von der Seelenwanderung ward das Opfer entwertet, und die Macht der Hierarchie gebrochen. Jeder mußte nun selbst sehen, wie er die Erlösung erlangte. Es entstand das Mönchtum und die Askese. Man löste sich von allem Irdischen, von Weib und Kind, und eilte in die Einsamkeit, um als Bettelmönch nach Befreiung der Seele zu streben. Auch schlossen sich schon die Mönche zu geistlichen Ordensgemeinschaften zusammen und bildeten der Brahmanischen Hierarchie gegenüber eine feste, freie Phalanx ohne Unterschied der Kasten. Aus diesen Kreisen ging Buddha hervor: aus diesen Kreisen sind auch alle seine Vorläufer entsprossen.

Während Tausende von Asketen in dumpfem Brüten dahinsiechten, mit dem Almosentopf betteln gingen, sich alle erdenklichen Dualen auferlegten, haben andere von ihnen die eingeschlagene Philosophie weitergebildet und sind auf diese Weise auch wieder Buddhas Vorläufer geworden. Sie haben von verschiedenen Principien aus die Welt und das Verhältnis Gottes zu derselben zu begreifen versucht; sie haben Begriffe gespalten und endlich den Atheismus geschaffen. Es gingen hier zwei Strömungen nebeneinander. Während die Bedanta-Lehre (d. h. Ende des Beda) nur die Existenz des Brahma gelten lassen wollte und die Existenz der Welt leugnete, da sie nur ein Schein-

gebilde sei und uns täusche, ging die Sankhja-Philosophie, deren Begründer Kapila ist, von dem Gegenteil aus, nämlich von der Voraussetzung, daß Natur und Seele beide ewig und unerschaffen seien. Die Materie also und die Individualität der Seele seien das einzig Wirkliche, aber nicht Brahma. Während die erstere Lehre die Konsequenz hatte, daß man das materielle Leben, das Ich, die Individualität verachten und sich versenken müsse in das Absolute, in die Gottheit, hatte die andere mehr den Begriff des Atheismus ausgebildet, allerdings mit ähnlichen Konsequenzen, daß man sich in sich selbst zurückziehen und die Seele ertönen müsse, damit sie nicht auf der Seelenwanderung nach dem Tode wiederkomme. So ging, durch beide Schulen veranlaßt, ein tiefer Riß durch das Brahmanentum hindurch; die Autorität der Veden, des Opfers, der Hierarchie ward verworfen; die Urgottheit wurde geleugnet; das Wesen der Religion aus der Handlung in die Erkenntnis und in das Nichtbegehren, in den Willen verlegt. Ein ungeheurer Pessimismus brach sich Bahn und hatte im Gefolge Mönchtum und Askese. Die Priester-Religion war dem Verfall nahe; alles sehnte sich nach Erlösung. Da kam Buddha und faßte alle diese bestehenden Geistesströmungen in sich zusammen und wurde dadurch der Heiland seines Volks. Buddha steht also völlig in seiner Zeit drin und muß aus seiner Zeit verstanden werden. Es ist seine Bedeutung, daß er die Frage nach der Erlösung, die damals in aller Munde lebte, ganz im obigen Sinn zu beantworten und zunächst an sich zu verwirklichen versuchte, und sodann, daß er diese seine Lehre aus dem Kreise der Priesterschaft, aus der gelehrten Zunft, vor das Volk, vor die Masse brachte und alle, mit wenigen Ausnahmen, zur Erlösung berufen hat. —

Eine ähnliche Entwicklung läßt sich auch im Islam verfolgen, obwohl dieser mit der alten arabischen Religion in lockerer Verbindung steht und nicht in derselben Weise aus ihr hervorgewachsen ist, wie der Buddhismus aus dem Brahmanismus. Der Islam ist ein aus dem Judentum entlehntes und dem altarabischen Heidentum aufgepfropftes Reis; aber dennoch treten, wenn auch nicht so deutlich, wie vorhin, und nachher beim Judentum, die anfangs besprochenen Gesetze der Entwicklung an den Tag. — Der geschichtliche Hintergrund, aus dem Mohammeds Prophetengestalt hervortritt, ist ein einfacher und übersichtlicher.

Lange hatte das Christentum seinen Siegeszug über die Erde angetreten, hatte morische Reiche zertrümmern und neue aufrichten sehen; das schöne Hellas und das starke, weltgebietende Rom standen schon unter dem Zeichen des Kreuzes Jesu, und überall wich das Heidentum dem Evangelium Jesu Christi, wie die Nebel vor der Sonne. Mitten unter diesen weltumgestaltenden Ereignissen hatte sich noch auf der Halbinsel Arabien das Heidentum erhalten und dem Christentum den Eingang verwehrt. Während man in Palästina und in den Ländern am Mittelmeer sich vor der Sonne des Heilands beugte, beteten die heidnischen Araber noch immer zur Sonne des Himmels, zum Mond und zu den Sternen, und während man sich in der damals bekannten Welt anstreckte, neben Gott und dem Heiland keine anderen Götter und Göttinnen zu verehren, warf der Araber sich noch nieder vor seinen Götzenbildern, vor der Göttin Dza, die in einem Baum, vor der Göttin Manah, die in einem Felsen ihren Sitz hatte, und vor dem Götzenbild Lat. Der eine Beduinenstamm hatte diese, der andere wieder seine besonderen Gottheiten, und, um in Eintracht miteinander zu leben, erkannten sie gegenseitig ihre Götzen an. Die heidnische Religiosität der Araber fand aber vor allem ihren festen Ausdruck und Mittelpunkt im Nationalheiligtum mit den beiden darin befindlichen heiligen Steinen, in der Kaaba zu Mekka. Nach einer alten Stammesgeschichte, nach welcher die Araber von Ismael, dem Sohne des Abraham und der Hagar abstammen sollten, hatte Ismael von Gott den Befehl erhalten, an der Stelle eines vom Himmel für Adam herabgelassenen, dann wieder hinaufgehobenen Wolkentempels einen anderen zu erbauen, und wurde bei diesem frommen Werke von seinem Vater Abraham unterstützt. Statt des Gerüstes bedienten sie sich eines wunderbaren Steines, der sich, als sie die Mauern des heiligen Gebäudes errichteten, mit ihnen hob und senkte. Sie legten ihn in den Mittelpunkt des Tempels hinein, und noch heute ist dieser, jedenfalls aus den Wolken gefallene Meteorstein die heiligste Reliquie des Islam, und noch heute vermag der Gläubige den Eindruck von dem Fuße des Patriarchen darauf zu bemerken. Aber noch einen anderen Stein schenkte der gütige Himmel. Während Abraham und Ismael so beschäftigt waren, brachte ihnen der Engel Gabriel einen zweiten Stein, der früher ein Engel gewesen war und der den Adam vor dem Falle im Paradiese hatte behüten sollen.

Wegen seiner Unaufmerksamkeit aber wurde er in einen Stein verwandelt und vom Himmel herabgestoßen. Abraham und Ismael setzten ihn in eine Ecke der äußeren Mauer des Tempels, wo er noch heute vorhanden ist und von den Pilgern bei jedem Umgange um den Tempel fromm geküßt wird. Als er in die Mauern gesetzt wurde, war er ein blendend weißer Hyazinth, wurde aber allmählich von den Küssen der sündigen Sterblichen geschwärzt. Dieser Tempel ist die Kaaba, d. h. „Würfel“ genannt wegen seiner Quadratgestalt, ein uraltes Bauwerk, dessen Erbauung mehrere hundert Jahre vor Mohammeds Geburt fällt!

Aber so sehr auch die Anbetung dieser beiden Steine der Kaaba ein Zeichen des Fetischismus der Araber ist, so hätte die Tradition über die Entstehung des Tempels durch Abraham und Ismael doch nicht so allgemein bekannt und geglaubt werden können, wenn nicht noch andere Strömungen auf die arabische Naturreligion eingewirkt hätten. Gewiß hat auch das Judentum Einfluß auf den Glauben der Araber gehabt. Schon in früherer Zeit hatten sich jüdische Stämme in Arabien, meist in den Oasen von Syrien bis Medina, angesiedelt, und zu Zeiten Mohammeds gab es vor allem in Medina und in der Umgegend Tausende von Juden, welche den Monotheismus verbreiteten und Proselyten machten. Während ein großer Teil der nomadischen Stämme dem alten Heidentum treu blieb, nahm ein anderer, größerer Teil vom Judentum die drei Grundideen an, den einen Gott, Vergeltung und Unsterblichkeit, und auch die Notwendigkeit einer göttlichen Autorität für diese Wahrheiten, ohne sich jedoch von seinen polytheistischen Göttern ganz zu befreien. So wogte in Arabien Monotheismus und Polytheismus in unklarer Mischung durcheinander. Dem kriegerischen Volk, das politisch zersplittert und ebenso religiös völlig zersfahren war, fehlte ein mutiger Anführer, der zugleich Kriegsmann und Prophet sein mußte, wenn er dasselbe einigen wollte.

Und dieser Mann erstand den Arabern in Mohammed. Zwei geschichtliche Ereignisse bestimmen seine Entwicklung und erklären uns seine Person völlig.

Während sich in Indien die Priesterkaste der Brahmanen der Religion bemächtigte und dadurch Einfluß auf die religiöse und sociale Gestaltung des Volkes gewann, läßt sich in Arabien eine ähnliche Erscheinung konstatieren. Hier waren es zwar keine Priester,

die die Leitung an sich rissen, — solche Priester hat es bei dem einfachen Naturdienst der nomadischen Araber nie gegeben, — sondern eine Familie war es, die auf die religiöse Entwicklung der Araber den größten Einfluß ausübte. In der Mitte des 5. Jahrhunderts hatte sich ein Fremdling aus Nordarabien, Kusai, an der Spitze seiner Familie des Tempels bemächtigt. Er ist der Stammvater der Koreischiten, d. h. der „Gesammelten“, weil Kusai alle seine Stammverwandten um sich vereinigte. Er brachte die Kaaba, das arabische Centralheiligtum, unter die Aufsicht seines Stammes und bestimmte diesen auch, sich in dem unfruchtbaren, heißen, getreidelosen Thal anzusiedeln. So entstand damals die Stadt Mekka, deren Bewohner sich schnell mehrten. Aber die Familie des Kusai, die Koreischiten, beherrschte nicht nur diese Stadt und hütete den Tempel, sondern sie leitete auch den Kultus und die vielfachen Ceremonien des Pilgerfestes, zu dem die Araber zur Kaaba strömten. Sie nahmen für sich das Recht in Anspruch, den Tempel zu öffnen und zu schließen, sie bewirteten die Pilger, sie führten den Vorsitz im Rat, ja sie stellten auch im Kriege den Feldherrn und bestimmten einen der vier heiligen Monate, während deren in Arabien kein Krieg geführt werden durfte. So hatten sie die weltliche und geistliche Herrschaft über Mekka in Händen und übten dadurch auch einen ungeheuren Einfluß auf die ganze Nation aus.

Aus diesem Geschlecht der Koreischiten stammt Mohammed, und wenn auch zu seinen Lebzeiten die Hauptmacht auf Seitenlinien übergegangen war, z. B. das Feldherrnamt und die Tempelhut, so wuchs er doch als Glied dieser Familie in der Tradition auf, daß auch er durch eine jahrhundertelange Geschichte Anspruch auf die geistliche und weltliche Beherrschung seiner Landsleute habe.

Erklärt uns diese Abstammung, wie Mohammed später Prophet und Kriegsmann zugleich sein konnte, so giebt uns eine andere Thatfache den Schlüssel zu seinen neuen, reformatorischen Ideen.

Nicht lange vor Mohammeds Geburt war zu den unklaren religiösen Strömungen noch ein anderes, mächtiges Element hinzutreten, und zwar vom Christentum her, und machte sich breite Bahn. Es war aber nicht das reine Christentum Jesu und seiner Apostel, sondern die jüdenchristliche Mischung, die hier die Oberhand gewann.

Schon im 2. Jahrhundert nach Jesu Geburt hatte sich eine gewaltige judenchristliche Fraktion gebildet unter verschiedenen Namen, Essener, Ebioniten, Sabier und vor allem Elkesaiten, welche unter Festhaltung des mosaischen Gesetzes und jüdischer Ceremonien und Gebräuche nur insoweit zum Christentum übergetreten waren, daß sie Jesum für den Sohn Josephs und für einen Propheten hielten, auf den sich der von Adam her in den Propheten fortpflanzende Geist Gottes vererbt habe. Diese Sekten hatten auch in Arabien festen Fuß gefaßt, und vor allem hatten die Bestrebungen der Elkesaiten dort Wurzel geschlagen. Ihr Name bezeichnet jedenfalls den Titel eines Buches (vielleicht „verborgene Kraft“), das bei ihnen in hohem Ansehen stand. Dies Buch sollte vom Himmel gefallen oder von einem Engel geoffenbart sein. Es war ein Geheimbuch und wurde nur gegen einen Eid mitgeteilt. Vielleicht standen darin rabbinische Legenden, christliche Sagen und gnostisch-jüdische Ideen. Vom Christentum unterschieden sie sich außerdem noch darin, daß sie die Ceremonien bestimmter Waschungen für heiligend und entschuldigend hielten, ferner darin, daß sie einige Teile des Alten Testaments verwarfen und auch die paulinischen Briefe mit ihrer Theorie von dem Sühntode Jesu und der alleinseligmachenden Kraft des Glaubens, und vor allem darin, daß sie in Jesu nicht den Gottessohn, sondern nur einen Menschen sahen; sie glaubten, daß der Geist Gottes sich von Adam an in auserwählten Menschen fortgepflanzt habe, und daß er zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedener Gestalt aufgetreten sei, zuletzt in Christus. Aber er konnte immer noch einmal in einem neuen Propheten unter ihnen erscheinen. Außerdem verwarfen die Elkesaiten die blutigen Opfer, sie verboten den Weingenuß und hatten betreffs Heilighaltung der Ehe sehr weitherzige Anschauungen.

Diese judenchristliche Sekte hatte sich zu Mohammeds Zeiten in Arabien unter dem Namen „Nakusier“ und „Ganyse“ sehr breit gemacht und war auch dem Mohammed bekannt geworden. Er hatte nicht nur den Bischof der Nakusier, Koss, in Mekka über die Einheit Gottes und über die Auferstehung der Toten predigen hören, sondern er verkehrte auch lange mit Ganysen, z. B. mit Waraka und Jayd. Ja, Mohammed trat ganz zu diesem Judenchristentum über und nannte sich auch noch als Prophet einen „Ganyf“ (d. h. „Reinen“). Dieser Name kommt zwölfmal

im Koran vor. Und da diese judenchristlichen Sekten Abraham als ihren Gründer ansahen, nannten sie auch ihn einen Hanyf, und ebenso that es öfter Mohammed. Kor. 16, 121 ff. heißt es: „Abraham bildete, selbst als er noch, wie du, wenige oder gar keine Anhänger hatte, ein gottergebenes Volk, indem er Hanyf war und betete kein Wesen außer Gott an . . . Wir haben uns dir geoffenbart, auf daß du der Lehre des Abraham als Hanyf folgest; er gehörte nicht zu denen, die neben Gott andere Wesen verehren.“

So gab es also lange vor Mohammed den Islam, und sein Verdienst ist es nur, diese judenchristliche Auffassung in ein Ganzes gebracht und sie, nach politischer Einigung der Stämme, zur Staatsreligion gemacht zu haben. Alles, was dieses arabische Judenchristentum kennzeichnet, die strenge monotheistische Auffassung Gottes und die Pflicht der völligen Unterwerfung unter seinen strengen Willen (Mohammed nannte infolgedessen seine Religion „Islam“, d. h. „Unterwerfung“, und die Gläubigen „Moslime“, d. h. „Unterwürfige“), ferner die Verehrung eines heiligen, vom Himmel gesandten Buches (vergl. Mohmds. Ansicht über den Koran), die Auffassung vom Prophetentum, die besondere Wertschätzung der Ceremonien und guten Werke, wie Waschungen, Gebete, Fasten, um die Gnade Gottes zu verdienen, dies alles mit dem Verbot des Weingenußes und mit der Freiheit in sittlichen Dingen — finden wir im Islam wieder. Also auch Mohammed ist ganz ein Kind seiner Zeit und aus seiner Zeit zu verstehen.

Wie wir nun bei Buddha und Mohammed gesehen haben, daß sie beide nicht etwas positiv Neues bringen, sondern daß sie sich voll und ganz anreihen an Bestehendes und Vorhandenes, und daher auch ganz aus ihrer Zeit heraus begriffen werden müssen, so ist es auch bei Jesus. Auch Jesus ist in gewissem Sinne ein Kind seiner Zeit und steht mit seinen Füßen im Boden seiner väterlichen Religion, wenn auch Herz und Haupt über seine Zeit und deren Religion hinausragen bis in den Himmel.

Fast zweitausend Jahre hatte die religiöse Entwicklung des Judentums schon gedauert, ehe sie in Jesu ihren Abschluß fand, viel länger, als die Zeiträume gewesen, die Buddha und Mohammed in ihren väterlichen Religionen vorausgingen. Aber

wie dort, so steht auch hier die Wiege der Ur-Religion im Polytheismus. Abrahams Verwandte waren Gözendiener, und selbst seine Nachkommen, wie Rahel, welche ihrem Vater Laban die Götzen stahl und im Stroh versteckte, um sie mit nach Kanaan zu nehmen, ja selbst die mosaische Zeit mit der Geschichte von dem brennenden Dornbusch, von der Wolken- und Feuerfäule und von den Blitzen und Donnern des Sinai, ist nicht ganz frei vom altheidnischen Wesen. Auch haben die späteren Geschlechter des jüdischen Volkes sich immer wieder und wieder zu den heidnischen Göttern hinübergeneigt, zum Baal und zur Asarte, und an diesem Gözendienste ist das Volk bei der furchtbaren Sturmflut der assyrisch-babylonischen Gefangenschaft auch zum Teil untergegangen.

Aber wunderbar, mitten in diesem polytheistischen Dunkel fällt ein Sonnenstrahl aus des Himmels Höhen in Abrahams Seele und entzündet in ihm den Glauben an Einen Gott, der allmächtig über den Sternen waltet, der treu ist und gnädig und ihm und den Seinen seinen Schutz in heiligem Bunde versprochen hat. Zwar ist auch Abrahams und seiner Nachkommen Vorstellung nicht frei von Irrtümern hinsichtlich der Leiblichkeit und des menschlichen Empfindens Gottes, aber Gottes Herz hatte sich nun einmal in heiliger Offenbarung an ein auserwähltes Volk geöffnet, und von nun an ließ er immer tiefer in sich hineinschauen, bis einst in Jesu alle Nebel fallen sollten.

Größere Klarheit und gewaltigeren Einfluß auf das Leben des Volkes brachte die Zeit des Moses. Gott erhält den Namen Jehovah und offenbart seinen heiligen Willen in einer Reihe von Einzelgeboten, die fortan den politischen, socialen und religiösen Unterbau des Volkslebens bildeten und Israel zu einem theokratischen Staate mit heiligem Gefüge umgestalteten. Was kein Buddhismus und keine andere Religion je erfann, daß der Mensch Gottes Ebenbild sei und in einem Gottesreiche auf Erden ein geheiligtes, Gottes Willen entsprechendes Leben zu führen habe, das wird hier Ereignis. Ja, es klingen in der mosaischen Zeit schon die Worte durch: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen“ (5. Mos. 6, 4), und dementsprechend auch schon die Konsequenz: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst; denn ich bin der Herr.“ (3. Mos. 19, 18.) Aber diese Zukunfts-

worte liegen im Mosaismus wie vom Himmel gefallene Meteorsteine mitten auf einem Sandhaufen umher, mit denen man noch nichts anfangen konnte, bis Jesus sie zu einem Ganzen zusammenfügte und sein Christentum darauf aufbaute. Der Mosaismus mit seiner strengen, äußerlichen Gesetzes-Religion, die Gottes heiligen Willen wiederspiegelte, konnte es nicht zur Liebe zu Gott und zur Nächstenliebe bringen; ja selbst die Propheten, die Gott doch noch tiefer erkannten und ihn feierten als „Vater“ des Volks, wie in dem Wort: „Ist nicht Ephraim mein teurer Sohn und mein trautes Kind? Denn ich gedenke noch wohl daran, was ich ihm geredet habe: darum bricht mir mein Herz gegen ihn, daß ich mich seiner erbarmen muß, spricht der Herr“ (Jerem. 31, 20), faßten ihn doch nur auf als Vater des Volks, aber nicht als Vater des Individuums; das letztere blieb erst Jesu Lehre und Leben vorbehalten.

Die Propheten hatten eine andere Mission an Israel, als Gott zu verkünden als den „Vater“; dazu war die Zeit noch nicht reif. Ihre Aufgabe war, das mosaische Gesetz zu vertiefen, es aus der äußeren Erfüllung herauszuheben in die Gesinnung des Herzens, und Frömmigkeit und bußfertigen Sinn zu wecken in einer Zeit, die haltlos hin und her schwankte zwischen Jehovah und Baal; gewaltige Männer, traten sie vor das entartete, veräußerlichte Volk hin und riefen, indem sie auf die Nichtigkeit der Ceremonien und Opfer hinwiesen: „Was soll mir die Menge eurer Opfer? spricht der Herr. Ich bin satt der Brandopfer von Widbern, und des Fetten von den Gemästeten, und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und der Böcke.“ (Jes. 1, 11.) „Ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben; und sie sollen mein Volk sein, so will ich ihr Gott sein.“ (Jerem. 31, 33.) „Ich wohne bei denen, so zerschlagenen und demütigen Geistes sind.“ (Jes. 57, 15.) Es ist der Propheten Verdienst, der innerlichen Herzensfrömmigkeit eine Stätte bereitet zu haben im jüdischen Volk. Aber ihr Verdienst ist noch größer: als das Verderben über das stolze Davidische Reich hereinbrach und das Zehnstämmereich und 150 Jahre später auch das Reich Juda dem Ansturm der assyrisch-babylonischen Despotieen erlagen, als alle politischen Hoffnungen des Bundesvolkes mit dem stolzen salomonischen Tempel in Trümmer gegangen waren, da weisagte die Schar der Propheten, voller

Vertrauen auf Gottes Bundestreue, die Erstehung eines neuen Gottesreiches irdischer Art, in welchem Gott seine Segnungen über Israel und alle Völker erstrecken werde. In dieser ältesten und ursprünglichen Reichsidee lag der unerschütterliche Glaube, daß Gott doch noch einmal ein Reich des Friedens über alle Völker ausdehnen und seinen heiligen Geist ausgießen werde über alles Fleisch. Ein Reich Gottes auf Erden mußte einmal kommen, und dann würden die Israeliten unter ihrem Feigenbaum und Weinstock sitzen und ein unsterbliches Leben führen in Glück und Bönne. Solche irdisch-sinnlichen Vorstellungen mischten sich damals in das Reichsgottesbild. —

Aber die vom heiligen Geist erhellten Augen der Propheten schauten noch ein drittes: sie ahnten auch schon den Messias, den Reichskönig, der da kommen werde wie einst David aus dem Geschlecht Juda, aus Davids Nachkommen und aus Davids Stadt, Bethlehem. Sie schauten ihn auch als großen Propheten gleich Moses und Elias; ja aus dem unschuldigen Märtyrertum des echten Israel, das in Babylon für die Sünden der anderen mit-leiden mußte, ging dem unbekanntem Verfasser des 2. Jesaias (Kap. 40—66) das Bild jenes leidenden, sterbenden und auferstehenden Gottesknechtes auf, wie Jesus es gewesen ist. Und je mehr Israels thatsächliche Zustände sich verwirrten und sich von der Erfüllung aller dieser Hoffnungen entfernten, um so lebendiger wurde diese Sehnsucht nach dem Gottesreich mit seinem König, und als vor Zeiten Jesu das trotzige Volk der Juden mit den weltbeherrschenden Römern in den letzten Entscheidungskampf eintrat und erlag, da mag kein Wunsch die Herzen des Volks mehr erfüllt haben, als gerade dieser. Freilich war damals das ideale Bild des Gottesreiches und seines Königs aller religiös-sittlichen Färbung entkleidet und war verwandelt in das eines irdisch-sinnlichen Staates mit Herrschaft der Juden und Unterjochung der Römer. Weil die Juden an diesem Bilde mit ihrer ganzen Zähigkeit festhingen, darum mußte Jesus sterben, aber darum mußte auch Jerusalem und das ganze Volk untergehen.

Während durch das Prophetentum das mosaische Gesetz vertieft und die messianischen Weisagungen als Erbe einer goldnen Zukunft dem Volke geschenkt wurden, ging neben dieser Strömung eine andere her, aber zum Schaden des Volkslebens. Es war

die Wirkung des mosaischen Gesetzes und seiner ganzen Ausgestaltung gewesen, daß es zur Entstehung eines besonderen Priesterstandes führte, der sich, wie beim Buddhismus und ähnlich beim Islam, der geistlichen Herrschaft bemächtigte. Zwar verdankt Israel dem Priestertum vieles: es verdankt ihm die Erhaltung der heiligen Bücher und deren Zusammenstellung, ferner die Fortbildung jüdischer Theologie und Schriftgelehrsamkeit, und vor allem seit der heldenhaften Makkabäerzeit, da die Juden lieber sterben, als sich dem Heidentum ergeben wollten, den Glauben an die Fortdauer der Seele, an Seligkeit, Engel und Gericht. Und zwar waren die Träger dieses jungen Glaubens die Pharisäer, eine seit den makkabäischen Freiheitskämpfen entstandene theologische Richtung, welche sich, im Gegensatz gegen die vornehmen orthodoxen Sadducäer, des Volkes annahm, und die Tradition in obigem Sinne weiterbildeten. Aber der Schaden, den die Herrschaft des Priestertums brachte, war noch größer, als der sittlich-religiöse Nutzen. Eitel und hochfahrend wie die Brahmanen Indiens, heuchlerisch und habgierig, legten sie die Ketten eng um den Nacken des Volks, saugten es aus und verführten es vor allem, das Wesen der Religion nicht in Herzensfrömmigkeit und bußfertigen Sinn, sondern in äußeren Werken und Diensten zu suchen. Sie haben die von den Propheten ausgegangene, sittlich-religiöse Entwicklung unterbunden. In diese Zeit trat Jesus ein, und er ist ein Kind seiner Zeit insofern, als er das Gesunde der jüdischen Religion in sich aufgenommen hat. Der Glaube an Einen Gott, der zwar heilig und gerecht, aber gnädig und barmherzig die von ihm geschaffene Welt lenkt, der Glaube an das Kommen des Gottesreiches mit seinem Messias, die Auffassung der Religion als Herzensfrömmigkeit und Reinheit, die Zuversicht auf ein Jenseits mit unaussprechlicher Seligkeit, schließlich die Autorität einer für inspiriert gehaltenen Schrift, das alles war der mütterliche Boden, in den das himmlische Reis eingepflanzt werden und daraus es Kraft ziehen konnte. Aber die beste Kraft zog Jesus doch aus seinem einzigartigen Verhältnis zu seinem himmlischen Vater, und darum ist er auch wieder gar nicht ein Kind seiner Zeit und läßt sich aus ihr nicht erklären, weil sie hinsichtlich seiner Eigenart, seiner Liebe und seiner sündlosen Vollkommenheit gar keinen Anteil an ihm hat. Darum nimmt er auch die Wahrheiten des Judentums nicht buchstäblich in sich auf, sondern

knüpft nur an ihnen an und hebt sie hoch hinaus über alle daran haftenden menschlichen Irrtümer, und macht sie zur neuen Gottesoffenbarung für alle Zeiten bis an das Ende der Welt. Während Buddha und Mohammed nur wenig Neues zu dem Vorhandenen hinzusetzten, hat Jesus auch den göttlichen Kern der jüdischen Religion umgebildet und erneuert. Jene sind beide Kinder ihrer Zeit, Er der Herr seiner und aller Zeiten; sie sind die reife Frucht der vor ihnen liegenden, religiösen Entwicklung, Er Frucht und neuer Anfang zugleich; sie lassen sich verstehen und begreifen aus ihrem geschichtlichen Hintergrund, die Persönlichkeit Jesu aber mit allen ihren wunderbaren Geheimnissen weist über ihn hinaus in das unergründliche Geheimnis des Wesens unseres himmlischen Vaters.

Kapitel 3.

Geburt und Entwicklung.

Wo im Osten die Sonne aufgeht und mit ihr auch der Morgen der Geschichte aufgegangen ist, da sind auch die drei großen Asiaten geboren, welche der Menschheit die drei Weltreligionen schenkten, Buddha aus dem Stamm der Arier in Hindostan, Jesus und Mohammed aus dem der Semiten in Palästina und Arabien. In regelmäßigen Abständen von fast 500 Jahren (Buddha um 500 vor Christi Geburt, Christus in der Mitte, und Mohammed 571 Jahre nach ihm) kamen alle drei nicht in den Hauptstädten der damaligen Welt, sondern in entlegenen, kleinen Winkeln und Ecken an das Licht, in Kapilavastu, Bethlehem und Mekka; aber als sie wieder untergingen, da ließen sie einen Lichtstreifen nach, der von Jahrhundert zu Jahrhundert an Ausdehnung und Helligkeit gewann und für Dreiviertel der gesamten Erdbevölkerung „Fußes Leuchte und Licht auf dem Wege“ geworden ist. Von Osten, mit der Sonne, zog ihr Glaube über die Erde; aber der Buddhismus blieb im Osten stehen, der Islam erreichte die Mittagshöhe; nur das Christentum machte ganz die Sonnenbahn mit, von Osten nach Westen, und wieder nach Osten, und umspannt nun die ganze Erde mit seinem hellen Schein. Aber trotz dieser Helligkeit wie viel Dunkel! Das Menschengeschlecht ist vergänglich, und es läßt selbst die größten Heiligtümer in Staub und Trümmer sinken, und weiß gar bald nicht mehr, wo sie gestanden. Wo sind die Häuser, da diese Größten aller Welteroberer geboren und gewohnt, wo die heiligen Orte, da ihnen ihr Glaube zu teil ward, ja, wo sind die Städte selbst, da ihre Wiege gestanden? Kapilavastu ist vom Erdboden verschwunden, das alte Bethlehem ist in Trümmer gegangen und auch Mekka hat sich verwandelt. Wir wissen auch nicht einmal genau das Jahr, in dem Buddha und Jesus geboren und ge-

storben sind, geschweige denn Monatsdatum und Tageszeit. Sogar die Gestalten der drei Religionsstifter selbst sind zum Theil in Nebel gehüllt. Wie die Dämmerung die aufgehende Sonne verschleiert, so hat sich auch die fromme Sage zunächst um Geburt und Jugendleben aller drei geschlungen und verwehrt uns den interessantesten Einblick in das Verbegeheimnis ihres jungen Lebens. Sie hat aber auch das Mannesleben mit seinen Reden und Thaten dicht umrankt, so daß es harter Bergmannsarbeit bedarf, das Gold der wahren Geschichte von allen Schlacken zu lösen. Jesu Leben und Persönlichkeit liegt, nach Abthun alles apokryphischen Beiwerks, in den Evangelien noch am klarsten und hellsten vor uns, durchsichtiger und wahrer, als das schon der späteren Geschichte angehörige Leben des „Propheten“; Buddhas schlichte Person dagegen ist infolge der Maßlosigkeit indischer Phantasie und des Mangels an geschichtlichem Sinn der indischen Schriftsteller derartig entstellt, daß die historische Kritik nur wenig als beglaubigt annehmen kann. Wir wollen das nach unserer Überzeugung echt Historische im Folgenden gegenüberstellen; es werden sich uns dabei die überraschendsten Ähnlichkeiten, aber auch diametrale Gegensätze ergeben. —

Aus einem alten Herrschergeschlecht, aus dem der Sakya, ist um das Jahr 560 vor Christi Geburt, südlich vom Himalaya, in Hindostan, in der heutigen Landschaft Duddh, in der untergegangenen Stadt Kapilavastu, der junge Fürstensohn Siddhattha, der spätere „Buddha“, hervorgegangen. Seine Ahnen waren zwar nicht Könige, aber große, reiche Fürsten, welche mit ihrem ganzen Stamm kurz nach Buddhas Tode dem Ansturm des benachbarten Kosala-Reiches erlegen sein sollen. Des Prinzen Siddhattha Eltern waren Suddhadano und seine Mutter Maja, welche sieben Tage nach seiner Geburt starb. Wie alle großen Weltereignisse ihren Schlagschatten lange vorauswerfen, so ist auch nach der späteren Sage Buddhas Leben lange vorher von Brahma vorausgesagt und vorausgeplant worden. Und als er endlich im Himmel sich entschlossen hat, zur Erlösung der Menschen auf die Erde herabzusteigen, hält er Rundschau, welcher Schoß der Weiber rein genug sei, ihn aufzunehmen. Er findet die Königin von Kapilavastu für würdig, an ihm Mutterstelle zu vertreten. Als Lichtstrahl tritt er in den Leib ein und wird somit auf unbesleckte Weise empfangen. Sie hatte vorher noch kein

Kind geboren. Seiner Geburt gehen wieder große Zeichen und Wunder voraus: ein überirdisches Licht umstrahlt die Stätte; die Welten erbeben; die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören. Als er geboren, gaben ihm die Schlangengötter das Bad der Taufe. Mit lauter Stimme verkündet der Knabe die eigene Übergöttlichkeit und nahende Erlösung. Sofort eilt ein alter Büßer aus der Wildnis des Gebirges herbei, wirft sich vor dem Kinde zur Erde nieder und spricht: „Wahrlich, dieses Kind wird einst ein höchster, vollendeter Buddha werden und den Menschen den Weg zur Erlösung weisen.“ Auch dem Vater soll schon vorher eine Weissagung zu teil geworden sein: „Wenn Prinz Siddhattha den Thron besteigt, so wird er ein König der Könige, ein Weltbeherrscher werden; wenn er aber dem Thron entsagt und das Leben eines Asketen erwählt, so wird er ein Weltüberwinder, ein vollendeter Buddha werden.“ Dies alles ist natürlich Gebilde der Sage. Geschichtlich wird nur das an dem Jugendleben des Prinzen sein, daß er in der ganzen orientalischen Pracht und Üppigkeit eines sittenlosen Lebens aufgewachsen ist. Der Vater baute ihm drei Paläste, für jede der drei indischen Jahreszeiten, für die heiße, kalte und die Regenzeit je einen, und dort, umgeben von schattigen Gärten mit Lotosteichen, auf denen weiße Lotosblumen im Sonnenglanz strahlten und am Abend den Hain mit köstlichem Duft erfüllten, beschattet von alten Parkanlagen, in denen der Mangobaum wuchs und die Tamarinde, mit breit angelegten Wegen, da man auf Elefanten ritt, verlebte Siddhattha seine Jugend. Noch im Jünglingsalter nahm er eine Prinzessin zum Weibe, und ein Harem voll schöner, in Tanz und Musik geschulter Mädchen vervollständigte das häusliche Leben des sinnlichen Orientalen. Da plötzlich geht in des jungen Prinzen Seele ein Umschwung vor. In dem schwülen Einerlei kommt über ihn die Ruhelosigkeit und der Ekel am Dasein. Wie das geschehen, bleibt der Geschichte verborgen. Die Legende hat, die Wahrheit vielleicht richtig treffend, folgendes Erlebnis als Grund seiner Sinnesänderung angegeben: als er eines Tages im Parke spazieren fuhr, bemerkte er einen gebrechlichen alten Mann, auf einen Stab gestützt, mühsam dahinschleichend. Er, von dem man des Lebens Leiden bisher ängstlich fern gehalten hatte, fragte verwundert seinen Wagenlenker Tschanno, was für ein seltsames Wesen das sei, und Tschanno bemerkte, es sei ein Greis. „Wurde er in diesem Zu-

stande geboren?" fragte der Prinz weiter. — „Nein Herr, er war einst jung und blühend wie du.“ — „Giebt es mehr solcher Greise?" — „Sehr viele, Herr!" — „Und wie geriet er in diesen beklagenswerten Zustand?" — „Es ist der Lauf der Natur, daß alle Menschen alt und gebrechlich werden müssen, sofern sie nicht in jungen Jahren sterben.“ — „Auch ich, Tschanno?" — „Auch du, Herr.“ — Dieser Vorfall stimmte den jungen Prinzen so nachdenklich, daß er befahl, nach Hause zurückzufahren. Einige Zeit hernach erblickte er bei einer abermaligen Ausfahrt einen Ausfägigen, und als ihn auf seine Fragen Tschanno auch über diese Erscheinung aufklärte, wurde er so tief ergriffen, daß er fortan alle Lustbarkeiten mied und über die Leiden der Menschen nachzugrübeln begann. Nach Verlauf einer längeren Zeit wurde ihm die dritte Erscheinung zu teil. Er sah einen bereits in Verwesung befindlichen Leichnam am Wege liegen. Auf das heftigste erschüttert, kehrte er sofort nach Hause zurück, indem er ausrief: „Weh mir, was nützt aller Glanz und aller Genuß, wenn sie mich nicht vor dem Greisenalter, vor Krankheit und Tod bewahren können! Wie unglücklich sind die Menschen! Giebt es kein Mittel, dem Leide und dem Tode ein Ende zu machen?" Da erschien ihm ein Asket in gelbem Gewande, dessen ehrwürdige Züge den tiefen Frieden seines Innern deutlich widerspiegeln. Dieser wies ihn darauf hin, daß das Dasein kein wünschenswertes Gut, sondern ein Übel sei und daß man ihm entfliehen müsse. (Vgl. Buddhistischer Katechismus von Subhadra Bhikshu.) Siddhattha faßt den Entschluß, Weib und Kind und alle Pracht zu verlassen und in die Einsamkeit zu gehen. In der letzten Nacht, die er in seinem Palaste verbringt, umtanzen ihn noch einmal die Sängerinnen und Tänzerinnen, und als er aus einem kurzen Schlaf wieder aufwacht, sieht er jene Mädchen eingeschlummert, und alle ihre Leibes-Gebrecken, die sie sonst verhüllt, entblößt. Bei diesem Anblick ist's ihm, als sei er auf einem Leichenfelde voll entstellter Leichen, als stände das Haus um ihn in Flammen. „Wehe, mich umringt Unheil," ruft er aus; „jetzt ist die große Zeit gekommen, den großen Gang zu gehen." Ehe er von dannen eilt, gedenkt er seines neugeborenen Sohnes: „ich will mein Kind sehen." Er geht zum Gemach der Gattin, die auf Blumen bestreutem Lager schlummert, die Hand unter das Haupt des Kindes gebreitet. Da denkt er: „wenn ich ihre Hand von seinem Haupt

bewege, mein Kind zu erfassen, wird sie erwachen; wenn ich Buddha sein werde, dann will ich wiederkehren und nach meinem Sohne sehen.“ Draußen wartet sein Roß, und auf ihm flieht der Fürstsohn, fort von Weib und Kind, das er treulos verlassen, hinaus in die Nacht, getrieben vom Ekel am Dasein und an dessen Freuden. Ekel am Dasein ist die erste Veranlassung zur Buddhafachenschaft des Prinzen gewesen und die Stimmung seines ganzen Lebens geblieben. Aber hinter dem Flüchtling zieht, wie sein Schatten, Mara, der Versucher, und wartet, ob ein Augenblick kommen werde, in dem ihm ein Gedanke der Lust oder des Unrechts, der in die ringende Seele einging, Macht über den verhassten Feind geben möchte. (Vgl. Oldenbergs Buddha S. 114, 115.) Der Prinz war 29 Jahre alt, als er seine Buddha-Laufbahn begann.

Es folgt nun die Zeit seiner Irrfahrten, seines Fastens und Suchens nach dem Frieden. Der Unterricht zweier Brahmanen, daß Gebet oder mystische Versenkung den Weg zur Wahrheit erschließen, kann ihn nicht befriedigen. Bei ihnen nimmt er aber den seine Zeit beherrschenden Geist des Pessimismus und die Idee der Seelenwanderung und des Nirvana in sich auf. Vor allem befriedigt ihn nicht die furchtbare Selbstpeinigung, in die er sich nun hineinbegiebt. Sechs Jahre lang marterte er seinen Leib so, daß sein Ruhm ihm fünf Genossen zuführte; aber auch jetzt, da er, die Zunge gegen den Gaumen gedrückt, da saß, die Gedanken „festhaltend, festpressend, festquälend,“ kam ihm die ersehnte Erleuchtung nicht. Sein Leib verfiel. Da aß und trank er wieder, aber die fünf Genossen ließen ihn deshalb im Stich. Jetzt endlich tritt die Erleuchtung ein. Als er in einer Nacht unter dem Baum der Erkenntnis, unter dem Bodhi-Baum, einer Feige, saß, und noch einmal in furchtbarer Versuchung alle Gelüste nach Ehre, Macht und Königsthronen niederrang, fand er in plötzlicher Intuition den Weg zur Erlösung vom Leiden, den Kern seiner Lehre. Und doch hatte er nichts anderes gefunden, als was seiner Zeit schon längst bekannt war. Er faßte es nur zusammen zum Ganzen. Was er wirklich Neues fand, war nur das, daß er selbst berufen sei, als Buddha aufzutreten. Dieses neue Bewußtsein gab ihm aber kein Gott in das Herz, sondern es war eigenste „Erleuchtung“. „Unter Erleuchtung ist kein wunderbarer oder mystischer, durch Einfluß

außerweltlicher, göttlicher Mächte herbeigeführter Vorgang zu verstehen, sondern jene unmittelbare Erfassung der Wahrheit, jener intuitive Tiefblick in die Natur der Dinge, der sich von der Intuition des künstlerischen Genius nur dem Grade, nicht dem Wesen nach unterscheidet, nur eine höhere Stufe desselben darstellt.“ (Buddhist. Katechismus S. 16.) Siddhattha hielt sich nun für „Buddha“, d. h. für einen, der die Wahrheit „erkannt“ hat. Das ist der Anfang des Buddhismus. Voller Jubel ruft er aus: „Da ich solches erkannte und da ich solches schaute, ward meine Seele erlöst von der Sünde der Begier, erlöst von der Sünde des irdischen Wesens, erlöst von der Sünde des Irrens, erlöst von der Sünde des Nichtwissens. Im Erlösten erwachte das Wissen von der Erlösung: vernichtet ist die Wiedergeburt, erfüllt der heilige Wandel, gethan die Pflicht; nicht werde ich zu dieser Welt zurückkehren. Also erkannte ich.“

Dieser Wendepunkt seines Lebens ist geschichtlich. — Nachdem er noch einige Tage am Fuß des Bodhi-Baumes in seliger Verjenkung verbracht hatte, ging er zum Ajapala-Ziegenbaum, zum „Baum der Ziegenhirten“, und dort bricht zum letztenmal die Versuchung über ihn herein. Mara, der Böse, möchte ihn bestimmen, schon jetzt dem Erdenleben den Rücken zu wenden und allein, ohne die Lehre verkündigt zu haben, in das „Nirvana“, in das jenseitige Nichts, einzugehen; dann wäre nur er allein der Macht Maras entronnen, aber nicht die ganze Menschheit. Buddha zaudert und schwankt. Er denkt über die Leiden und Anfechtungen eines Reformators nach. „Wenn ich nun die Lehre verkündige und man mich nicht versteht, brächte es mir nur Erschöpfung, brächte es mir nur Mühe.“ Es ging ihm das Wort durch den Sinn:

„Wozu der Welt offenbaren, was ich in schwerem Kampf errang?
Die Wahrheit bleibt dem verborgen, den Begehr und Haß erfüllt.
Mühsam ist's, geheimnisvoll, tief, verborgen dem groben Sinn;
Nicht mag's schauen, wem irdisches Trachten den Sinn mit Nacht umhüllt.“

Erst als die höchste Gottheit, Brahma selbst, flehentlich bittend ihm zu Füßen liegt, mit den Worten:

„Im Ragadhalande erhob sich vordem
Unreines Wesen, sündiger Menschen Lehre.
Eröffne du, Weiser, das Thor der Ewigkeit.
Laß hören, was, Sündloser, du erkannt hast.“

Wer droben steht hoch auf des Berges Felsenhaut,
Des Auge schaut weit über alles Volk hin.
So steig auch du, Weiser, empor, wo droben
Weit übers Land ragen der Wahrheit Zinnen,
Und schau hinab, Leidloser, auf die Menschheit,
Die leidende, welche Geburt und Alter quält.
Wohlauf, wohlauf, streitbarer Held, an Siegen reich,
Zieh durch die Welt, sündloser Wegeskundiger.
Erhebe deine Stimme, Herr; Viele werden dein Wort verstehn."

da entschließt er sich zum Auftreten mit den Worten: „Geöffnet sei allen das Thor der Ewigkeit. Wer Ohren hat, höre das Wort und glaube.“ Trotz aller Anfechtungen von seiten Maras, trotz Toben der Elemente und allerlei Verführung und Einschüchterung wagt er die Verkündigung, wie man dem Leben mit allen seinen Leiden, mit seinen Freuden und seinem Glück für immer entrinnen könne, ohne je wieder die Seelenwanderung an sich erleben zu müssen. Er verkündete die völlige Erlöschung der Seele. Die ersten Gläubigen sind zwei Kaufleute, die ihm ihre Schalen mit Speise reichen. Mit abgeschnittenen Haaren, in gelbem Mantel, den Almosentopf in der Hand, ganz nach Art der brahmanischen Asketen und Mönche, zieht er nun, nachdem er seine Lehre in allen ihren Teilen ausgestaltet hat, predigend umher, und dreht, nach buddhistischer Redeweise, „das Rad der Lehre.“ Erklärlicherweise hat die dichtende Sage diesen Anfang des Buddhismus mit einer Fülle von Wundern bekränzt: Als ein Fährmann den Buddha nicht über den Ganges setzen will, schreitet dieser über die Wellen hinüber. Als die fünf Asketen, die ihn ehemals verlassen, nicht an ihn glauben wollen, streckt er zum Zeichen seiner Größe seine Zunge so weit heraus, daß sie bis an die Ohren und Nasenlöcher reicht, und, als diese ihn mit dem Worte „Freund“ anreden, wehrt sich dagegen sein Selbstbewußtsein, und er spricht: „Sprecht, ihr Mönche, den Vollendeten nicht mit dem Namen „Freund“ an. Heilig, ihr Mönche, ist der Vollendete, der vollkommen erleuchtete Buddha. Thut auf, ihr Mönche, euer Ohr; die Todlosigkeit ist gefunden.“ (Neumann, Buddh. Anthologie. S. 15.) Aber aus all diesem und anderem orientalisches-mystischen Beiwerk leuchtet doch in klar erkennbaren Umrißen der Werdegang des neuen Religionsstifters, der, ehemals ein sinnlicher Prinz, durch den Ekel am Leben zu seinem Prophetenberuf gekommen war.

Überspringen wir ein Jahrtausend und stellen uns die Einflüsse und Bedingungen vor Augen, unter denen Mohammeds Leben aufwuchs, so ergeben sich eine Menge von Ähnlichkeiten. Wie Buddha, so stammt auch Mohammed aus altem, adligem Geschlechte, aus dem der Koreischiten. Aber trotzdem waren seine Eltern, Abd-Allah und Amina, arm, und die Mutter, die bald Witwe wurde, konnte ihren Sohn nicht in der Üppigkeit aufziehen, wie die Sakya den Prinzen Siddhattha. Immerhin aber gehörte er doch nach seiner Blutsverwandtschaft zum ersten Adel des Landes. Wie der Gründer des Buddhismus seinen Namen Siddhattha später vertauschte mit dem Amtsnamen „Buddha“, so hieß auch der Prophet des Islam, als er im April 571 in Mekka geboren ward, zuerst anders, wahrscheinlich Kotham, und diesen Namen hat er erst nach oder kurz vor der Flucht nach Medina mit „Mohammed“, d. h. der „Ersehnte“, „Bielgepriesene“, vertauscht. Er selbst sagte von sich: „Ich bin der Mohammed; ich bin der Ahmad (Paraklet), der Hachid (Erwecker der Toten), der Mahiy (Tilger), der Chatim (Siegel), der Akib (der Letzte).“ Er gab sich demnach sechs Beinamen, von denen nach seinem Wunsche „Mohammed“ der gebräuchlichste geworden ist. (Vgl. Sprengers Moh. I, S. 155—162.) —

Auch seine Geburt hat die fromme Sage mit Wundern, Lichtglanz, Engelserscheinungen und Weissagungen umgeben, wie die Wiege des Buddha. Der Amina erschien ein Engel, der ihr zurief: „Du trägst den Herrn und Propheten deines Volkes unter deinem Herzen.“ Den Neugeborenen nahm der Großvater Abd-al-Mottalib auf seine Arme, ging in die Kaaba und dankte Gott für dieses Geschenk. Er ist der Simeon des Islam. Dann kam der Engel Gabriel, öffnete den Leib des Knaben, nahm sein Herz heraus, wusch es, und nachdem er einen schwarzen Blutklumpen weggeworfen hatte, setzte er es wieder ein und schloß den Leib. Es ist dies der Akt der Sündenbefreiung. Auch die Geschichte vom bethlehemitischen Kindermord findet sich wieder in den Verfolgungssagen durch arabische Seher und Juden. Das Geschichtliche seines jungen Lebens aber ist nach Abthun dieses legendenhaften Stoffs, der sich immer an das Leben gewaltiger Menschen ansetzt, wie Epheu an Riesenstämme, in diesem Falle aber seinen judenchristlichen Ursprung offen erkennen läßt, das, daß er mit seiner Mutter ein stilles, armes, von der Welt unbeachtetes Leben

geführt hat. Im sechsten Jahr verlor er seine Mutter, und den Waisenknaben nahm nun der arme Oheim Abu-Talib auf. Während Prinz Siddhattha in Jugendlust und Sinnenrausch die Genüsse des reichsten Wohllebens kostete, saß Kotham auf dem fahlen Felsen oder am Rand der Wüste und hütete die Schafe. Nur einmal, im zwölften Jahre, sah er mit leuchtendem Auge etwas von der Welt, als er mit seinem Oheim nach Bosra reiste auf den Markt. Genaueres ist uns aus seiner Kindheit nicht erhalten. Aber sein Geschick nahm bald eine Wendung. Während Prinz Siddhattha seinen Reichtum verließ, um in die Armut zu gehen, ward Kotham aus einem armen ein reicher Mann. Er ward Geschäftsführer einer reichen Witwe, Chadidja, die schon zweimal verheiratet gewesen. Geschäftsgewandtheit und kaufmännische Begabung, List und Verschlagenheit brachten ihn so hoch in die Gunst der Frau, daß er Führer ihrer Karawanen wurde und das ganze südliche Arabien bereiste. Endlich reichte die 40 jährige Frau dem 25 jährigen Jüngling die Hand zum Ehebunde, und Kotham trat in den Besitz eines großen Vermögens, das er später freilich wieder verlor. Aber der Vater der Chadidja war gegen die Heirat; die schlaue Witwe wußte jedoch dies Hindernis zu beseitigen. Sie machte den alten Mann betrunken und erhielt seine Einwilligung. Alles war zur Trauung bereit, und ehe er nüchtern wurde, war sie schon die Frau des Mohammed. Mit Tanz und Zimbellklang ward das Fest gefeiert. So hat, wie Buddha, auch Mohammed das Glück ehelichen Lebens genossen; seine Frau liebte ihn und ist für die Entstehung des Islam von ungeheurem Einfluß gewesen. Auch er hat ihre Zuneigung erwidert, und hatte an ihr eine feste, sittliche Stütze. Er hatte anfangs keine Frau neben ihr, aber nach ihrem Tode versiel der Wollüstling in die ausschweifendste Unsitlichkeit. Sechs Kinder sind dieser Ehe entsprossen; aber sie starben alle, außer Fatima, der jüngsten, durch welche das Geschlecht des Propheten fortlebt bis auf den heutigen Tag. Bis zum 40. Jahre lebte Kotham als Kaufmann und Familienvater, ohne den Gedanken, zum Religionsstifter berufen zu sein, je gehabt zu haben. Fragen wir nach den Gründen, die den Vierzigjährigen plötzlich zum Prophetentum riefen, so lagen sie zunächst in dem Gegensatz seiner eigenen religiösen Überzeugung zu der seines Volks. Wie Buddha vorher die Geistesströmungen seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, so

hatte auch Mohammed durch die häufige Berührung mit den zahlreichen, um ihn herum lebenden Juden und Judenchristen, von denen einige zu seinem vertrautesten Umgang gehörten, die Grundideen des Monotheismus sich angeeignet, und, wenn auch in unklarster Mischung mit heidnischen Vorstellungen, in sich verarbeitet. Er selbst war ein „Hanyf“, ein Judenchrist geworden und hatte sich von der Naturreligion seiner Landsleute losgelöst. Die besondere Berufung zum Prophetentum aber lag in ihm selbst. Buddha kam zu seinem Amt durch das Erlebnis unter dem Bodhi-Baume; Mohammed wurde Prophet infolge einer Krankheit. Es steht geschichtlich außer allem Zweifel, daß Mohammed Epileptiker gewesen ist. Schon in den ersten Jahren litt er an Krampf-Anfällen, die in seinem Mannesalter während seines Prophetentums einen immer bedenklicheren Charakter annahmen. Er fiel zu Boden, schloß die Augen, sein Angesicht schäumte und „er brüllte wie ein junges Kamel.“ Mit dieser hysterischen Krankheit, die mehr eine Krankheit des Geistes, als des Körpers war, hängen eine Menge von Symptomen zusammen, die Mohammeds Charakter erklären. Nicht nur eine unersättliche Wollust, sondern auch eine Anlage zur Lüge und zum Betrug ist solchen Kranken eigen. Der Gang zur Lüge wird hysterischen Personen leicht zur Gewohnheit. Die Lüge fließt nicht mehr aus innerer Absicht, sondern es bildet sich ein Geist zur Lüge in der Art fort, daß die Kranken allen, die in ihre Nähe kommen, eine falsche Vorstellung von sich aufzudringen suchen. Dazu kommen hysterische Träume, Hallucinationen und Visionen, in denen man Engel sieht und Geister hört, eine krankhafte Steigerung der Phantasie, und die Einbildung ist fertig. Auch Mohammed sah in seinen Anfällen Engel und hatte Offenbarungen, und hierin liegt die direkte Veranlassung zur Gründung des Islam. Harith Ibn Hisham fragte einst den Propheten: „auf welche Weise kommt dir die Offenbarung zu?“ Er antwortete: „Manchmal erscheint mir ein Engel in Menschengestalt und spricht mit mir; manchmal vernehme ich aber, ohne jemanden zu sehen, Töne wie von einer Schelle oder Glocke; da wird es mir sehr arg. Wenn der unsichtbare Engel mich dann verläßt, habe ich aufgenommen, was er mir geoffenbart.“ Ein anderer Biograph erzählt: „Wenn die Offenbarung zu dem Propheten herabkam, ward er sehr schwer; einst fiel sein Schenkel

auf den meinen, und bei Gott, es giebt keinen so schweren Säckel, wie der des Gesandten Gottes war. Zuweilen ward ihm eine Offenbarung, wenn er sich auf seinem Kamel befand; da zitterte es, daß man glaubte, es würde zusammenbrechen und gewöhnlich kniete es nieder.“

Als Mohammed sich im 40. Lebensjahr befand, fing diese religiöse Bewegung in seinem Innern an. Er wurde unruhig; sein Schlaf war von Traumbildern erfüllt, seine Anfälle mehrten sich. Da ging er öfter auf den Berg Hira zu dem Judenchristen und Einsiedler Jayd, und dort schlug im Sommer 612 die Geburtsstunde des Islam. Bei einem Anfall sah der kranke Mann einen Engel, der ihn dreimal aufforderte, eine Offenbarung, die er aus dem Himmel für ihn mitgebracht, zu lesen und sprach: „Sprich dich aus im Namen des Schöpfers,“ d. h. tritt auf als Prophet. Bei dem ungewissen Gefühl, ob er sich getäuscht, oder ob wirklich Gott selbst ihn habe rufen lassen, ward der hysterische Mann fast wahnsinnig. Hatte er nur geträumt oder hatten gar böse Geister ihn zum Narren? Lange hielt er sich für besessen und trug sich mit Selbstmordgedanken. So hatte auch er, wie Buddha, seine Versuchungen durchzumachen. Beide führten einen Kampf gegen sich selbst: Buddha gegen Selbstsucht und Furcht, Mohammed gegen die Illusionen seiner Krankheit. Beide aber rangen nach ihrer Ansicht gegen Teufel und Geister. In diesem Kampf waren es seine Frau Chaididja und der Judenchrist Waraka, die Mohammeds Selbstbewußtsein begründeten. Sie nahmen ihm die Angst, beruhigten ihn und wurden somit zugleich Begründer und erste Anhänger des neuen Glaubens. Sprenger sagt: „Chaididja glaubte gerne, daß Gott, und nicht Dämonen aus ihrem Manne sprächen. Sie war die erste Gläubige; sie stand ihrem Manne wie ein schützender Engel zur Seite; sie tröstete ihn, wenn er verspottet wurde, sprach ihm Mut ein, wenn er unter Verfolgung litt, und stärkte ihn, wenn er schwankte. Ohne die Liebe und den Glauben der Chaididja wäre Mohammed nie zum Propheten geworden, und als der Tod sie ihm entriß, verlor der Islam viel von seiner Reinheit und der Koran von seiner Erhabenheit.“ (I, 355.)

Als Mohammed an seine eigene Illusion zu glauben anfing, daß er zum Verkünder des Monotheismus berufen sei, beruhigte er sich allmählich. Die Engelserscheinungen mehrten sich und

endeten alle mit dem Refrain: „o Mohammed, du bist in Wahrheit ein Gottgesandter und ich bin Gabriel.“ War die erste Offenbarung eine Hallucination, so waren die folgenden Wünsche seines krankhaften Innern, die sich ihm zu Engelsercheinungen verdichteten. Eine klare Lehre aber hatte Mohammed damals noch nicht. Während Buddha von Anfang seiner Berufung an mit einer bestimmten Predigt vor das Volk trat, tastete Mohammed noch längere Zeit unsicher hin und her, und erst nach seiner Flucht hatte er ein einigermaßen abgerundetes Lehr-System ausgebildet.

Anfangs hatte Mohammed gar nicht die Absicht gehabt, eine Weltreligion zu gründen, sondern nur eine Nationalreligion, und da er außerdem ein völlig untheologischer, abhängiger, ungebildeter Mann war, ist es verständlich, wie er zuerst zwischen den widersprechendsten Ansichten hin und her schwanken konnte. Er versuchte es zunächst, seine monotheistische Lehre in Einklang zu bringen mit den Überzeugungen seiner Verwandten. Er wagte es nicht, die heidnische Verehrung der Kaaba anzutasten, machte die abergläubischen Ceremonien des Pilgerfestes mit und bestätigte die Fetisch-Anbetung des schwarzen Steines. Ja, um seine Verwandten, die ihm feindlichen Häupter der Koreischnen, zu gewinnen, erkannte er die Göttinnen Lat, Dzza und Manah an. Sprenger sagt hierüber: „Er hatte seine Anerkennung durch Aufopferung seiner heiligsten Überzeugung erkaufte und seine früheren Lehren Lügen gestraft. Seine übermütigen Gegner, welche ihn, indem sie ihm huldigten, doch nur zu ihren Zwecken benutzen wollten, konnten ihn nur verachten, und seine aufrichtigen Anhänger wurden im Glauben irre.“ (II, 19.) Später hat er natürlich diese Zugeständnisse wieder zurückgenommen. Und wie er damals mit dem Heidentum paktierte, so auch mit dem arabischen Judentum und Christentum. Den Judenchristen freundlich gegenüberstehend, ja selbst einer der Ihrigen, nahm er von ihren Ceremonien und Gebräuchen eine Fülle hinüber, Gebete und Waschungen, Bezeichnungen und Namen, vor allem die „Kibla“ der Judenchristen, d. h. den Gebrauch, bei den drei täglichen Gebeten sich mit dem Angesicht nach dem Tempel in Jerusalem zuzuwenden. Auch er hat sich zuerst beim Gebet nach Jerusalem gewendet; später aber, da er mit dem Judentum förmlich brach, befahl er seinen Gläubigen, das Angesicht im Gebete gegen die Kaaba in Mekka zu richten.

Da er aber durch diese Zugeständnisse nichts erreichte, ward er schon damals zum Lügner und Heuchler. Zwar standen ihm die ersten Gläubigen aus seiner nächsten Familie, Chadidja, Waraka, Abu-Bekr, sein Vetter Ali, der starke Omar, sodann Sklaven und Leute der niedrigsten Klassen, in den ersten Monaten gegen 100, treu zur Seite; aber sie wurden von den Koreischiten gemißhandelt, die Sklaven gepeinigt; zweimal flohen Scharen von ihnen nach Abessinien in den Schutz des dortigen christlichen Königs; andere starben für den Islam den Märtyrertod; Mohammed selbst mußte viel Schimpf und Schmach erdulden; die Koreischiten, an ihrer Spitze Mohammeds größte Gegner, Abu Lahab und Walid, bewarfen ihn mit Kot, hielten ihn für besessen und trachteten ihm nach dem Leben. Aber gerade diese Angesehensten seines Stammes wollte er gewinnen um jeden Preis. Widerstand gab seiner Überzeugung Kraft und stählte seine Energie. Während seine Offenbarungen und Aussprüche anfangs kraftvoll, einfach, meist in leicht faßbaren Reimen abgefaßt waren, wird seine Phantasie jetzt immer leidenschaftlicher und zügelloser. Er droht den Koreischiten mit Strafgerichten Gottes, mit Steinregen und jüngstem Gericht; er schildert die Schrecken der Hölle; aber da dies alles nicht eintraf, versiel er auf immer neue Ausflüchte, und wurde verlacht. Einst predigte er ihnen die Lüge, daß er in einer Nacht auf dem geflügelten Pferd Barak nach dem Tempel zu Jerusalem und von da in den siebenten Himmel in die Nähe Gottes geritten sei, wo die Patriarchen und Propheten ihn als geliebtesten Gesandten Gottes begrüßt und Gott selbst ihn als die Perle und den Zweck der Schöpfung bezeichnet habe. Die Gegner lachten, die Seinen wurden irre an ihm, manche fielen von ihm ab, bis er diese Lüge für einen Traum erklärte. Später aber ist er wieder auf die erste Behauptung zurückgekommen. So kämpften in der Seele des bedauernswerten Mannes, der jetzt von der Überzeugung seines Prophetenamtes nicht mehr lassen wollte, die widersprechendsten Empfindungen, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge. Sprenger führt dies auf seine Krankheit zurück und schreibt: „Glühender Enthusiasmus, gepaart mit gemeiner Schlaueit, reine Aufopferung für einen höhern Zweck mit niedriger Selbstsucht, Nachgiebigkeit, ja Abhängigkeit von andern mit Zähigkeit und Hinterlist, und Hingebung mit Verrat: dies sind einige der widersprechendsten psychischen Symptome der Krankheit, an der Mohammed litt.“

(I, 314.) So wenig sich sein Islam mit dem Buddhismus vergleichen läßt, da ersterer durch seine Verwandtschaft mit dem Christentum höher steht, als der Atheismus und Nihilismus des letzteren, so überragt doch Buddha schon jetzt den Mohammed um Hauptes Länge an sittlicher Kraft und Willensreinheit. Ein Betrüger, Lügner und Heuchler, wie Mohammed, ist Buddha nie gewesen. Mohammeds bisherige Entwicklung kennzeichnet ihn als einen unlautern, unbeständigen Schwärmer, und diese seine Richtung mußte ihn einmal in die furchtbarsten Thaten hineinstürzen. —

Stellen wir der Entwicklung dieser beiden Religionsstifter nun gegenüber die unseres Heilandes Jesu Christi. Hatten wir es schon bei den beiden beklagen müssen, daß wir doch nur einen bescheidenen Blick in das Interessanteste am Charakter eines Menschen, in das jugendliche Werden und Wachsen thun konnten, so ist das besonders bei dem der Fall, dessen ganze Persönlichkeit uns ein ewiges Räthsel und Geheimnis bleiben wird, der gar nicht aus natürlichen Gesetzen allein geworden und nach ihnen sich entwickelt hat, sondern bei dem von Anfang an Gottes wunderbare Allmacht und Liebe der bestimmende Grund gewesen ist. Jesus Christus ist gewiß auch ein Mensch, wie Buddha und Mohammed, wie wir alle, aber — ohne Sünde, ein Mensch, dessen Geist Gottes heiliger Geist, dessen Herz Gottes Liebes-Herz selbst gewesen ist. Das zu behaupten, ist nicht christliche Annäherung und Voreingenommenheit; das beweist Jesu Leben und Tod, Wort und That, das beweist vor allem seine Einwirkung auf die gläubige Seele, eine Einwirkung so wunderbarer, umgestaltender und erneuender Art, wie sie von Buddha und Mohammed nie ausgegangen sind und nie ausgehen werden. Sie sind beide fehlbare, irrende und sündhafte Menschen gewesen, Mohammed mehr als Buddha, beide selbst erlösungsbedürftig, aber Jesus Christus ist der Sohn Gottes, der Erlöser der Welt. Seine Entwicklung ist darum eine ganz andere, als die der beiden, und mußte es sein.

Als Gott die Zeit für erfüllt hielt, sich in seiner eigensten Art der Menschheit zu offenbaren, war es um das Jahr 4 oder 5 vor der christlichen Zeitrechnung. Armen Eltern wird ein kleiner Knabe im Stalle zu Bethlehem geboren, und die Welt ahnte es nicht, daß mit dieser Geburt die Erlösungstunde für sie angebrochen war. Wunderbare Vorgänge im Himmel und auf Erden warfen

verklärenden Glanz auf diese Krippe, wie es nachmals auch die Sage gethan bei Buddhas und Mohammeds Geburt. Doch ist beides nicht gleich zu messen; Hase, der selbst die Wunder bei Jesu Geburt nicht gelten lassen will, sagt doch: „Der wunderbare Charakter dieser Erzählungen berechtigt nicht zum Zweifel an ihre Geschichtlichkeit. Man muß das Außerordentliche hier gerade für das Natürliche achten. Es wäre kein Wunder, wenn dieses Ereignis auch von der Natur und vom Geisterreich mitgefeyert wäre, falls ein solches Mitfeiern überhaupt möglich ist; und die Unmöglichkeit möchte doch schwer zu erweisen sein.“ (Leben Jesu S. 221.) Mag es aber auch immerhin Geschichte sein, daß der Jungfrau Maria ein Engel verkündete, daß der Sohn des Höchsten ihrem jungfräulichen Schoße entsprossen werde, daß sie dann mit Joseph, ihrem Manne, nach Bethlehem zog und die himmlischen Heerscharen in den Wolken sangen: „Ehre Gott in der Höhe, Friede auf Erden, Freude unter den Menschen!“, daß Hirten kamen und das Kindlein anbeteten, daß Simeon danach den Knaben im Tempel auf die Arme nahm und im Geiste dessen Zukunft sah: „Vieler Fall, vieler Auferstehung! Vieler Gedanken werden offenbar werden, ein Schwert der Mutter durch die Seele gehen,“ daß Weise aus dem Morgenland nach dem neugeborenen König der Juden fragten, ihn fanden, weil ein Stern vor ihnen herging oder ein wunderbares Sterngebilde sie zum Aufbruch nach dem überall erwarteten Weltheiland veranlaßt hatte, daß der Mord drohend heranzog um des Kindes Haupt, und die Eltern es flüchtend tragen mußten nach Aegypten, und daß dort schließlich der letzte Engel herabstieg und die flüchtige Unschuld wieder heimführte in das Land der Väter, nach Nazareth in Galiläa — wir dürfen dennoch hierauf keinen so großen Wert legen, daß wir uns mit denen, die diese Geschichten für Sage halten, in Widerspruch setzen; Jesus verliert nichts an Größe und Einwirkung auf unsere Herzen, und auch die Autorität des Neuen Testaments, die viel mehr mit Jesu Wort und That, Tod und Auferstehung zusammenhängt, als mit seiner Geburtsgeschichte, erhält dadurch keinen empfindlichen Stoß, wenn sich wirklich am Anfang seines Lebens die Sage angesetzt hätte. Auch den Streit darüber, ob Joseph der wirkliche Erzeuger des Kindes sei, oder der heilige Geist, halten wir für unnütz, denn das eine hebt sich doch wie ein Fels aus dem brandenden Meer der wissenschaftlichen

Kritik, daß der Lebensgrund und Keim Jesu ein anderer war, als der unserer Entfaltung zu Grunde liegende. Jesu Entstehung ist abhängig von einem unmittelbaren Eingreifen Gottes, und weil er mit seiner erbsündenfreien, vollkommenen Natur das gewöhnliche Gesetz menschlicher Entwicklung überspringt, so ist diese Schöpfer-That ein Wunder, und sie bleibt es, mag man nun eine göttliche oder eine menschliche Zeugung annehmen.

Jesu irdisch-natürliche Entwicklung aber verlief in ähnlichen Bahnen, wie die Buddhas und Mohammeds gewesen.

Wie die Wiegen der beiden andern, so umschwebten auch Jesum die Geister großer Ahnen. Er stammte aus dem alten Davidischen Herrscherhaus. Zwar brauchte er keinen adligen Stammbaum, denn sein wahrer Stammbaum wurzelte im Himmel, und ein König im Reich der Geister ist immer sein eigener Ahnherr; aber wie auf Buddha und Mohammed, so hat diese Abstammung auch auf den Davidssohn seinen Einfluß gehabt. In einfachen Verhältnissen ist Jesus aufgewachsen, gleich dem Mohammed, und auch er hat die Pracht und die Üppigkeit eines Siddhattha nie gekannt, aber auch nie gemocht. Seine Eltern waren Handwerker; Joseph still, gerecht und wohlwollend; Maria zwar keine sündlose Himmelskönigin, aber doch ein reines, schuldloses Wesen, und gebenedeit vor allen Weibern. Die keusche Gottesmagd steht auf einer höheren Ehren-Stufe als eine Maja und Amina, und wenn die Menschheit die Namen der beiden orientalischen Frauen längst vergessen haben wird, werden noch den Namen der Maria „selig preisen alle Kindesfinder.“ — Jesu Jugendzeit verlief ohne große Erschütterungen, gleichmäßig und still, behütet von der Liebe seines himmlischen Vaters. In seiner Brust wuchs allmählich die göttliche Seele und entfaltete sich, wie die Schrift sagt: „er nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.“ Wenn der Vater ihm die Geschichte seines Volks und seiner Ahnen erzählte und mit klopfendem Herzen von den Weissagungen sprach, die einst von einem Messias aus Davids Stamm erfüllt werden würden, wenn die Mutter ihn beten lehrte und ihm die ahnende Seele erschloß, oder wenn er auf Nazareths Bergen stand, in jener großen Natur, da Gott überall unmittelbar zu seinem Herzen sprach, da mag in solchen heiligen Stunden seine Erkenntnis und sein inneres Leben einen großen Schritt vorwärts gethan haben, und langsam begann die tiefverhüllte

Knospe sich zu entfalten. Das ist der große Unterschied in der religiösen Entwicklung Jesu und in der der beiden andern, daß bei ihm von Anfang an, ohne Störung, ohne gewaltsames Auf und Nieder, die göttliche Seele sich für den zukünftigen Beruf bildete, während die anderen erst weit später gewaltsam auf diese Bahn gelenkt wurden, Buddha durch seine Erlebnisse, durch seine Flucht, durch sein Ringen und Finden, Mohammed durch seine Bekanntschaft mit dem Judenthum und durch seine krankhaften Visionen. Sie beide haben mit lieb gewordenen, väterlichen Religionsvorstellungen brechen müssen, Jesus niemals in dieser schroffen Weise; er wächst in gleichmäßiger Richtung weiter, wie eine von Sonnenstrahlen beschienene Blume. Eine einzige uns überlieferte Geschichte aus der Jugendzeit des Zwölfjährigen, als er zum erstenmal in Jerusalems Tempel stand und betete, giebt uns Kunde von dem stetigen Wachsen und sich Vertiefen des Gottessohnes und zukünftigen Welterlösers. Sein großes Wort: „Wißt ihr nicht, daß ich sein muß in dem, das meines Vaters ist,“ ist ein Beweis dafür, daß es anfängt, in ihm allmählich heller Tag zu werden. Ist auch seine Vorstellung noch kindlichster Art, indem er meint, daß sein himmlischer Vater hier im Tempel in besonderer Weise zu Hause sei als sonst, — als Mann hat er ganz anders vom Tempel geredet und von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit — so bedeutet dies Erlebnis doch einen Abschnitt in seinem Leben, insofern er sich nun seines ganz besonderen Verhältnisses zu Gott, wie das eines Sohnes zum Vater, bewußt wird und bleibt. Das war aber keine erzwungene Intuition, wie sie Buddha unter dem Bodhi-Baume erlebte, auch kein Traum, wie ihn Mohammed hatte, sondern diese Erkenntnis war nur das natürliche Sicherschließen der von Anfang an in ihm liegenden Verwandtschaft mit Gott. —

Im stillen Frieden seines Hauses, der vielleicht nur einmal durch den Tod seines Vaters Joseph getrübt ward, wurde der Knabe zum Jüngling, zusammen mit seinen später geborenen leiblichen Brüdern und Schwestern. Wie der Sohn damals insgemein ins Geschäft seines Vaters trat, so ward auch er Zimmermann und verfertigte, wie Justin erzählt, Flügel und andere Acker- und Hausgeräte. Aber das war seine beste Beschäftigung doch nicht. Auch er nahm die Bildung seines Volks und seiner Zeit in sich auf. In der Synagoge seiner Vaterstadt hat er lesen

und schreiben gelernt, hat sich die Kenntnis der hebräischen Sprache, in der das Alte Testament geschrieben war, angeeignet; sicherlich hat er auch das Griechische verstanden. Vor allem vertiefte er sich in das Wesen seiner väterlichen Religion; er kannte die jüdische Geschichte, wie der gelehrteste Schriftforscher seiner Zeit; er besaß eine Kenntnis der h. Schrift, welche alle Zeitgenossen in Erstaunen setzte; er kannte auch das Gesetz und seine Auslegung, die Lehrsätze und Lehrweise der Pharisäer; sie wundern sich nachher, woher ihm diese Weisheit gekommen. Und doch ist auch er, wie Buddha und Mohammed, kein Gelehrter gewesen, und die ganze Entfaltung der griechisch-römischen Philosophie, der Kunst und Wissenschaft, ist unbemerkt an ihm vorübergegangen. Seine eigentliche Bildung ist, wie die der beiden anderen Religionsstifter, eine durchaus religiöse. Alle Beziehungen des Lebens und Denkens laufen hier, wie in einem Brennpunkt, zusammen. Sein religiöser Genius, der heilige Geist, war die dominierende Sonne in diesem einzigartigen Manne. Aber auch hier ragt er wieder himmelhoch über die zwei anderen: sie beide schöpften ihre neue Religion nur zum geringsten Teil aus sich, zum größeren Teil aus der Stimmung ihrer Zeit und Mohammed noch aus dem Judentum; Jesus schöpft aus sich allein. Wohl übernahm er die Grundsäulen seines neuen Glaubens aus der väterlichen Religion, den Monotheismus, den Geist der Propheten, das Jenseits und die Vergeltung, die messianische Idee, das Reich Gottes und die Vorbedingungen für die Bürgerschaft darin; aber er baute hieraus mit göttlicher Schöpferkraft ein ganz neues Haus und gab ihm auch wieder einen ganz anderen Grund, nämlich die Liebe Gottes zu uns und unsere zu ihm. Niemand hat ihn belehrt; er hat selbst bekannt, nur von Gott belehrt und gesandt zu sein. Und dieser Gott lebte in ihm, war sein Herz selbst, und aus diesem unerschöpflichen Born quollen die neuen Offenbarungen, Worte und Gleichnisse frisch und jung wie von selbst, ohne Aufhören. Die Verstandes-Spekulationen eines Buddha und das Zusammenstückeln erlernter Lehren und Geschichten eines Mohammed hat Jesus nie gekannt und gebraucht. Sie waren die Schüler, die Handlanger; er allein war der Meister.

Während nun Buddha und Mohammed ihre Wandlungen durchmachten, heirateten, Kinder zeugten, aus dem Reichtum in die Armut und aus der Armut in den Reichtum gingen, lebte

der Gottessohn keusch und rein, gleichmäßig und still in Nazareth. Keine sinnliche Lust hat je seine sündlose Seele getrübt. Keine Treulosigkeit und keinen Betrug, kein extremes und überspanntes Wesen hat man je an ihm erfunden. Die in den apokryphischen Kindheits-Evangelien erzählten Jugend-Streiche sind offenbare Legenden. Nur darin sind sich die drei gleich, daß für sie alle ein äußeres Ereignis Veranlassung ihres öffentlichen Prophetentums ward. Buddha erlebte unter dem Bodhi-Baum seine Berufung; Mohammed glaubte sie zu vernehmen, als er auf dem Berge Hira in krankhaften Anfällen lag; Jesus rief Gottes Stimme bei der Taufe im Jordan auf den Plan. Um alle nationale und gesetzliche Gerechtigkeit zu erfüllen, war er zu Johannes dem Täufer gekommen, heilige Sehnsucht und unbestimmtes Ahnen im Herzen; und hier unter der Wassertaufe seines Vorläufers wird es ihm plötzlich klar durch wunderbaren, geschichtlich nicht mehr erkennbaren Vorgang, daß seine Stunde gekommen. „Du bist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe!“ Der Springquell seines Herzens öffnet sich; sein messianisches Berufsbewußtsein bricht durch mit allen in ihm schlummernden Gaben und Kräften, welche zur Ausübung seines Amtes gehören, mit den göttlichen Gaben der Lehre, der Weissagung und des Wunders. Bisher nur bewußter Sohn Gottes, nun auch Prophet Gottes und Gründer seines Reiches.

Sofort nach diesem entscheidenden Erlebnis tritt dieselbe Erscheinung ein, wie sie Buddha und Mohammed erfuhren, die Versuchung durch den Teufel. Buddha rang mit seiner Furcht, ob er seine Lehre dem Volk verkünden solle, Mohammed mit seiner krankhaften Überzeugung, ob Gott ihn wirklich zum Propheten berufen habe, oder ob Dämonen mit ihm ihr Spiel trieben; Jesus war über diese Zweifel völlig erhaben; Pflicht der Verkündigung und sein messianisches Selbstbewußtsein standen ihm außer allem Zweifel. Er rang mit viel Schwererem, mit den verschiedenen Wegen und Mitteln, die er für die Erfüllung seiner Aufgabe hätte anwenden können. Er hätte die ihm verliehene Kraft und sein Amt auch zu seinem Eigennutz verwenden können, wie es Mohammed gethan; aber seine Selbstlosigkeit wies solches zurück. Er hätte durch Schauwunder und großes auffallendes Gepränge Massenbefehrungen vollziehen können, wie es Buddha und Mohammed pflegten, aber das wäre ein schwacher Bau seines

Reichs geworden. Er sollte jede Seele durch Liebe gewinnen. Schließlich hätte er, das Schwert in der Hand, wie der Prophet des Islams, ein irdisches Weltreich gründen können; aber das wäre ein Reich des Teufels, nicht Gottes geworden. Alles dreies schwere Versuchungen, denen Buddha und Mohammed tatsächlich erlegen sind. Er aber ist siegreich daraus hervorgegangen und hat nachmals diesen innern Kampf seinen Jüngern in Form einer Geschichte begreiflich zu machen versucht. Wie sind die beiden andern klein gegen ihn! Wo sie gar keine Sünde empfanden, da hat er gekämpft; wo sie strauchelten, da hat er gesiegt. Die Macht der Sünde war einmal an seine Seele getreten, ist aber zurückgewichen, wie ein Hauch von einem reinen Spiegel. Nun ist er fertig, seine Entwicklung hat ihren Abschluß gefunden. Als Prophet tritt er aus der Wüste hervor. Im „Heliand“ aber heißt es:

„Ein großes Volk
Der Engel Gottes vom Allwaltenden oben
Kam zu dem Christ, die sollten seitdem
Um ihn sein zu allen Diensten,
Ihm dienen in Demut, wie dem Volksgott man dient,
Dem Herrn um seine Huld, dem Himmelkönig.“

Kapitel 4.

Lehren und Ringen.

Bricht die Knospe aus der Hülle, dann erscheint sie anfangs völlig rein und makellos, wie neugeschaffen von der Hand des Allmächtigen. Gar bald aber, wenn sie sich voll entfaltet und sich wehren muß gegen Wind und Wetter, verliert sie an Schöne und Reinheit. Stäublein setzen sich an, die Blätter verlieren die Farbe, und ehe sie verwelkt, verfällt sie oft dem nagenden Wurm zum Opfer.

Ähnlich ist es auch, wenn eine große, reformatorische, göttliche Idee, geboren in der Brust des Genius und darin verschlossen, nach Gestaltung ringt. Anfangs edel und rein, ohne Selbstsucht und Betrug, will sie sich schnell verwirklichen, stößt aber auf Widerstand und Feindschaft und verliert im Kampf mit der trägen und harten Wirklichkeit gar leicht ihre ursprüngliche Reinheit. Der Wurm der Sünde setzt sich an sie an und giebt ihr eine andere Färbung und Gestaltung.

Diese Erfahrung hat man auch auf die drei Religionsstifter anzuwenden versucht. Bei Mohammed trifft sie zu; er ist der Verführung erlegen. Der grausame Prophet und Beherrscher Medinas ist ein ganz anderer, als der kranke Schwärmer und Prediger in Mekka. Auch Buddha machte man zum Betrüger und Heuchler, und was Jesum Christum anbetrifft, so hat noch in unseren Zeiten Ernst Renan in seinem „Leben Jesu“ ihn aus einem sittlich bedenklichen, naiven Schwärmer zu einem Demokraten und Revolutionär werden lassen, dem es im Kampfe um seine Existenz nicht immer auf die korrekte Wahl seiner Worte und Mittel ankam. Die Wissenschaft ist aber über dergleichen ungeschichtliche Erfindungen hinweggeschritten und weiß es nicht anders, als daß Buddha und Jesus, gleichmäßig und in sich gefaßt, klar und bestimmt, ihre Prophetenlaufbahn von Anfang an bis zu Ende gegangen sind,

ohne dabei irgend eine Wandlung zum Schlechten durchzumachen. Ihre Ideen haben im Kampf um die Verwirklichung nichts von ihrer ursprünglichen Art und Reinheit verloren; davor bewahrte sie beide ihr scharf ausgeprägtes und gefestetes Wesen. —

Buddha hatte, zu Uruwela unter dem heiligen Bodhi-Baum sitzend, in plötzlicher Erleuchtung den Weg zur Erlösung gefunden. Was er dort gedacht und empfunden, hat er selbst zu dem, den Kern des Buddhismus bildenden Glaubensbekenntnis von den „vier Wahrheiten“ formuliert und dadurch seiner Lehre für alle Zeiten eine unveränderliche, starre, dogmatisch-ethische Zusammenfassung gegeben. Das buddhistische credo lautet: „Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden; nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, das Dasein als Einzelwesen ist seiner ganzen Natur nach leidvoll. — Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit von der Ursache des Leidens: es ist der Wille zum Leben, das Trachten nach Dasein und Genuß, welches von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt und bald in dieser, bald in jener Gestalt seine Befriedigung sucht. Es ist das Trachten nach Befriedigung der Leidenschaften, das Trachten nach individueller Glückseligkeit im gegenwärtigen oder in einem jenseitigen Leben. — Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: es ist die völlige Vernichtung des Willens zum Leben, des Trachtens nach Dasein und Genuß. Man muß ihn überwinden, sich seiner entäußern, sich davon lösen, ihm länger keine Stätte gewähren. — Dies, ihr Brüder, ist die erhabene Wahrheit vom Wege, der zur Aufhebung des Leidens führt; es ist der von mir gefundene, erhabene Pfad, dessen acht Teile heißen: rechte Erkenntnis, rechtes Wollen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken.“ — „Diese vier Wahrheiten begreifen alles Gute in sich, wie die Fußspur des Elefanten ihrer Größe nach die aller anderen Tiere umfaßt.“ Wer sie nicht kennt, kann nicht erlöst werden.

Das ist das buddhistische Evangelium von der Erlösung. Erlösung ist das A und O, der Grundgedanke des ganzen pessimistischen Systems, und dieser zieht sich durch alle Reden und Handlungen hindurch, aber keine Erlösung von der Sünde ist gemeint, sondern

Erlösung vom Lebenstrieb überhaupt, von der Existenz, von der Seele. Es ist eine enge Begriffswelt, die sich in dieser hartnäckigen Weltfeindschaft offenbart und die in dem Symbolum ihren Ausdruck gefunden hat. Nichts von Gott und Seele, vom inneren Glück und Jenseits kommt darin vor; um diese Dinge hat sich Buddha nicht gekümmert, und über manche Fragen betreffs Gott, Entstehung der Welt und des Jenseits hat er eine klargestafte Lehre zu geben gänzlich unterlassen. Viel mehr und viel anderes, als in diesem klassisch gefassten Glaubensbekenntnis enthalten ist, hat er überhaupt nicht gepredigt. Der ganze Buddhismus besteht daher eigentlich aus einem einzigen Gedanken, aus dem von der Erlösung vom Leben und vom Tode mit den daraus gezogenen Konsequenzen und Einrichtungen; darum ist er so einfach, so klar, aber auch so furchtbar verderblich und Tod bringend.

Nachdem Buddha seine Bedenken, ob er diese Lehre verkündigen solle, überwunden hat, tritt er als Prophet und Reformator auf; es war um das Jahr 525 vor Chr. Geburt. Seine erste Predigt hält er in Benares jenen fünf Asketen, mit denen er einst in Kasteiungen gewetteifert, von denen er aber verlassen worden war. Voller Selbstbewußtsein, nicht als „Freund“, sondern als „Vollendeter“, tritt er ihnen gegenüber und ruft ihnen zu: „Thut euer Ohr auf, ihr Mönche, die Erlösung vom Tode ist gefunden! Ich unterweise euch, ich predige die Lehre. Wenn ihr nach der Unterweisung wandelt, wird euch über eine kleine Zeit das, um dessen willen edle Jünglinge von ihrer Heimat in die Heimatlosigkeit gehen, d. h. die höchste Vollendung heiligen Strebens, zu teil werden; ihr werdet noch in diesem Leben die Wahrheit selbst erkennen und von Angeficht zu Angeficht schauen.“ Dann folgte die Lehre von den vier Wahrheiten, die Lehre, von der er selbst einmal sagte, daß sie „am Anfang vortrefflich, in der Mitte vortrefflich und am Ende vortrefflich“ sei. Einer seiner Anhänger hat sie später auf eine kürzeste Formel gebracht, die lange an Stelle der größeren gebraucht ward und noch heute inschriftlich auf zahlreichen Monumenten gefunden wird: „Die Wesenheiten, die aus einer Ursache fließen, deren Ursache lehrt der Vollendete, und welches Ende sie nehmen. Dies ist die Lehre des großen Samana.“ — Die fünf Asketen wurden seine ersten Jünger; „sie erreichten die sündlose, unvergleichliche Sicherheit, die Erkenntnis, und das Gesicht ging ihnen auf: unerschütterlich ist unsere Erlösung; dies ist

die letzte Geburt; nicht giebt es ferner ein neues Sein.“ (Sutta 6; Anthol. 17.) Eine andere, charakteristische Rede, worin er die Konsequenz seiner Lehre zieht, daß der Mönch am ehesten zur Erlösung gelange und daß man daher Mönch werden **müsse**, lautet folgendermaßen: „Ich kenne fünf Sinnengenüsse: Gesicht, Gehör, Geruch, Geschmack, Gefühl. Die sich der fünf Sinnengenüsse bedienen, sind dem Verderben anheimgefallen und dem Bösen (Mara) unterthan. Gleichwie ihr Jünger, von einem Wild des Waldes, wenn es sich gefesselt auf ein Netz legen würde, solcherart zu denken wäre: dem Verderben ist es anheimgefallen, dem Belieben des Jägers ist es unterthan; wenn der Jäger herankommt, wird es nicht fliehen können, wohin es will — ebenso auch, ihr Jünger, verhält es sich mit jenen Asketen oder Brahmanen. Wer sich ihnen nicht hingiebt, der ist nicht dem Verderben anheimgefallen. Es ist nötig darum, Mönch zu werden; denn gleichwie ein Tier des Waldes, im Walde gegen den Wind wandelnd, furchtlos geht, furchtlos steht, furchtlos niedersitzt, furchtlos sich hinlegt, und zwar weshalb? Weil es vor dem Jäger auf der Hut ist, ebenso auch verweilt ein Mönch, frei von Lüsten, fern vom Bösen, im Besitze der reflektierenden, durch die Einsamkeit geborenen, freudig beglückenden, ersten Transcendental-Meditation. Er gelangt zur Ruhe des Geistes durch Selbstvertiefung, zum vollen Gleichmut, zur Leidlosigkeit durch die Vernichtung der eintzigen Freude und Sorge, und schließlich zur Vernichtung der Wahrnehmungsempfindung durch das Nichtbeachten der verschiedenen Wahrnehmungen in dem Gedanken: Unendlich ist der Raum, unendlich ist das Bewußtsein, alles ist nichts. Ein solcher wird Mönch genannt; der Böse findet ihn nicht mehr; durchschwommen hat er das Weltmeer der Gier; alles Unreine ist restlos vernichtet.“ (6. Sutta.)

Bringen wir nun Buddhas Lehre mit allen seinen Reformen und Einrichtungen auf den kürzesten Ausdruck, so ist schon früher erwähnt worden, daß er die Grunddogmen des Brahmanismus, die Lehre vom Weltübel und von der Seelenwanderung, auch zu seinen eigenen Grunddogmen gemacht hat. Der Geist des Brahmanentums ist auch der Geist des Buddhismus. Das System aber, das von den Brahmanen mit so großer Konsequenz und Menschenkenntnis durchgeführt war, hat Buddha völlig verworfen. Zunächst verwarf er den brahmanischen Pantheismus mit allen

Naturgöttern. Für ihn gab es keinen Gott, auch kein Brahma; der Buddhismus ist ein ausgeprägter Atheismus mit dem nihilistischen Ziel, die Seele durch Erlösung für das Nirvana reif zu machen, für den Ort des „Erlöschens“, da das Bewußtsein und jede Lebensthätigkeit aufhören. Erlösung ist der Grundgedanke des Systems, aber Erlösung von den Leiden des Lebens, Erlösung von den Wiedergeburten, bis die ertötete Seele in das Nirvana eingehen kann. Aber der Mensch erlöst sich selbst, und kein Gott kann ihm dabei helfen. Im Gegenteil, die Götter stehen unter dem Menschen. Auf Ceylon ist noch jetzt der Vorrang des Priestertums vor den Göttern dergestalt anerkannte Thatsache, daß diese letzteren dort vor jeder Predigt aufgefördert werden, zuzuhören und sich zu bekehren. „Der Buddha hat sich selbst oder vielmehr den Menschen hoch über die abgeschmackten und grausamen Götter des brahmanischen Pantheons erhoben.“ (Köppen I, S. 122 ff.) Die Stelle der Götter hat im Buddhismus der Stifter selbst eingenommen; er, der seine Erleuchtung und Berufung, seine eigene Erlösung und Herrlichkeit keinem Gott verdankte, sondern nur seiner eigenen Kraft, nannte sich den „Vollendeten“, und das Volk legte ihm selbst die Worte in den Mund:

„So ehren den Vollendeten, den Großen, Reinen, Heiligen
Die Götter und die Menschen auch, die sich dem Buddha zugewandt:
Siegreich, der Sieger Vornehmster,
Friedreich, das Haupt der Friedreichen,
Erlöst, der Erlösten Edelster,
Gerettet, der Retter Sicherster!

So wahrlich ehren sie den Herrn, den Großen, Reinen, Heiligen;
Die Welt mit ihren Göttern hat nicht Einen, der dein
Gleicher ist.“
(Neum. Anthol. S. 236.)

Mit den Göttern der Brahmanen verwarf Buddha auch alle ihre hierarchischen Stützen; er verwarf die Autorität der Vedas und damit zugleich die brahmanische Schulgelehrsamkeit und das Ceremonialwesen, ihre Dogmen, Bußen, Peinigungen und Opfer. An die Stelle jener unzähligen, kleinlichen und gedankenlosen religiösen und kirchlichen Gebräuche, Formen und Satzungen, wie sie in den Vedas vorgeschrieben wurden, setzte er seine eigene, kurze und klare Lehre mit ihrer auf wenig Gebote beschränkten Moral, und verlegte für alle, für Mönche und Laien, das Wesen der Heiligung aus der äußeren Handlung in die Gesinnung, in

die Reinheit des Herzens, in das Wohlwollen, Erbarmen, in Geduld und Aufopferungsfähigkeit. Einem Brahmanen, der ihn fragte, wer denn ein rechter Brahmane sei und welche Pflichten ein solcher habe, antwortet er: „Die fern von allem Bösen sind, in steter Einsicht wandelnd hier, die Buddhas, aller Fesseln frei, die sind Brahmanen dieser Welt.“ Wohl erkannte Buddha die guten Werke an, sie waren eine notwendige Bethätigung des religiösen Lebens; so verlangte er als Opfer die Gaben an die Mönche; noch höher war ihm das Opfer der „Zuflucht zu Buddha, zur Lehre und zur Gemeinde,“ d. h. die Hingabe an seine Religion; noch höher als dies war das Opfer des Mönchtums; am höchsten ist das Opfer, „wenn man die Erlösung erringt und die Gewißheit gewinnt, nicht werde ich wieder zu dieser Welt zurückkehren. Das ist die höchste Vollendung alles Opfers.“

Den Hauptschlag aber gegen den Brahmanismus führte er durch die Aufhebung der Kasten. Seine Religion sollte eine Volksreligion sein und alle umfassen ohne Rücksicht auf Geburt und Kaste, Nation und Alter. „Mein Gesetz ist ein Gesetz der Gnade für alle.“ „Wie die vier Flüsse, welche in den Ganges fallen, den Namen verlieren, sobald sie ihr Wasser in den heiligen Strom ergossen haben, so hören auch die Befenner des Buddhismus auf, Brahmanen, Krieger, Ackerbauer und Handwerker zu sein.“ So schien die furchtbare Kette, mit der das Brahmanentum das indische Volk seit Jahrhunderten geknebelt und deren Entwicklung gehemmt hatte, zum Heil des Volks gebrochen, und Buddha wäre als der größte Volksbefreier zu begrüßen. Aber er hat diese That durch zwei Einrichtungen wieder völlig wertlos gemacht. Nahm er dem indischen Volk die eine Kette ab, so legte er ihm dafür eine doppelte, schwerere wieder auf, einmal dadurch, daß er die Erlösung vom Leiden an das Mönchtum knüpfte. Nur der Mönch konnte erhoffen, vollkommen zu werden und endlich, befreit vom Gesetz der Seelenwanderung, in das Nirvana einzugehen; nicht der Laie, er war vom Gesetz der Seelenwanderung nicht befreit. Sie sind nur die Upasakas, die „Dabeistehenden“, die „sich Nähernden“, die Mönche sind die Bhikkhus, die „Erlesenen“, und müssen erst Arahats, „Vollkommene“, werden. So ist der Buddhismus schon von vornherein nicht für alle Menschen. Er ist einseitig, und beschränkt sich lediglich auf die Kaste der weltflüchtigen Mönche, die Familie und Haus verlassen

und in Klöstern ihre Seele allmählich ertöten. Der Buddhismus mit dem Zwang, ein eheloser und armer Mönch zu werden, schließt die große Masse von der Seligkeit aus und läßt ihr nur einen geringen Anteil an seinen Segnungen, da nicht ein jeder ein Mönch werden kann und darf. Welche furchtbaren Folgen dieser Zwang hat, geht aus der anderen Bestimmung hervor, daß von der Aufnahme in den Mönchsstand die Kranken, die Kinder unter 15 Jahren, die Sklaven und Leibeigenen, die Soldaten und Beamten ausgeschlossen werden. Also gerade für die, die den Trost einer Religion am nötigsten hätten, die Kleinen, die Armen und die Kranken, ist der Buddhismus nicht da. Er ist eine Religion für vornehme Nichtsthuer und für solche, die ein Staatswesen entbehren kann. Wird aber der Buddhismus allen zugänglich, dann gehen Volk und Staat zu Grunde. Und an die vornehmen Nichtsthuer hat sich Buddha auch hauptsächlich gewendet. Selbst ein Aristokrat, neigte er sich zuerst zu den Aristokraten, und die Söhne aus adligen Geschlechtern hatten bei ihm den Vorzug; nur wenig Leute geringen Standes sind als Mönche aufgenommen worden, ein Beweis, daß Buddha den Kastengeist noch längst nicht überwunden hatte. Nach seiner Überzeugung konnte ein zukünftiger Buddha nur als Adliger geboren werden, und derselbe Mann, der als Bettler von Ort zu Ort zog, hat auf die Sklaven und Geringen herabgeschaut und sie seiner Religion nicht für würdig erachtet. Darum ist er kein socialer Reformator, und statt der alten, von ihm eingerissenen Schranken stellt er andere, schwerere auf; er ist nur ein religiöser Erneuerer, ohne weitgreifende Bedeutung für das sittlich-socialer Leben seines Volks.

Aber aus demselben Munde des Mönches, der den Atheismus, den Nihilismus der Seele und das Mönchtum mit seinen unnatürlichen Opfern predigte, floß liebliche Rede über Liebe, Barmherzigkeit und Toleranz. Mitleid und Erbarmen ist der Grundgedanke seiner Moral, Zucht und Selbstbeziehung das vornehmste Gebot. Daher die Formel: „Alles Bösen Unterlassung, des Guten Vollbringung, Bezähmung der eigenen Gedanken, das ist die Lehre des Buddha.“ Ein Geist der Sanftmut, Gleichheit und Brüderlichkeit, der die Feinde zu lieben befiehlt, der die Hinrichtungen aufhebt und die Jagd und das Tieropfer verbietet, der Anstalten der Wohlthätigkeit, ja selbst Hospitäler für kranke

Tiere gründete, und den Laien zu Thaten großartiger Freigebigkeit und Selbstlosigkeit anregte, ein Geist der Toleranz, der anfangs zur Ausbreitung seiner Lehre nie zu den Waffen rief, keine Regerverfolgungen anstiftete und keinen Haß predigt, im Gegenteil bestrebt ist, in anderen Religionen alles das, was der eigenen reinen Lehre nicht stracks widerspricht, als Wahrheit anzuerkennen und aufzunehmen, frei von der Prätension, im ausschließlichen Besitze aller religiösen Wahrheit zu sein, ein Geist der Keinheit und Mäßigkeit, dem alles darauf ankommt, das Herz von der Leidenschaft und vom Gang zur Sünde zu befreien, ein solcher Geist, im Stifter verkörpert und seine ganze Lehre durchdringend, erscheint göttlich und von weltüberwindender und die einzelne Seele umgestaltender und erneuernder Kraft. Aber das ist doch Täuschung: die Liebe und die Tugend ist nicht um ihrer selbst willen im Buddhismus oberstes Gebot, sondern nur ein Mittel, die Leiden der Welt zu vermindern und vor allem die eigene Seele durch solche Liebes- und Tugendübung allmählich von der Lust am Leben zu befreien und sie abzustumpfen. Dieser Moral liegt zu Grund die Gleichgültigkeit gegen das eigene Leben, eine Indifferenz, die den anderen Wesen auf Kosten eigener Existenz zu gute kommt. Der Ekel am Leben, der den Buddha in die Einsamkeit trieb und ihn zum Reformator machte, ist auch die treibende Kraft dieser ganzen Ethik. Eine solche Ethik ist nicht aktiv, sondern passiv, ist eine Dulder-Moral, die sich negativ im Entfagen und Leiden bewähren soll. Losgelöst vom Glauben an einen persönlichen Gott, empfängt sie auch gar keine Kraft von oben, wird durch kein Gebet gestärkt und gestützt, sondern ist lediglich Selbstthat, dem Egoismus abgerungen, ein unmögliches, grausames Gebaren. Diese Sittenlehre kann darum ein Menschenherz nicht stärken, antreiben, zum Höheren entwickeln; sie kann nur abstumpfen und morden. Köppen urteilt in seinem trefflichen Werk über die Religion des Buddha (I, S. 479): „Sie lehrt leiden und dulden, doch nicht handeln und wirken. Thatkraft, persönliche Tüchtigkeit, Tugend im antiken Sinne sind ihr ein fremder Schall. Daher kann sie, wie jede andere Mönchs-Moral, in letzter Instanz nur abspannen und ermatten, lähmen und schwächen. Namentlich — und das ist vielleicht ihre schlimmste Seite — wirkt sie in politischer Beziehung vernechtend. Sie, die jedes Leiden, jedes Unrecht, jede Mißhand-

lung geduldig ertragen heißt, die jeden Widerstand gegen Annäherung und Gewaltthat verbietet, sie predigt natürlich blinden, passiven, leidenden Gehorsam gegen die Machthaber, auch gegen die wüthendste Tyrannei, und hat dadurch, trotz ihres Grundsatzes von der Gleichheit aller Menschen, überall, wohin sie gedrungen, dem Despotismus Vorschub geleistet.“ Daß der Buddhismus außerdem verweichlicht, feige und furchtsam macht, faul und arbeitsunlustig, vor allem, daß er mit seiner Lehre von der Seelenwanderung und der endlichen Auflösung in das Nichts nicht trösten, erbauen, innerlich erneuern und heiligen kann, das ist eine Erfahrung, die bei den Anhängern Buddhas im Norden und Süden Asiens offen an den Tag tritt. Wir haben hierüber in dem 8. Kapitel ausführlicher zu reden. —

Das war der Inhalt der Predigten, mit denen Buddha seine neue Kirche zu gründen unternahm. Mit Löwenstimme predigend, in der weichen und gefällig klingenden Volkssprache des östlichen Hindostan, nach unseren Begriffen freilich zu abstrakt, spitzfindige Begriffsreihen mit endlos übereinander getürmten Wiederholungen bildend, meist gravitatische, schwerfällige Lehrreden haltend mit geringer Benutzung des Gleichnisses und der Fabel, immer steif und langweilig, unnatürlich und geschraubt,¹⁾ so zog der Mönch von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, durch die Länder des östlichen Hindostan, Kosala und Magadha. In den drei Regenmonaten blieb er in Häusern und Klöstern, Hainen und Wäldern; während der übrigen Zeit durchwanderte er das Land. Der Erfolg war ungeheuer. Durch die Macht seiner Lehre und durch seine schlichte, leutselige, imponierende Persönlichkeit gewann Buddha zahlreiche Anhänger. Aus den ersten fünf Asketen wurden bald 60 Jünger, und aus diesen eine Gemeinde von Tausenden. Wenn er in seinem prachtvollen Jetavana-Park saß, den ihm ein Reicher geschenkt hatte, unter dem Schatten der Palmen an Lotus-Teichen, oder im Gazellen-Hain, dann kamen Könige und Fürsten, Brahmanen und Wald-Eremiten zu ihm, begrüßten ihn ehrerbietig und ließen sich, an seiner Seite sitzend, belehren. Ein König Vimbisara trat zu ihm über mit großen Scharen seines Volks und ward Buddhas treuester Beschützer. „Zum Asketen Gotama,“ sagte man untereinander, „kommen die Leute durch Königreiche und

¹⁾ Beispiele seiner Redeweise siehe Kapitel 1.

durch Länder gezogen, um sich mit ihm zu befragen.“ War Buddha auf der Wanderung, dann begleitete ihn ein Haufen Volks, und manchmal erließen Fürstengeschlechter, in deren Nähe Buddha kam, das Gebot: „Wer dem Erhabenen nicht entgegenzieht, bezahlt eine Strafe von 500.“ Auch sein Weib und seinen Sohn sah er wieder. Als er in der Nähe seiner Heimatstadt war, kam sein Vater zu ihm hinaus mit allen Verwandten. Als man ihn im Gewande des Bettelmönchs erblickte, schämte man sich seiner, und der Vater sprach: „Mein Sohn, warum thust du mir solche Schmach an, gleich einem Bettler nach Gaben zu heischen?“ Er aber tröstete sie mit seiner Lehre und nahm seinen Sohn Rahulo in die Mönchsgemeinschaft auf; dann zog er wieder von Vater und Gattin von dannen zu neuer Bekehrungsarbeit.

Die Befehrungen tragen alle dasselbe Gepräge. Da der Buddhismus vornehmlich eine Lehre ist mit bestimmten Vorschriften, und der Grund alles Leidens das Nichtwissen dieser Lehre ist, durch welche allein das Leiden und das Leben aufgehoben werden kann, so bestehen die Befehrungen lediglich in der äußeren Annahme der Lehre. Sie treten daher alle merkwürdig schnell ein und haben niemals eine Umwandlung des Charakters zur Voraussetzung oder zur Folge. Die bloße Annahme und das Führen wahrhalten machte zum Jünger Buddhas, und die übliche Formel, mit der der Übertritt vollzogen ward, lautete: „ich nehme meine Zuflucht zum Buddha, zur Lehre und zur Gemeinde.“ Auch hat er seine Jünger auf Missionsreisen ausgesandt; als er die ersten 60 entließ, sagte er ihnen: „Geht nicht zu zweien denselben Weg. Predigt, ihr Jünger, die Lehre, die da am Anfang herrlich ist, die in der Mitte herrlich ist, deren Ende herrlich ist; verkündet den ganzen und vollen, reinen Wandel der Heiligkeit. Es sind Wesen, die sind rein vom Staub des Irdischen; aber wenn sie die Predigt der Lehre nicht hören, gehen sie zu Grunde; die werden Erkennen der Lehre sein!“ Gewalt hat Buddha zur Ausbreitung seiner Lehre nicht angewendet, auch mit Thaten und Wundern hat er sie nicht bekräftigt. Die ungeheuerlichen Wunder, die man ihm nacherzählt, die Bändigung des Schlangenkönigs, des wütenden Elefanten, das Wandeln auf dem Meere u. s. w. sind Erfindungen übertreibender Phantasie.

Der Schlüssel zu seinen schnellen Erfolgen lag nicht nur in seiner Persönlichkeit und seiner Redekraft, sondern auch in der

Treue und Tüchtigkeit seiner zahlreichen Jünger. Meist aus adligen Kreisen hervorgegangen, standen die, die um feinetwillen alles verlassen und als äußere Kennzeichen das gelbe Mönchsgewand, die Tonsur und den Almosentopf trugen, mit dem sie sich die tägliche Speise erbettelten, mit dem Meister in herzlichstem, innigstem Verhältnis. Wenn Mönche kamen, ihn zu besuchen, pflegte er zu fragen: „Geht es euch wohl, ihr Mönche? Findet ihr zu leben? Habt ihr in Frieden und Eintracht und ohne Streit die Regenzeit wohl zugebracht und keinen Mangel an Unterhalt gelitten?“ Die Jünger verehrten ihn wie einen Gott. An einem Vollmondsabend, bei der alljährlichen letzten Zusammenkunft der Jünger vor der Wanderzeit saß der Erhabene, umgeben von seiner Gemeinde, unter freiem Himmel. Er sah über die schweigende Mönchsgemeinde hinweg und sprach: „Wohl, habt ihr etwas an mir zu mißbilligen in Thaten und in Worten?“ Darauf erhob sich Sariputta, der buddhistische Petrus, und sprach: „Nein, du bist der Eröffner des unbekanntes Weges und wir wandeln in deiner Fährte. Aber hast du etwas an mir auszusprechen?“ „Nein“, sagte Buddha zu Sariputta, „du bist weise; groß ist deine Tugend. Du lenkst das von mir gegründete Reich der Wahrheit mit mir zusammen.“ „Hast du aber an diesen 500 etwas zu mißbilligen?“ Auch das hatte er nicht. Da erhoben die Mönche den Lobgesang: „Alle sind Söhne unseres Herrn; bei ihnen hört man kein Geschwäg; ihn, der den Daseinstrieb bezwang, den hehren Meister, grüße ich.“ (Neum. Anthol. S. 158.) Es giebt auch einen buddhistischen Johannes, den Ananda, aber auch einen buddhistischen Judas, den Devadatta. Aus Neid über Buddhas Erfolge, wohl auch in Manchem anderer Ansicht als der Stifter, sinnt er finstere Anschläge auf das Leben des Feindes. Aber alles ist vergebens; Buddha entkommt aus allen Gefahren unverfehrt, und Devadatta nimmt ein furchtbares Ende. Aber nach seinem Tode gab es noch viele Jahrhunderte hindurch Klöster, welche die strengere Regel Devadattas befolgten und den Buddha Sakjamuni nicht anerkannten. —

Die furchtbarsten Feinde hatte Buddha natürlich unter den Brahmanen und Asketen, deren Herrschaft und Ansehen durch die neue Lehre untergraben wurde. Aber auch ihnen gegenüber war der Sieg nicht schwer. Es fehlte dem Brahmanentum jede geschlossene Organisation. Sekten über Sekten standen nebeneinander und befehdeten sich. Auch war ihr Ansehen beim Volk erschüttert.

„Von dem großen Brahmanen, der als hochgestellter Beamter das Volk im Namen des Königs drückte und dann wieder den König betrog, bis hinab zu den kleinen Pfaffen, die, wenn man ihnen eine Mahlzeit gab, durch unpassendes Benehmen bei Tisch unlieblich auffielen, forderte ihre Persönlichkeit und ihr Lebenswandel zur Kritik heraus, und man hielt mit dieser Kritik nicht zurück.“ (Oldenberg B. 183.) Daher ist ein Kampf im großen Stil gegen diese Gegner von Buddhas Seite aus nicht gekämpft worden. Er hatte das Volk, das nur anfangs einmal gemurrt hatte: „Der Asket Gotama ist gekommen, Kinderlosigkeit zu bringen; der Asket Gotama ist gekommen, Witwentum zu bringen; der Asket Gotama ist gekommen, Untergang der Geschlechter zu bringen,“ und das ihm den Spottvers nachgesungen hatte: „Gezogen kam der große Mönch zu der Magadha Bergesstadt; die Sanjaya (einen Bettelmönchsorden) befehrt er all'; wen er wohl heut' befehren wird?“, doch für sich gewonnen und zahllose Klöster unter demselben aufgerichtet.

Die Asketen waren ihm deshalb feind, weil er ihre Kasteiungen verwarf. Da waren vor allem die Jaina-Mönche unter ihrem Haupt Nataputta, die am Tag, starr wie eine Säule, das Antlitz nach der Sonne gerichtet, auf einem dem Sonnenbrand ausgelegten Plaze sich brennen lassend, zusammenkauerten. Sie hielten den Buddha, gemessen an ihren übertriebenen Peinigungen, für einen genußsüchtigen und weltlichen Menschen und spotteten:

„Des Nachts auf weichem Lager ruhn,
Einen braven Trunt des Morgens thun,
Zu Mittag speisen, zur Nacht dann trinken,
Zuckerwerk essend in Schlummer sinken, —
Zum Schluß ist dann die Erlösung gewonnen:
So hat sich's der Sakyaohn erfonnen.“ (Old. 190.)

Buddha aber machte ihnen gegenüber mit Recht darauf aufmerksam, daß eine Laute, deren Saiten zu lose oder zu stramm gespannt seien, keinen rechten Laut gebe, und empfahl das innere Ebenmaß und das Gleichgewicht.

In dieser Weise ward der Buddhismus gegründet in vierzigjähriger Arbeit des Meisters. Klar und konsequent durchdacht von Anfang an, getragen von einem Stifter, der fern von aller Unwahrheit und Heuchelei, mit Milde und Sanftmut seine Lehre vertrat und verbreitete, gewinnt der Buddhismus unsere Sympathie,

und zweifellos wäre ihm die Weltbeherrschung beschieden gewesen, wenn sein Ursprung statt in Buddhas Seele, in Gott gewesen wäre, und wenn er das Verlangen des Menschen nach Gemeinschaft mit Gott befriedigen könnte. Statt dessen aber schleudert er den nach Gott und nach Erlösung sich sehrenden Menschen auf die eigene schwache Kraft zurück, nimmt ihm Gott, Hoffnung und Jenseits und legt ihm eine Moral auf, die er unmöglich erfüllen kann. —

Der Islam steht, nach seinem religiös-sittlichen Gehalt gemessen, höher als der Buddhismus; hinsichtlich seines Begründers und seiner ganzen Entstehung und Ausbreitung aber weit, weit unter ihm.

Mohammed hatte in schwerer körperlicher und geistiger Krankheit sich seine Berufung zum Propheten eingeildet und war von seiner Frau und dem Jüdenchristen Waraka in seinem Wahn bestärkt worden. In langen Kämpfen mit seinen Verwandten hatte er den jüdenchristlichen Glauben an die Stelle der arabischen Naturreligion setzen wollen, hatte Lügen und Ausflüchte gebraucht, und nichts erreicht. Die Feindschaft der Koreischen wuchs von Tag zu Tag; er und die Seinen waren des Lebens nicht sicher. Im Jahr 619 verlor er noch seine treueste Stütze, die Gattin Chadija, die ihm zum prophetischen Selbstbewußtsein verholfen hatte, und seinen Onkel Abu-Talib, dem er viel Schutz und Sicherheit verdankte. Mohammed schien verloren und seine Religion dem Untergang geweiht, wenn nicht Hülfe kam. Sie kam aus Medina.

Bei den Pilgerfesten an der Kaaba Mekkas strömten aus ganz Arabien die Scharen der Gläubigen herbei, und dies hatte sich Mohammed zur Ausbreitung seiner Ideen zu Nutzen gemacht. Er besuchte die einzelnen Stämme in ihren Lagerplätzen und sagte: „O Menschen, sprecht nur die Worte nach: Es giebt keinen Gott außer Allah, und ihr werdet gedeihen, und durch dies Glaubensbekenntnis werdet ihr über die Araber herrschen und die Ausländer demütigen. Wenn ihr glaubt, seid ihr Könige im Paradiese.“ Aber er hatte anfangs wenig Erfolge. Auf dem Pilgerfest von 621 jedoch gewann er sechs Medinenser, denen er Stücke aus seinen Offenbarungen vorgetragen hatte. Ihre Befehrung bestand, wie sämtliche Befehrungen im Islam, darin ganz dem Buddhismus gleich, nur in der verstandesmäßigen Zustimmung und im Nachsprechen der Glaubensformel ohne jegliche Gemütsänderung. Einer

der Sechs überliefert, daß sie dem Propheten außerdem noch folgendes Gelöbniß nachsprechen mußten: „Wir wollen Allah kein Wesen gleichstellen, wir wollen nicht stehlen, wir wollen nicht Unkeuschheit treiben, wir wollen unsere Kinder nicht töten, wir wollen auf niemanden einen Verdacht werfen, den wir willkürlich erdichtet haben und wir wollen deinen Befehlen in billigen Dingen nicht zuwider handeln.“ Was aber diese Medinenser zur Annahme des islamischen Glaubensbekenntnisses trieb, waren zwei gänzlich egoistische Gründe, wie denn überhaupt der Egoismus vor Gott und Menschen von Anfang an, von Mohammed bis auf unsere Zeit, ein Grundzug des Islam gewesen und geblieben ist. Die Medinenser hatten in ihrer Stadt eine Fülle von Juden, von denen sie von einem Messias gehört hatten, der die Heiden vernichten sollte. Als nun Mohammed von seiner göttlichen Mission sprach, sagten sie untereinander: „Es ist kein Zweifel, daß dies der Messias ist, mit dem die Juden uns drohen. Sie sollen uns aber nicht zuvorkommen,“ und darum erkannten sie ihn als ihren Propheten an. Der andere Grund war ebenfalls ein politischer. Das arabische Volk war ein durch Zwietracht getrenntes. Unter der Fahne einer National-Religion war die Einheit möglich, und darum sagten sie zu Mohammed: „Wir wollen heimgehen, dort die Religion zu verkünden, zu der wir uns soeben bekehrt haben. Wenn es gelingt, durch dich Einheit zu stiften, so bist du der größte Mann.“ (Sprenger II, S. 524.) Also politischer Egoismus, nicht religiöses Verlangen, hat der Lehre Mohammeds Verbreitung verschafft, und im Islam sind von da immer Politik und Religion auf das innigste verbunden gewesen zum furchtbaren Bunde nach innen und nach außen.

Mohammed sandte nun einen Jünger nach Medina, und bald gab es dort wenig Häuser, in denen nicht einige Gläubige waren; in Mekka trat daher der Prophet kühner auf, als je. Im Frühling 622 erschienen 72 Medinenser zum Pilgerfest zur politisch-religiösen Verschwörung mit Mohammed. Er verlangte Unterwerfung unter Gott, Gottesfurcht, Ausdauer im Unglück, Gebet und Almosen und seine eigene Vorsteherchaft über die ganze Gemeinde. Die Anwesenden legten das Glaubensbekenntnis ab und riefen: „Wir nehmen den Propheten auf und sind bereit, Gut und Blut für ihn zu opfern.“ Mohammeds Partei wurde zu einer politischen Macht. Die Mekkaner merkten die Gefahr, heftige Kämpfe standen

bevor; Mohammed kam mit den Medinensern noch einmal zusammen und beschloß, nach Medina überzusiedeln. In kleinen Gruppen verließen seine Anhänger Mekka, im ganzen gegen 100 Männer. Noch waren Mohammed, Abu-Bekr und Ali zurückgeblieben, da beschloßen die Koreisiten, ihn zu töten. Nur schnelle List konnte den gefährlichen Revolutionär retten, des Nachts floh er mit Abu-Bekr in eine Höhle des Berges Thawr. Abu-Bekrs Tochter brachte jeden Abend Lebensmittel. Nach drei Tagen ritten sie nach Medina ab. Gewaltige Wunder begleiten sie auf dem Wege; man dichtete von einem Stern, der ihnen vorausgeleuchtet habe, und von vielen wunderbaren Errettungen. Im September 622 erreichten sie Koba, ein Dorf nahe bei Medina. Dort erwarteten ihn die Seinen, er hielt seine erste Predigt und zog in Medina ein. — Das war die Hedschra, die Flucht, von der die Moslime die Jahre zählen, der Wendepunkt im Leben des Propheten. Bis dahin ein unsicher tastender, an sich glaubender Prediger, wird er nun, nachdem er mit seiner Vaterstadt und seinen Verwandten gebrochen hat und an die Spitze einer starken, ihm folgenden, von ihm theokratisch regierten Bürgerchaft gestellt ist, ein selbstbewußter, rücksichtsloser Prophet und Feldherr, dem kein Mittel zu schlecht ist, um sich auf seiner Höhe zu erhalten. Ohne Medina kein Islam, und ohne die Gewaltthaten und Frevel des Propheten kein Erfolg. Als Mohammed in einem Gehege seinen ersten Tempel gebaut, ähnlich der Laubhütte des Moses, und an die östliche Seite neun Hütten für seine Haremsfrauen angeschlossen hatte, war der Islam festhaft geworden und konnte nun seinen bluttriefenden Siegeszug durch Arabien antreten.

Doch ehe wir diese Greuel schildern, die einen ungeheuren Abstand zwischen dem sanften, duldsamen Buddhismus und dem schwertgegürteten, grausamen Islam aufdecken, wollen wir die Lehre zusammenstellen, die so entsetzliches verschuldet.

Diese Lehre leidet von vornherein, auch darin vor dem originellen und klaren Buddhismus zurückstehend, an zwei großen Fehlern. Einmal ist sie nicht originell, sondern ein Gemisch aus Heidentum und Judenthum, das letztere überwiegt und zwar besonders das jüdische Element. Sodann ist der Prophet bei Verkündigung seiner Offenbarungen äußerst schwankend und inkonsequent gewesen. Er paßte seine Aussprüche und Einrichtungen der jedesmaligen politischen Stimmung der Mekkaner an, und war daher bald mild, bald streng, tolerant und intolerant, wie

es sein Vorteil gerade erheischte. Infolge dessen war er gezwungen, später manches wieder zurückzunehmen, was schon als göttliche Offenbarung aus seinem Prophetenmunde geflossen war. Trotz seines starren Monotheismus hatte er anfangs die drei Göttinnen der Mekkaner und die Dschinn (Engel) anerkannt, dann aber verworfen. Ebenso war es in seinem Verhältnis zu Juden und Christen. Er hatte zuerst gar nicht die Absicht, eine dem Judenthum widersprechende Religion zu gründen. Hätte er das gewollt, dann hätte er nicht die Kibla (die Gesichtswendung beim Gebet) nach Jerusalem richten lassen und auch nicht so engen Anschluß an die Geschichten des Alten Testaments und an die Person Jesu gesucht. Erst nachher, als die Juden und Christen in ihrer Opposition verharrten, hat er sich ihnen in intolerantester Weise gegenübergestellt, hat die Kibla nach Mekka wenden lassen, ihnen die Seligkeit abgesprochen, den Moslimen die Annäherung an sie verboten und mit Feuer und Schwert gegen sie gewüthet. Einen Unterschied zwischen jüdischer und christlicher Religions-Auffassung hat er überhaupt nie machen können und hat sich stets über das bestehende Zerwürfniß der beiden Religionen gewundert. Mohammed war ein großer Volksführer, aber er war kein Theologe. Er hat sich selbst einmal mit Recht „ungelehrt“ genannt, und diesen Stempel des Schwankenden, Unfertigen, Abhängigen trägt der Islam noch heute unverkennbar auf seinem Angesicht. —

Dem atheistischen Buddhismus steht der starre Monotheismus des Islam diametral gegenüber. Allah, d. h. der Leuchtende, ist der einzige Gott. „Er ist der Gott, der in sich selbst abgeschlossene Gott; er hat nicht gezeugt und ist nicht gezeugt worden, und nie hat es ein ihm verwandtes Wesen gegeben.“ (Sur. 112, 1—4.) Darum wird die Trinität des Christentums verworfen: „Diejenigen, die sagen: Gott ist der dritte der drei, sind Ungläubige. Es giebt nur einen Gott.“ Jesus (Iza ben Mariam) ist nicht Gottes Sohn; er ist „nur ein Knecht, dem Gott seine Gnade erteilte,“ ein großer Prophet und Vorläufer Mohammeds. Zwar hat ihn Maria, die auserkorene Jungfrau, ohne Zuthun eines Mannes empfangen und vom Engel Gabriel die Vorherverkündigung erhalten, zwar hat der neugeborene Knabe Jesus schon sprechen und genau seine Stellung und seine Aufgabe vorausgewußt, hat aus Lehmvögeln lebendige gemacht, ist nicht gekreuzigt worden, sondern „Gott bediente sich der List, denn er

übertrifft alle an List“ (Sur. 3, 47) und hat durch eine Verwechslung einen anderen kreuzigen und Jesum eines natürlichen Todes sterben lassen, um ihn dann ins Paradies zu entrücken. Ein späterer Glaube ließ Christum nicht gestorben, sondern lebendig gen Himmel gefahren sein. Aber der Sohn Gottes ist er doch nicht. „Wer Gott einen Genossen giebt, den schließt er aus dem Paradiese aus und die Hölle wird seine Wohnung.“ — Auch den heiligen Geist kann er nicht unterbringen. Er hat diesen zuerst für einen persönlichen Engel gehalten, dann für eine unpersönliche Kraft, und schließlich ist derselbe mit Gabriel identifiziert worden.

Dieser eine, starre Gott trägt dieselben Eigenschaften, wie der Jehovah der Juden. Er ist allgegenwärtig, allweise, allwissend, barmherzig, vor allem aber treten seine strengen Eigenschaften in den Vordergrund. Der Gott des Islam ist ein orientalischer Despot, zu dem man keine Liebe, sondern vor dem man nur Furcht haben kann. Unterwerfung unter seinen Willen, d. h. „Islam“, ist die ganze Religion; die solches thun, sind die „Moslime“, d. h. die Ergebenen. Mit unerbittlicher Strenge bestimmt Allah im voraus der Menschen Geschichte: „Er, der Allmächtige, quält, wen er will, und ist gnädig, gegen wen er will, aber ihr werdet einst alle vor ihm erscheinen müssen. Ihr könnt ihm nicht widerstehen weder auf Erden noch im Himmel, denn außer Allah habt ihr keinen Beschützer und keinen Retter.“ (Sur. 29, 20.) Und an einer anderen Stelle: „Wir haben einem jeglichen Menschen seinen Vogel an den Hals gebunden“ (d. h. die Richtung seines Geschicks bestimmt. Sur. 17, 14.) Kommen auch Sprüche vor, welche die sittliche Verantwortlichkeit des Menschen betonen, so ist der Fatalismus doch orthodoxe Staatslehre, und hat sich gegen die freiere Auffassung einiger Sekten siegreich behauptet. —

Heißt der erste Teil des Glaubensbekenntnisses: „Es ist kein Gott außer Allah,“ so heißt der darauf folgende zweite Teil: „und Mohammed ist Allahs Prophet.“ (La illah il Allah; Mohammed resoul Allah!)

Daß er bei epileptischen Anfällen seine Berufung zum Propheten vernahm und in schweren Zweifeln und trotz Selbstmordgedanken von seiner Frau in diesem Wahn bestärkt wurde, und sich endlich zum Glauben an sich durchrang, ist früher schon geschildert

worden. Welche Auffassung hegte er nun über sein Prophetentum? Buddha, sich selbst zum Reformator machend, fand seine Aufgabe in der stillen Verbreitung seiner neuen Wahrheiten; Mohammed aber hat von seinem Amt einen ganz eigenartigen Begriff. Nach seiner, wohl von einer judenchristlichen Sekte ausgegangenen Meinung ist ein Prophet ein solcher, dem der Inhalt eines im Himmel aufbewahrten Buches, welches der Urquell aller Wahrheit ist, durch göttliche Erleuchtung bekannt geworden ist. Von diesem, im Himmel aufbewahrten Urtext hat Gott einigen Auserwählten Offenbarungen gemacht, und diese dadurch zu Leitern und Führern der Menschheit erhoben. Es ist eine hohe Würde, ein geistlicher Adel mit dieser Erwählung verbunden, und es ist das Vorrecht dieser Propheten, über die Laien geistliche Herrschaft zu üben. Der Reihenfolge nach sind als Propheten ihm vorausgegangen: Abraham, Isaak, Jakob, David, Salomo, Hiob, Joseph, Moses, Aaron, Zacharias, Johannes, Jesus, der gleich nach seiner Geburt ausrief: „Ich habe das Buch erhalten und bin zum Propheten ernannt worden“ (19, 30—31), Ismael, Elisa, Jonas, Lot, und — Mohammed. Früher hielt er den Noah für den ersten Propheten und für den Begründer des Monotheismus; als er aber die schönen Geschichten von Abraham kennen lernte, war ihm dieser der Stifter der Urreligion, der Hanyjerei, zu der sich Mohammed offen bekannt hatte. Schließlich machte er den Abraham auch zum Erbauer der Kaaba, zum Gründer des Gottesdienstes in Mekka, zum Stifter der Ceremonien, Pilgerfahrten und Reinigungen. Sprenger (II, S. 279) bemerkt zu dieser Erfindung: „Die biblischen Geschichten, welche das einzig Körperliche sind, was die Lehre des Mohammed bis zu dieser Erfindung besaß, hätten allein den Islam nimmer vor dem Schicksal von Philosophemen retten können. Aber durch diese Lüge hat Mohammed dem Islam alles gegeben, was der Mensch bedarf, und was Religion von Philosophie sondert: Nationalität, Ceremonien, geschichtliche Erinnerungen, Mysterien, Mittel, den Himmel mit Gewalt zu erringen und sein eigenes Gewissen und das anderer zu betrügen.“ Unter der Reihe der genannten Propheten fühlte sich Mohammed als der Größten einer; sein Koran war ja die getreue Kopie des himmlischen Buches, und wurde ihm durch den Engel Gabriel direkt bei seinen Visionen mitgeteilt. Darum beginnt auch der eigentliche Koran mit dem Wort (Sur. 2, 1): „Hier ist das Buch, über

dessen Vorhandensein kein Zweifel obwaltet, zur Leitung der Frommen.“ Durch diese Identifizierung seines Koran mit dem himmlischen Buch gab er dem ersteren die Würde der Infallibilität und der göttlichen Inspiration.

Auf doppelte Weise war er zur Kenntnis der biblischen Geschichte und der judenchristlichen Ideen gelangt. Mohammed konnte lesen und schreiben (vgl. Sprenger II, S. 400), obwohl er selbst es ableugnete (29, 47), und hat in einem Buche gelesen, das die biblischen Geschichten enthielt. Vielleicht hieß das Buch „Die Mährchen der Alten,“ oder es waren die „abrahamitischen Rollen.“ Als die Gegner ihm vorwarfen, sie kennten die Geschichten schon, mag er das Buch vernichtet haben. Die sichere Quelle aber, aus der er seine Kenntnis der Bibel schöpfte, war die Persönlichkeit des judenchristlichen Asketen Bahyra. Dieser Mann wird hinter den Coullissen thätig gewesen sein. Dieser Lehrer Bahyra hat ihm den biblischen Stoff mitgeteilt und Mohammed hat ihn prophetisch verarbeitet und als neue Offenbarung verkündet. Waren diese Wiedergaben oft auch noch so ungetreu und falsch, er behauptete doch, diese Geschichten wären ihm „wieder offenbart“ worden, und wagte zu sagen: „Wer ist ungerechter, als derjenige, welcher auf Allah eine Lüge erdichtet oder behauptet, es werde ihm offenbart, wenn ihm nichts offenbart ist!“ (6, 93.) Bahyra hat den Besessenen in den Propheten umgewandelt. (Vgl. Sprenger II, S. 366.)

Aber diese Offenbarungen alter und neuer Geschichten oder neuer Gesetze, zu deren Verkündigung er den Engel Gabriel immer zur Verfügung hatte, genügten den Mekkanern nicht als Beweis für sein Prophetentum. Sie wollten Wunder sehen; sie verlangten, er solle mit den Toten sprechen, den Hügel Safa in Gold verwandeln, eine Quelle aus dem Sand hervorsprudeln lassen und sich einen Garten zaubern voll Palmen und Bächen; oder Gott möge bei hellem Tage durch zwei Engel das Buch auf seinen Propheten herabsenden, u. dgl. Er entschuldigte sich damit, daß sie auch den Wundern nicht glauben würden. Aber seine Feinde schwuren, sie wollten an ihn glauben, wenn er eins thäte. Da hat er ihnen oft mit Strafgerichten gedroht, mit Steinregen und Höllestrafen; aber als auch diese Strafgerichte ausblieben, konnte Gott selbst seinem Boten keinen anderen Rat geben, als „geduldig zu sein.“ (38, 15.) Oft dachte er nach solchen Mißerfolgen auch daran, früh zu sterben. „Entweder werden wir dich

die Erfüllung eines Theils dessen, was wir ihnen gedroht haben, erleben lassen, oder wir lassen dich früher dahinscheiden. Deine Aufgabe ist bloß, die Botschaft zu überbringen. Die Rechnung abzuschließen liegt uns ob.“ (13, 40.) Hatte er anfangs fest an seine Wunderkraft geglaubt, so kommt er nun nach eben diesen Blamagen zu der Überzeugung, daß er keine Wunder thun könne, und legt, ebensowenig wie Buddha, Wert darauf. Er behauptete nur noch, eine göttliche Erleuchtung zu besitzen, aber über diese gehe sein Wissen und Können nicht hinaus. Er hielt seine Offenbarung selbst für das größte Wunder, und daran hat er geglaubt bis an sein Ende, wenn er auch seine Prophetenbahn mit Lug und Trug, mit Mord und Frevel besleckt hat. Die Lebendigkeit seiner eigenen Überzeugung war ihm die Bürgschaft für sein Prophetentum, und wenn er einmal in gedrückter Stimmung war und seine eigene Mission bezweifelte, ließ er sich von Gott zurufen: „du bist wirklich ein Prophet; sei nicht einer der Zweifler.“ So hat er sich seine von ihm selbst gegebene centrale Stellung im Islam bewahrt mit Wahrheit und Betrug. Das ist der zweite große Unterschied zwischen dem atheistischen Buddhismus und dem monotheistischen Islam, daß Mohammeds Persönlichkeit einen Bestandteil seiner Religion selbst bildet, da durch ihn der Islam seinen offenbarungsmäßigen Charakter erhalten hat, während die Fortexistenz und Wahrheit des Buddhismus mit der Person Buddhas nichts zu thun hat, und auch ohne ihn weiterbestehen könnte, da derselbe als reine Ethik einer Offenbarung nicht bedarf und auch keinerlei jenseitige Verheißungen als Lock- oder Zuchtmittel kennt.

Nehmen wir zum Gottesbegriff und Prophetentum des Islam noch die Lehre vom himmlisch-sinnlichen Paradies und von der furchtbaren, brennenden Hölle, ferner die heiligen Vorschriften des Fastens, der pflichtmäßigen Gebete mit der Kibla nach Mekka, der Pilgerfahrten zur Kaaba, der Almosen, des Weinverbots, und der mancherlei Reinigungen und Ceremonien, dann haben wir den ganzen Inhalt des Islam, wie ihn Mohammed selbst einmal in die kurzen Worte gekleidet haben soll, als er in Medina einzog: „Preis sei Gott und Lob; bei ihm suche ich Hülfe; ihn flehe ich um Gnade an; ich glaube an ihn und erkläre mich als Feind aller derer, die ihn leugnen. Ich bekenne, daß es nur einen Gott giebt, der keinen Gefährten hat. Mohammed ist sein Diener und Gesandter; er bringt euch Leitung, Licht und Belehrung, nachdem

lange kein Prophet erschienen ist, die Erkenntnis des Wahren abgenommen, der Irrtum sich verbreitet und der Untergang der Menschen sich genähert hat. Ich weiß euch aber nichts fleißiger zu predigen, als Gott zu fürchten und für jenes Leben zu sorgen. Wer mit reinem Herzen im Verborgenen und öffentlich nach Gottes Willen lebt, der findet jetzt schon Hülfe bei ihm und einst reichen Vorrat. Vertraut auf Gott, der von sich selbst sagt: „Bei mir wird das Beschlossene nicht mehr abgeändert, und ich thue meinen Dienern kein Unrecht.“ Sündigtet nicht! Gott hat euch seinen Pfad gelehrt und sein Buch gelehrt, um zu unterscheiden den Wahrhaftigen vom Lügner. Seid wohlthätig, wie er es gegen euch ist und entfernt euch von seinen Feinden. Kämpft eifrig für die Sache Gottes, der euch durch den Namen Moslim ausgezeichnet hat, vor denen, die seine Zeichen nicht erkennen und sich ins Verderben stürzen. Es giebt keinen Schutz und keine Macht, außer bei Gott, dem Erhabenen. Denket stets an Gott und arbeitet für jenes Leben, das diesem irdischen vorzuziehen ist. Es giebt keinen Schutz und keine Macht, außer bei ihm.“ So lassen sich beide, Buddhismus und Islam, in wenig Sätzen zusammenfassen, ein notwendiges Erfordernis einer für alle geltenden Weltreligion.

Der sittlich-religiöse Wert des Islam liegt nicht nur darin, daß er die zerplitterten Stämme Arabiens zu einem großen, mächtigen Volke unter der Fahne einer National-Religion einigte, sondern vor allem darin, daß er den Glauben an einen Gott in ein dem Heidentum ergebenes Volk verpflanzte und damit zugleich eine sittliche Reinigung unter demselben hervorrief, wie sie nur im Gefolge des Monotheismus möglich ist. Der Sonnenstrahl göttlicher Wahrheit fiel in das Dunkel des arabischen Polytheismus und schaffte Licht. Aus der heidnischen Naturreligion ward die Ergebung in Gottes Willen, die Heiligkeit des Wandels nach göttlich autorisierten Geboten, ward die islamische Ethik mit den Geboten des Fastens, Almosengebens und Betens; statt der früher geltenden Sitte, neugeborene Töchter zu ermorden, vom Nas, Blut, Schweinefleisch zu genießen, Glücksspiel zu treiben und Zinsen zu nehmen, statt mancherlei Laster und Greuel trat die Selbstzucht und die Pflicht der Nächstenliebe, wenn auch beschränkt auf die Glaubensgenossen. Außerdem gab Mohammed den Seinen den Koran, das göttliche Buch, das ihnen für alle Zeit Trost und

Wegweiser sein sollte, ein sicheres Unterpfand der Nähe des Geistes Gottes. Vor allem aber öffnete er ihnen die Aussicht auf das Jenseits mit seinem Paradies und seiner Hölle, und stellte dadurch das irdische Leben unter das Licht der Ewigkeit. Der Buddhismus mit seinem Nirvana, in dem die Seele erlischt wie eine Flamme, dem der Brennstoff ausgegangen, bindet den Menschen an die Erde, von der er sich so gern befreien möchte; der Islam mit seiner Ewigkeitshoffnung möchte die Seele erheben aus den Banden des Irdischen, sie zur göttlichen Vollkommenheit entwickeln und ewig beseligen.

Aber darin liegt eben der **Mangel** des Islam, daß er das nicht kann. Kann man zu seinem Gott, wie zu dem des Islam, keine Liebe haben, sondern infolge seiner Unnahbarkeit, Abgeschlossenheit und Strenge nur Furcht, dann bringt die Religion den Menschen doch nicht in eine das Herz umgestaltende Gemeinschaft mit ihm, sondern man bleibt in äußerem Verhältnis zu ihm, in Opfern, Leistungen und guten Werken hängen. Wohl wird durch solchen Gottesbegriff der Mut erzeugt, auch die Standhaftigkeit im Leid, das Gottes unabänderlicher Wille beschlossen hat, und das einst im Paradiese aufgehoben wird; aber die Demut, die Glaubensfreudigkeit, das Bewußtsein der Sündenvergebung nach sittlicher Erneuerung — sind dort völlig fremde Erfahrungen. Der Mensch bleibt, wie er ist; ja er wird gar noch hochmütig und selbstgerecht, kommt aber nie zur bußfertigen Erkenntnis seines sündlichen Wesens und zur Sehnsucht nach Wiedergeburt. Der Islam bleibt eine Religion für den äußeren Wandel, aber nicht für das innere Leben. Rechnet man noch dazu das schlechte Vorbild der unsittlichen Persönlichkeit des unwahren Propheten, die langweilige Ode des Koran mit seinen tausend Wiederholungen, die zur Heuchelei oder zur religiösen Abstumpfung treibende Fülle gesetzlicher Vorschriften, die Intoleranz der Theokratie, welche die freie Entwicklung unmöglich macht, und schließlich die Erlaubnis der Sittlichkeit und das Familienleben untergrabenden Vielweiberei, und die furchtbare Schmach der Sklaverei, — dann wird es schwer zu entscheiden, welche der beiden Religionen den höheren Wert beansprucht. Denn niedrig stehen sie alle beide,

und keine vermag das in den Menschen hineingeschaffene Ebenbild Gottes zur Gestaltung zu bringen. —

Diese Religion führte er in sein Volk ein. Um eine Religion auszubreiten, dazu gehört zunächst die machtvolle Persönlichkeit des Stifters. Die Persönlichkeit des Stifters ist das lebendig schlagende Herz, von dem das erste Leben ausgeht. Mohammed war trotz seiner Fehler eine machtvolle Persönlichkeit, wie Buddha. Zwar hat er keine Wunder gethan, hat sich auch nicht für vollkommen gehalten, sondern ließ sich von Gott offenbaren: „du mußt dich nicht übereilen und etwas als Koran betrachten, ehe die Inspiration vollständig ist. Du hast aus Vergessenheit einen Mißgriff gemacht; bitte daher zu Gott, daß er deine Kenntniß vermehre. In Bezug auf deine Vergessenheit sei nicht zu ängstlich. Schon Adam hat einen Fehler begangen und wir haben ihm verziehen.“ (13, 113—114.) Auch blieb er selbst auf der Höhe seines Ruhmes bei unermeslichen Reichtümern, die ihm als Beute zufielen, ein einfacher und schlichter, genügsamer Mann. In ärmlichen Hütten, bei einfachster Kost lebte der große Prophet mit seinen Weibern, schlief auf ledernen, mit Palmfibern gefüllten Matratzen; im Winter hüllte er sich in eine grobe, wollene Decke. Man bot ihm bessere Möbel an, aber er verschmähte sie. Während andere sich bereicherten, ist Mohammed, darin dem Buddha völlig gleich, anspruchslos und bescheiden geblieben, obwohl sie beide die reichsten Herren der Welt hätten werden können. Geld und Gut zur Befriedigung ihres Fleisches haben beide nicht gelockt. Aber trotz dieser Schlichtheit, vielleicht gerade infolge derselben war Mohammeds Persönlichkeit eine ungeheuer anziehende und imponierende; das läßt sich schon aus dem Einfluß erkennen, den er anfangs auf seine Verwandten und ersten Anhänger gehabt hat. Der verfolgte Schwärmer in Mekka bot zuerst seinen Gläubigen gar keine irdischen Zukunfts-Garantien; und doch hat Abu-Bekr für ihn sein ganzes Vermögen geopfert, und als Mohammed bei einer anderen Gelegenheit ihn fragte: „Was hast du denn deiner Familie gelassen?“, antwortete er: „Gott und seinen Gesandten,“ und auch die anderen haben Schmach und Verfolgung, ja den Tod für ihn gern erlitten. Es wäre eine geschichtliche Unwahrheit, wollten wir die Ausbreitung des Islam lediglich den kriegerischen Erfolgen und der Aussicht auf Beute zuschreiben, und nicht in erster Linie der kraftvollen, von sich überzeugten, machtvollen Persönlichkeit des

Propheten. Freilich dürfen wir die Schattenseiten nicht außer acht lassen, welche diese Lichtseiten verdunkeln. Sprenger faßt sie in die schroffen, aber wahren Worte zusammen (III, Einl. 14): „Die hysterischen Anlagen stempelten den Mohammed nicht nur zum Propheten, sondern sie gaben ihm andere Eigenschaften, welche unter den obwaltenden Umständen einem Führer sehr nützlich, fast unentbehrlich waren; aber wohl gemerkt: diese Eigenschaften sind meistens negativ. Der hysterische Prophet unterschied sich nur wenig von einer gewissen Klasse von hysterischen Frauen. Seine Begriffe waren weder klar noch scharf bestimmt, flossen aber alle aus einer Idee oder vielmehr aus einem Gefühle. Diese Idee erfaßte er mit Wärme und sprach sie mit weibischer Überschwenglichkeit und prophetischer Bewirrtheit aus. Er war so zäh, aber auch so abhängig von seinen Freunden, wie eine Frau, und in Folge der divinatorischen Empfindsamkeit, welche der Hysterie eigentümlich ist, nahm er den leisesten Hauch der öffentlichen Meinung wahr; dazu kamen die Selbsttäuschung und die damit verwandte Verstellungsgabe und Gewandtheit in Ausflüchten. Ein passenderer Führer für eine Gemeinde voll Thatkraft und ein geeigneteres Organ für die zeitgemäße Gestaltung und Verkörperung der national-religiösen Gefühle ist nicht denkbar. Wenn der Geist der Araber der Vater des Islam ist, so ist Mohammed die Mutter. Seine Größe liegt in seinen Schwächen.“ —

Das zweite Mittel, das ein Religionsstifter zur Ausbreitung seiner Lehre verwendet, ist die Macht des gesprochenen Wortes. Auch diese Kunst hat Mohammed meisterhaft verstanden. Er predigte anfangs auf dem Boden stehend, den Rücken an einen Palmbaum gelehnt, später vor größeren Massen auf einer Erhöhung von drei Stufen. Seine Worte waren zuerst schwülstig und phantastisch, aber doch dichterisch schön, von großer poetischer Kraft und in kurzen, gereimten Sätzen zusammengefaßt. Den Endreim hat er immer beibehalten. Als er aber das Haupt einer großen Partei geworden war, wurde der Ton ruhiger und prosaischer. Die prophetische Kraft schwand, und wenn er sich über das Gewöhnliche erheben wollte, mußte er seinen Worten eine künstliche Belebtheit verleihen. Seine Offenbarungen sprudelten nicht mehr aus einem warmen Herzen, sondern waren Erzeugnis seines kalten Verstandes. „Jetzt konnte er, aus Furcht, sich selbst zu verraten,

nicht nur, wenn er positive Gegenstände behandelte, sondern selbst, wo er auf frühere Themata zurückkam, nicht mehr den Eingebungen des Gemüths folgend, seiner Rede ihren natürlichen Lauf lassen; jetzt mußte alles vorher überdacht und berechnet werden, denn er war nicht mehr vom Geiste Gottes, sondern von seinem eigenen Ich getrieben. Wir bedürfen, um dies zu behaupten, nicht der Koranverse, die er im Namen des Himmels verkündet, um die Unschuld seiner Gattin (Mische) zu beweisen, um die entlassene Frau seines Adoptivsohnes zu heiraten, um seinen Harem nach Belieben zu vergrößern, oder um einen größern Anteil an der Beute zu haben. Der erste Blutstropfen, der in seinem Namen in heiligen Monaten vergossen ward, bezeichnet ihn als einen Menschen, in welchem irdischer Schlamm die heilige Flamme des Prophetentums erstickt.“ (Weil. „Moh.“ 392.)

Ein ander Kennzeichen seiner Redeweise ist die starke Benutzung biblischer Geschichten. Aber darin zeigt sich ganz fein unhistorischer, unkritischer Sinn, daß er diese Geschichten, so wie man sie ihm erzählt oder wie er sie gelesen hatte, ohne wirkliche Kenntnis des biblischen Originals wiedergab, oder sie frei veränderte, indem er sie geschickt seiner Situation anpaßte und das hineinslocht, was er selbst den Feinden zu sagen hatte, oder indem er die schlichte Einfalt des Alten Testaments verwandelte in eine langweilige, oft unverständliche dramatische Handlung. Oft wies man ihm geschichtliche Irrtümer nach. Zuerst ward dadurch der Glaube an seine Mission erschüttert, aber er tröstete sich bald mit der Versicherung, daß Gott dennoch aus ihm rede und er nahm zum Gebet seine Zuflucht. Noch unverzeihlicher aber ist es, wenn er diese gelernten Geschichten als von Gott ihm gesandte „Wiederoffenbarungen“ ausgab. Es ist bei ihm hier, wie überall, unmöglich, die Grenze zu ziehen zwischen grober Selbsttäuschung und absichtlichem Betrug.

Auffallend sind in seiner Redeweise die vielen Drohungen mit zeitlichen und ewigen Strafen. Buddha ist langweilig durch die Unnatur seiner geschraubten, abstrakten Sätze, Mohammed ist noch langweiliger durch die Häufung der Strafreden und Drohungen. Da er anfangs mit der Prophezeiung ewiger Höllestrafen, die er auf das abscheulichste ausmalte, nichts ausrichtete, drohte er zeitliche Strafen an, wie die über Sodom gekommene, von der er übrigens achtmal erzählt hat. Diese Worte machten einen tiefen

Eindruck, und viele Meffaner waren in Angst. Unter den Gläubigen schlug die Furcht so tiefe Wurzeln, daß sie selbst nach seinem Tode bei Gelegenheiten wieder auftauchte. Als aber die Strafgerichte nicht eintrafen, und die Feinde bei ihrer Widerspenstigkeit verharreten, verlegte er dieselben wieder auf den jüngsten Tag. Sprenger bemerkt hierzu: „Es ist kein Zweifel, daß, wenn er sich ernsthaft fragte, ob er die Wahrheit oder eine Lüge sage, er sich des Betrugs hätte beschuldigen müssen. Aber die Eigentümlichkeit aller Frömmeler und anderer in Schafshäute gehüllter Schurken, selbst wenn sie nicht geistig krank sind, besteht gerade darin, daß sie sich ganz in die einmal gewählte Rolle hineinleben.“ (I, 504.)

Für die schnelle Ausbreitung seiner Lehre war es günstig, daß er sich, wie Buddha, die B e k e h r u n g äußerst leicht machte. Nirgends kam es den beiden auf die innere Umgestaltung des Herzens an, nirgends ein persönliches Nachgehen einer Seele, um sie für sich zu gewinnen, auch nirgends die Erscheinung, weder bei den Stiftern, noch bei den Anhängern, daß sie durch ihre eigene Religion sittlich anders und besser geworden wären; sondern es bestand bei beiden der Übertritt zu ihrer Religion nur in der Annahme des Glaubensbekenntnisses. Mohammed las den Leuten einige Suren vor, und verlangte sofort ihren Übertritt. So geschah es bei den Pilgerfesten, bei der Verschwörung mit den Medinensern und bei Eroberung Meffas. Wer das Schibboleth des Islam nachsprach, „es giebt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist Allahs Prophet,“ und sich den äußeren Geboten und Verboten unterwarf, der war ein Moslim, mochte er in seinem Herzen denken, was er wollte. Darum gab es im Islam, wie beim Buddhismus, die Möglichkeit der Massenbefehrungen.

Und doch wäre der schnelle Sieg Mohammeds unmöglich gewesen, wenn ihm nicht treue und starke **Jünger** zur Seite gestanden hätten. Verräter hat Mohammed unter seiner Schar nicht gehabt. Da war zunächst Abu-Bekr, d. h. „der Vater der Jungfrau“ Aischa, Mohammeds Lieblingsfrau. Ein kleiner, magerer, grauer Mann, war er von ruhiger Überlegung und klarer Einsicht, von aufrichtigem Glauben und selbstloser Hingabe an den Propheten. Durch seine schöne und kluge Tochter Aischa hat er auf den alten Wollüstling großen Einfluß gehabt und ist auch sein erster Nachfolger geworden. — Neben dem Schwiegervater Mohammeds stand der Schwiegersohn des Propheten, der schöne,

Lebenslustige, leichtsinnige Dthman. Er war kein Held in der Schlacht, aber ein Günstling der Frauen. Als Kalif wurde er ermordet. — Gewaltig war Dmar, von großer Körperkraft, ein echter Held, tapfer, oft gewaltthätig, aber dabei schlicht, selbstlos und von edelsten Absichten bejeelt. Es war die Überlegenheit des religiösen Genies Mohammeds, die ihn anzog; aber in anderen Dingen bewachte und leitete ihn Dmar wie eine Mutter ihr Kind. Er ist der Petrus des Islams. — Der bedeutendste dieses Jüngerkreises war Ali, eine jener edlen Naturen, die kein Falsch kennen, erhaben in seinen Ideen, großmütig, warm und treu in seiner Liebe, rasch mit der That, aber unerfahren im alltäglichen Leben der Menschen, unpraktisch und ohne Welt-Klugheit. Er hat dem Islam unberechenbare Dienste geleistet. Immer die Hand am Schwert, scheute er keine Gefahr, und die von seiner Hand Erschlagenen zählen nach Dutzenden. Als Kalif ermahnte er die Moslime zu inniger Frömmigkeit. Aber es brach noch zu seinen Lebzeiten die Eifersucht aus zwischen seiner Partei und der des Abu-Bekr. Es kam zu Bürgerkriegen, in denen die Partei des Ali unterlag und sich von der islamischen Kirche trennte. Heute bilden die Anhänger des Ali unter dem Namen Schiiten, zum größten Teil in Persien sesshaft, gegenüber den Verehrern der Tradition und des Abu-Bekr, den Sunniten, die zweite große Hälfte des Mohammedanismus.

Es bleibt noch ein Mittel übrig, wodurch einer Religion Eingang in die Völker verschafft werden kann, das ist der Krieg, die Gewalt des Schwertes. Buddha hat dieses verschmäht, Mohammed verdannt ihm seine ganze Größe. Der Feldherr Mohammed ist größer als der Prophet. Es macht die Persönlichkeit dieses Mannes so verächtlich, so klein, daß er sich nicht gescheut hat, wie der gewöhnlichste Verbrecher zu morden, zu vergiften, zu betrügen und zu lügen, und das alles im Dienste Gottes und unter dem Deckmantel der rettenden Liebe. Unter seinem Prophetenkleide verbarg sich der reißende Wolf.

Kaum war er nach Medina gekommen, da begann er als Anführer einer Banditenbande sein Räuberhandwerk. In den Schluchten der Wüste stand der große Prophet, und lauerte wie ein Strauchdieb auf Beute, Rache gegen seine mekkanischen Verwandten im Herzen. Wenn die Karawanen der Kaufleute vorüberzogen, dann brach er hervor, und diese Raubzüge nahmen, weil

sie äußerst erträglich, ungeheure Ausdehnung an. Was sollte jetzt noch die Geduld und die Demut? So lange er zu schwach war, hat er sie gepredigt als die schönste Zierde eines Gläubigen. Als er aber in Medina ein politischer Machthaber geworden war, ließ er sich offenbaren: „Denjenigen, welche kämpfen wollen, weil sie mißhandelt sind, ist die Erlaubnis dazu erteilt.“ (22, 40.) Als aber die Moslime unter seiner Führung anfangs wenig Glück hatten, faßte er den scheußlichen Entschluß, während des heiligen Monats, wo die Kriege aufhören mußten und die Mekkaner ohne Vorsichtsmaßregeln ihre Geschäfte betreiben zu können hofften, die Karawanen zu überfallen, um reiche Siegesbeute nach Medina zu bringen. Er übergab den Befehl einem andern, und dieser überfiel vier koreischitische Kaufleute. Dieser in den Augen der Moslime ungeheure Frevel machte einen solchen ungünstigen Eindruck, daß er die Gefangenen losließ und die Beute zurückerstattete. Später kam es auch zu größeren Schlachten. Mit einer Schar von 300 Männern wollte er i. J. 624 eine Karawane von 70 Mann überfallen. Aber diese bekam von Mekka eine Unterstützung von 900 Streitern, von denen nach Abzug einiger Familien noch immer 600 übrig blieben. Die Leute Mohammeds fürchteten sich zuerst, aber der Prophet wußte sie zu beruhigen. Bei Badr kam es zum Treffen. Nach einigen Zweikämpfen gingen die Moslime am Abend zum Kampfe vor, und schlugen die disciplinlosen und unentschlossenen Mekkaner, die kaum Widerstand leisteten, völlig in die Flucht. Mohammed hatte währenddes hinter den Reihen gestanden, und war, da seine Nerven zu schwach waren, in Krämpfe verfallen; nachdem er sich erholt hatte, betete er in großer Bewegung. Nach diesem Siege herrschte er über Medina mit despotischer Gewalt und Grausamkeit. Der erste Gebrauch, den er von seiner Macht machte, war der, einige, welche seine Lehre zu verspotten gewagt hatten, aus dem Wege räumen zu lassen. Das erste Opfer war eine Frau. Ein Anhänger Mohammeds führte die That aus. Er schlich sich in ihr Haus, nahm ihr den Säugling aus dem Arm und stieß ihr das Schwert durch den Leib. Am folgenden Morgen verrichtete er das Frühgebet mit dem Propheten und drückte seine Besorgnis aus, daß ihm, dem Mohammed, dieser Mord einmal Gewissensbisse bereiten könnte. Dieser antwortete: „Es werden sich nicht zwei Ziegen darob stoßen.“ Diese Äußerung wurde zum Sprichwort. Bald darauf ließ er einen Greis ermorden. Einen jüdischen Stamm,

mit dem er einen Bündnisvertrag geschlossen hatte, ließ er, weil man ihn nicht als Propheten anerkennen wollte, vertreiben. Von einem in Medina selbst lebenden, in einer Vorstadt wohnenden jüdischen Stamme ließ er einmal 600 Männer töten, weil sie sich nicht bekehren wollten. Das Schlachten dauerte einen ganzen Tag. Oberhaupt wütete er gegen die Juden furchtbar. Er vertrieb sie aus ihren Sizen, verbrannte — damals ganz wider das Völkerrecht — ihre Dattelanpflanzungen und verteilte ihre Güter unter seine Leute. — Durch die fortgesetzten Raubzüge waren die Meffaner immer mehr in die Enge getrieben; sie mußten entweder siegen oder ihren Handel aufgeben. Sie rüsteten ein Heer von 3000 Mann und zogen i. J. 625 nach Medina. Mohammed stellte sich ihnen mit 700 Mann entgegen und am Berge Dhod kam es zur Schlacht. Die Frauen, die mit den Meffanern gezogen waren, sangen das Schlachtlied:

„Von einem Stern entsprossen,
Auf Polster hingegossen,
Umarmen wir die Krieger,
Die vorwärts gehn als Sieger,
Verlassen flüchtige Memmen
Voll Haß und ohne Grämen.“

Aber die Moslime stürmten mit solcher Wut auf die feindlichen Reihen, daß die Meffaner die Schlacht für verloren hielten. Mohammeds weiße Fahnen — seine eigene war schwarz und bestand aus einem Shawl der Misha — drangen immer weiter vor; da brach ihnen plötzlich die feindliche Reiterei in den Rücken und hieb sie nieder. Die Schlacht endete für Mohammed auf das traurigste, und er selbst erlitt mehrere Verletzungen. Ein Pfeil verwundete seine Unterlippe, er verlor einen Zahn; Ringe seines Bissers wurden ihm in die Backen getrieben, und endlich versetzte ihm ein Feind einen so heftigen Säbelhieb, daß er in eine Grube stürzte. Mit einer Quetschung am Kinn kam er davon, und dann brachte man ihn in Sicherheit. Statt aber diesen Sieg auszunutzen, zogen die Meffaner ab unter gegenseitigem Schimpfen. Mohammed hatte 75 Mann verloren. Diese Niederlage gab seinem Ansehen in Medina einen empfindlichen Stoß. Er aber rechtfertigte sich damit, daß er sagte: „Gott hat sein Versprechen gehalten und die Gläubigen haben den Sieg erfochten, aber wegen ihrer Gier nach Beute haben sie ihre Vorteile verloren.“ Noch einmal verbündeten sich

i. J. 627 seine Feinde gegen ihn und belagerten Medina; aber bald zogen sie unverrichteter Sache ab, unentschieden und zaghaft wie immer. Mohammeds Macht wuchs von Jahr zu Jahr, und immer mehr Araber unterwarfen sich dem Schwerte des Islam. Nun wagte er es auch, Mekka zu gewinnen, und zwar zuerst auf friedlichem Wege. Als 628 das Pilgerfest nahte, entschloß sich der Prophet, es als frommer Pilgrim mitzufeiern. Mißtrauisch beobachtet, nach langen Unterhandlungen, in denen er hie und da auch seine Gelüste, Mekka durch einen Handstreich zu erobern, kundgab, und schließlich nach einem für ihn demütigenden Vertrag, den er in einem Augenblick der Abspannung geschlossen hat, zog er in Mekka ein; zum Tempel aber wurde er nicht zugelassen. Diese Pilgerfahrt hatte für ihn den Nutzen, daß die Einwohner Mekkas den Propheten wiedersehen und hörten, und es bekehrten sich viele zu ihm. Zwei Jahre später aber fiel Mekka durch Gewalt in seine Hand. Mit 10 000 Mann rückte er an (630), und versprach den Mekkanern völlige Sicherheit, wenn sie sich ergäben; nur sechs persönliche Feinde sollten ausgeschlossen sein. Die Mekkaner vermochten dem Feldhern Mohammed nicht zu widerstehen und unterwarfen sich; ohne Blutvergießen zog er auf einem Kamel in die Vaterstadt ein. Er ritt siebenmal um die Kaaba herum und begrüßte jedesmal den schwarzen Stein mit dem Stocke, den er in der Hand hatte. Dann stieg er ab, ließ die Thür des Tempels öffnen und trat in das Innere mit den Worten: „Es giebt keinen Gott, als Allah, den einzigen. Er hat keinen Genossen. Er hat sein Versprechen gehalten, seinem Knechte den Sieg verliehen und die Heiden in die Flucht geschlagen.“ Dann ließ er einige Götzenbilder zerschlagen und befahl den Mekkanern, ihre Hausgötter zu zerstören. Sie thaten das. Nun stand der Prophet auf dem Gipfel seines Ruhmes. Mekka und Arabien waren sein; eine große Heeresmacht verbündeter Beduinenstämme wurde mühelos in die Flucht geschlagen und unermessliche Beute fiel in seine Hände. Er hat Mekka nur noch ein einzigesmal wiedergesehen, im Frühling 632, wenige Monate vor seinem Tode. Er zog dorthin aufs Pilgerfest, aufs „Abschiedsfest“, wie es die Moslime nennen. An der Spitze einer ungeheuren Menschenmasse und in Begleitung aller seiner Weiber verließ er Medina, festlich geschmückt, Schulter und Lenden umhüllt von einem kostbaren Tuche, die Haare gesalbt. Auf jeder Station, wo die Karawane ausruhte,

hatten die Bewohner einen Betplatz errichtet, auf welchem er vorbetete. Seine Fahrt glich einem Triumphzug. In Mekka ging er um die Kaaba, besuchte alle heiligen Stätten und beobachtete alle festlichen Gebräuche. Er schlachtete mit eigener Hand 63 Kamele und ließ das Fleisch an die Armen verteilen. Danach ließ er sich den Kopf rasieren und sich salben. Das Fest ward damit beschlossen, man gab sich dem Genuße hin, und nachdem er noch einige Friedenstöne angeschlagen und einige milde Anordnungen erlassen hatte, zog er wieder heim, um in Medina zu sterben. Blutig rot war sein Stern aufgegangen; vom milden Abendrot verklärt, ging er unter. Schwer war der Anfang gewesen, groß die Qualen und die Schmach, aber das Schwert hatte ihm die Bahn gebrochen und hatte sein Prophetentum in ganz Arabien zur Anerkennung gebracht. Und nächst dem Schwerte lag das Geheimnis seiner Erfolge im Geld und in der Beute. Die vielen erfolgreichen Raubzüge übten einen unwiderstehlichen Zauber auf Abenteurer aus und sie strömten von allen Seiten nach Medina. Selbst Verbrecher fanden es bequem, das Glaubensbekenntnis abzulegen. Es tilgte ihre früheren Vergehen, und schützte sie vor Verfolgung; sie trieben ihr Räuberhandwerk im Namen Gottes und seines Boten. Mohammed selbst wußte seinen Reichtum auf treffliche Weise zu seinen Zwecken zu benutzen. Da ihm die unterworfenen Völker den zehnten Teil des Bodenertrags geben mußten und ihm außerdem der fünfte Teil der Kriegsbeute vertragsmäßig zufiel, so konnte er sich den Glauben einflußreicher Männer durch ungeheure Geschenke erkaufen und auf eigene Kosten eine Armee von Abenteurern unterhalten. Durch solche Mittel gelang es ihm mehr, als durch seine Offenbarungen, den Islam zur herrschenden Religion in Arabien zu machen. Eine furchtbare Religion; trotz des Monotheismus und der Jenseitshoffnungen nicht viel höher als der seelenmordende Buddhismus, kalt und hart, wie das Schwert, mit dem sie gegründet und durch das sie sich bis heute erhalten; ohne Liebe und Leben weckende Wärme, dem Halbmond gleich, ihrem Symbol, der seinen bleichen, toten Schein wirft auf die Erde; auch darin dem Halbmond gleich, daß sie nichts Ganzes ist, weder Judentum, noch Christentum, noch Heidentum, sondern alles dreies miteinander — so hat sie der Prophet auf Gottes Zulassen hin gründen dürfen und gründen sollen, nicht damit sie die Welt beherrsche, sondern — damit sie eine Brücke bilde für das Christentum.

Wenn wir **Jesum Christum**, sein Lehren und Ringen diesen beiden Männern gegenüberstellen, so ist es uns, als müßten wir unser Auge, das bisher nur Unvollkommenes, ja Frevelhaftes zu betrachten sich gewöhnte, besonders schulen und bilden, daß es wieder lerne, aus dem Schatten in die leuchtende Sonne zu schauen. Seine Lehre, seine Mittel, diese Lehre auszubreiten, seine ganze Persönlichkeit — alles dies ist so völlig anders, als es bei den zweien gewesen, so unendlich reiner, so viel höher, als der Himmel über der Erde ist. Es bleibt bei ihm immer etwas zurück, was wir gar nicht vergleichen können.

Raum hat er sich in schwerem Kampfe mit dem Versucher in der Wüste durchgerungen und ist sich über Mittel, Art und Ziel des Gottesreiches, das zu gründen er sich von Gott gesandt fühlt, klar geworden, da tritt der schlichte und stille Zimmermann von Nazareth an die Öffentlichkeit, nun der gewaltigste Prophet, den je die Erde getragen. Wie Buddha durch den Brahmanismus, Mohammed durch die arabische Naturreligion, so war er bisher durchs Judentum hindurchgegangen, doch mit dem großen Unterschied, daß er sich nicht in schweren inneren Kämpfen, nach langen Irrwegen, davon loszureißen brauchte, sondern sein Sinnen und Fühlen hatte sich auf dem Boden echter jüdischer Religiosität, nach allmählicher Abstreifung alles irdischen Beiwerks, entwickelt und brach langsam hervor, wie die Knospe aus der Hülle. Nun war er fertig; der Vater hatte ihn gerufen; da gab es kein feiges Schwanken, wie bei Buddha, kein Zweifel an sich und keine Selbstmordgedanken, wie sie im Gehirn des kranken Epileptikers Mohammed entsprangen; da zeigt die ganze Gestalt, jedes Wort, jede That die klare Sicherheit des gottgesandten, zielbewußten Propheten. Mit einer kurzen Parole tritt er vor das Volk; der indische Asket rief: „Die Erlösung vom Tode ist gefunden“, der arabische Prophet: „Es giebt nur einen Gott, und Mohammed ist Allahs Prophet;“ Jesu frohe Botschaft lautete: „das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Aber sein Auftreten ist so ganz anders, als das der beiden; da ist nichts zu merken von auffallender, anspruchsvoller Armut und Bettelei des indischen Büßers, den die Massen anstauten und begleiteten, auch nichts von den Intriguen und Listen, von den Verschwörungen und Händeln eines Mohammed; fröhlich und ernst, am Hochzeitmahl teilnehmend und selbst am Tisch seiner Gegner, aufrichtig und wahr, jedes unehrliche

Mittel verschmähend, in majestätischer Hoheit, so tritt Jesus seine Bahn an. Geflohen ist er nicht, nicht von Weib und Kind, nicht aus Vaterhaus und Vaterstadt; er hat vielmehr in seiner Heimat zuerst seine Lehre verkündet und ist immer wieder dahin zurückgekehrt. Aber die Feindschaft und Ungläubigkeit seiner nächsten Verwandten traf ihn ebenso, wie die beiden anderen. Die Wahrheit seines eigenen Wortes, daß kein Prophet geehrt sei in seinem Vaterlande, ist von allen drei Religionsstiftern bestätigt gefunden. Nachdem sich Jesus seine ersten Anhänger geworben, zieht auch er umher durch das Land, bald durch die heimatlichen Fluren Galiläas am schönen See Genezareth, bald in der Hauptstadt des Landes mitten unter den Gegnern, bald durch Samaria pilgernd oder durch die Städte der Heiden. Einen besonderen Lieblingsaufenthalt, wie Buddha einen solchen hatte in seinem eigenen Parke Jetavana, Mohammed in seiner von ihm beherrschten Residenz Medina oder in den Hütten seiner Weiber, hat Jesus nicht besessen, er hatte überhaupt kein Eigentum. Er sagt: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege.“ Er hat gewiß seine Vaterstadt Nazareth geliebt, noch mehr Jerusalem mit seinem Tempel, das Haus seines Freundes Lazarus in Bethanien, den Olivengarten Gethsemane, aber das alles hat ihm nicht gehört und hat ihm auch nur vorübergehenden Aufenthalt gewährt. Er ist äußerlich, hinsichtlich des weltlichen Glückes und der weltlichen Güter, der am wenigsten begünstigte. Reichtum ist ihm nie zugefallen; er hat ihn, darin dem Buddha ähnlich, auch nie gesucht. Auch seine Erfolge stehen hinter denen der anderen weit zurück. Drei kurze Jahre waren ihm zu seinem Werke gelassen, dem Buddha 40, dem Mohammed 20. Seine Feinde waren die furchtbarsten, die es geben konnte, auf der einen Seite der weltbeherrschende Römer, auf der anderen die harten, stolzen Nacken der fanatischen Pharisäer. Seine Befehrungsart und deren Mittel waren außerdem so ganz anders, keine Massenbefehrungen, kein schematisches Annehmen und Hersagen kurzer Glaubensformeln, keine Waffen und keine Armeen, sondern nur persönliche Liebe, und als Resultat die Überzeugung eines neugewordenen Herzens. Das war unendlich schwer und erforderte Zeit, viel mehr, als die oberflächliche Gewinnung von gezwungenen und nachplappernden Anhängern. Seine Bürde ist die drückendste gewesen, aber er hat

seine Aufgabe glänzender und vollkommener gelöst, als die anderen, wenn auch bei seinem Tode seine Jünger kaum nach Dutzenden zählten, während die Gräber der beiden anderen Tausende umstanden.

Was nun die Zusammenfassung der ganzen Lehre anbetrifft, so unterscheidet Jesus sich schon in einem äußeren Faktum von den anderen. Sie beide haben ihre Lehre auf eine heilige Formel gebracht und damit für alle Zeiten dem religiösen Denken unübersteigliche Schranken gezogen, zugleich auch die ganze Religion an die Annahme dieser Glaubensbekenntnisse gebunden. Jesus hat seine Lehre nicht zu einem Glaubensbekenntnis formuliert und hat sich überhaupt gehütet, irgendwelche bindenden politischen, socialen oder religiösen Satzungen und Einrichtungen zu treffen, an die sich die kommenden Geschlechter mit ihren stets wechselnden Bedürfnissen und Verhältnissen entweder hätten stoßen, oder vor denen sie sich, verzichtend auf jede geistige und ethische Entwicklung, sklavisch hätten beugen müssen. Auch darin war er der Begründer nicht einer National-Religion, sondern einer Weltreligion. Er wollte überhaupt nicht zunächst eine neue Lehre verkündigen, wie es die anderen gewollt, sondern einen neuen Geist wecken, der als heiliger Gemeingeist ein Reich religiöser Gemeinschaft begründen sollte. Nicht Lehre war Jesu die Hauptsache, sondern Leben, nicht Satzungen, sondern heilige Gesinnung.

Versuchen wir es nun, seine Lehre auf einen kurzen Inhalt zu bringen, so kann man, wie Buddha von „vier Wahrheiten“ geredet hat, bei ihm fünf aufzählen.

1. Es lebt ein einziger Gott, der alte Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs; er ist ein heiliger Gott und verlangt Ehre und andächtiges Herzensgebet von den Menschen; er ist vor allem ein barmherziger, gütiger Gott, der dem Gebet Erhörung verheißt und den Frommen alles giebt, dessen sie bedürfen. Besonders durch die Sendung Jesu hat er allen Menschen das Heil der Erlösung im neuen Himmelreich angeboten. Er ist der **himmlische Vater**, nicht des jüdischen Volks allein, sondern jedes einzelnen Menschen, der zu ihm gehört. Daß Gott ein „Vater“ sei, war dem Alten Testament nicht neu, aber daß er ein Vater nicht des ganzen Volks allein, sondern des Einzelnen sei, der Gott als seinen eigenen Vater anrufen könne, das war neu, und das erhob den Menschen aus der Furcht in das kindliche Vertrauen, aus der

äußeren Stellung in die innige Herzengemeinschaft, aus der Verkettung durch die Leiden und Sünden der Welt zu der freien Herrscherstellung über alles Irdische und Unvollkommene. Dem Buddhisten ist das Leiden ein Übel und Ekel, dem Moslim fatalistische Schickung, dem Christen Gottes Fügung, um zu erziehen und zu läutern. Der Atheismus des Buddhismus, der Fatalismus des Islam wird hier freie fröhliche Hingabe an einen persönlichen, liebenden Vater.

2. Aber zu diesem himmlischen Vater tritt Jesus selbst in ganz besondere Beziehung. Sein eigenes Verhältnis zu ihm steht auf einer viel innigeren, höheren Stufe, als das aller übrigen Menschen, und er nennt Gott niemals unseren Vater, sondern seinen eigenen Vater. Er ist der **Sohn Gottes**, nicht deshalb, weil er von Gott selbst gezeugt sei, oder deshalb, weil er dieselben metaphysischen Eigenschaften habe, wie er, sondern deshalb, weil sie beide miteinander durch ein ganz besonderes Verhältnis der Liebe verbunden sind. Der Vater ist in ihm, und er ist im Vater. Darum stellt sich auch Jesus in den Mittelpunkt seiner Religion und macht die Stellung der Menschen zu Gott abhängig von der Stellung zu ihm. „Er ist der Weg, die Wahrheit und das Leben, niemand kommt zum Vater, denn durch ihn. Alle Dinge sind ihm übergeben von seinem Vater, und niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn und wem es der Sohn will offenbaren.“ Alle Wahrheit, alle Liebe Gottes, alles Heil, alle Seligkeit kommt durch ihn; in ihm tritt Gott zu seinem Volk, und wer ihn aufnimmt, der nimmt Gott selbst auf. Wie Jesus, haben Buddha und Mohammed nie von sich geredet! Jesus beanspruchte darum eine ganz besondere Würde und Verehrung. Er ist erhaben über das Königtum und Prophetentum des Alten Bundes; er ist größer als David, größer als der Tempel. Alle Pietätspflichten müssen hinter der Pflicht gegen ihn zurückstehen; ihn muß man mehr lieben, als Vater und Mutter. „Selig ist, wer sich nicht an mir ärgert, und wer sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden.“ Aber auch in die Ewigkeiten richtet sich sein Blick, und er verheißt den Seinen seine göttliche Allgegenwart und seine Hilfe. Einst wird er, wenn er durch den Tod und die Auferstehung hindurch zu seinem Vater aufgefahren sein wird, mit großer Macht und Herrlichkeit wiederkommen, um das

Weltgericht zu vollziehen, und Engel werden seine Begleiter und Boten sein. „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden.“ Aber dennoch stellt er sich nicht Gott gleich; hat er Wunder gethan, so rühmt er sich deren nicht; es sind Werke, die Gott für ihn gethan hat und für die er Gott gepriesen haben will; er erbittet sie von seinem Vater und dankt ihm für den geschenkten Segen. Er hütet sich, die Wunderkraft zu mißbrauchen. Auch für allwissend hat er sich nicht gehalten. Er kann sich wundern, er kann sich irren, im Feigenbaum, an dem er Früchte suchte und keine fand, in Judas, der ihn verriet, und er bleibt sich der Schranken seines Wissens stets bewußt. (Mark. 13, 32.) Seine Persönlichkeit ist und bleibt aber das volle Abbild seines himmlischen Vaters, soweit derselbe überhaupt in sichtbar irdischer Gestalt darstellbar ist, und die Bedeutung Jesu liegt darum weniger in seiner Lehre, als in seinem Leben, weniger in den Selbstausprüchen, als in den Thaten, in denen er das Recht seiner centralen Stellung erweist. —

3. Jeder Religionsstifter will die Menschen beglücken. Buddha brachte einigen Auserwählten die Verheißung, sich selbst erlösen zu können von der lästigen Fessel dieses und des zukünftigen Lebens auf dem Wege des Wissens und der Befolgung der „vier Wahrheiten“; Mohammed pries den irdischen Lohn der Anerkennung Allahs und seines Propheten und in glühenden Farben den himmlischen Lohn im Paradies, den man sich durch die Zugehörigkeit zum Islam und durch Beten, Fasten und Almosen verdienen könne; Jesus brachte das **Reich Gottes** als der Menschen höchste Seligkeit, und verstand darunter nicht ein irdisches Reich mit irdischem Lohn, sondern eine innige, immer wachsende und beseligende Herzengemeinschaft der Kinder Gottes mit dem Vater, ein Reich, das sich über alle Menschen ohne Ausnahmen erstrecken will und das seinen höchsten Lohn in sich selbst trägt, ein Reich, das hier beginnt und im Jenseits sich auf das vollkommenste vollendet. Aber die Zugehörigkeit zu diesem Reich Gottes ist nicht abhängig von Leistungen und vom Fürwahrhalten irgendwelcher Lehren, es kann auch niemand mit Gewalt dazu gezwungen werden, sondern sie ist abhängig von gewaltigen inneren Erlebnissen und Empfindungen.

An diesem Reich Gottes nimmt teil, wer sich bekehrt hat, sich sittlich erneuert hat. Da alle von Natur böse, so ergeht

Jesu Ruf zur Sinnesänderung an alle. Dieser Ruf ist die Seele seiner Predigt. Abwendung von der Sünde ist Hinwendung zu Gott, ist der Anfang eines ganz neuen Lebens.

Diese Befeuerung ist an zwei Merkmalen erkenntlich. Zunächst an der Gerechtigkeit, das ist die Erfüllung des im Gesetz und in den Propheten offenbarten göttlichen Willens. Diese Erfüllung des Gesetzes wird aber aus der äußeren Vollstreckung in die Gesinnung verlegt, und das Gesetz dadurch, daß Gottes Wille des Menschen eigenster Wille geworden, zugleich aufgehoben und erfüllt. Jesus hebt das Leben unter dem Gesetz empor zu einem Leben in der Freiheit. Alles äußerlich Bindende, alles Nebensächliche, und sollten es alte, geheiligte Einrichtungen sein, muß fallen. Es gilt nur die innere Gebundenheit an den Willen Gottes. Jesus stellt daher die barmherzige Liebe über die Opfer, die Pflicht, sein Unrecht wieder gut zu machen, über die Befolgung der Gottesdienstordnung, die Reinigung von der Sünde höher als die äußere Reinheit nach den Vorschriften des Gesetzes, die sittliche Pflicht der Nächstenliebe höher als den Sabbath, den Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit höher, als das ganze Tempelinstitut. Die gottähnliche, heilige Gesinnung ist überall das allein entscheidende; darum übertritt das 5. Gebot schon der, der seinen Bruder haßt und beschimpft, das 6. schon der unsittliche und unzüchtige Gedanke. Andere Gesetze hebt Jesus völlig auf: die Ehe, nach jüdischem Gesetz auflöslich, erklärt er für unauflöslich, falls nicht offener Ehebruch vorliegt; den Eid hält er für ein Produkt der Sünde; statt dessen „Ja“ oder „Nein“; statt der Vergeltung die Vergebung, statt der Unterwerfung unter das Ceremonialgesetz die sittlich-religiöse Freiheit des in Gott gebundenen Gewissens. Buddha und Mohammed legten neues Gesetzesjoch an Stelle des aufgehobenen alten, Jesus hat den Menschen über das Gesetz erhoben zur freien Kindschafsstellung, indem er die Gesinnung als das allein gültige betonte, und darum konnte er von sich behaupten, daß er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen.

Das andere Merkmal der Zugehörigkeit zum Reiche Gottes ist die Liebe. Er faßte selbst einmal den Inhalt seiner Religion in die Worte zusammen: „du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere aber

ist dem gleich: du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst. In diesen zwei Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.“ Neu sind diese Worte nicht, sofern der erste Satz 5. Mos. 6, 5, und der zweite 3. Mos. 19, 18 steht, aber neu daran ist das, daß er auf diese beiden Fundamente seine Kirche aufbaute und das Gebot der Nächstenliebe dem Gebot der Gottesliebe völlig gleichwertig an die Seite stellte. Aber diese Liebe ist nicht passiv duldend, wie Buddha sie predigte, nicht selbstsüchtig und auf die Volksgenossen beschränkt, wie sie der Prophet einzuführen versuchte, sondern diese Liebe zu Gott und Menschen ist aktiv, selbstlos und demütig. Sie bewährt sich im Leiden ebenso, wie im Glück, den Angehörigen gegenüber ebenso, wie den Feinden. Sie gewährt jedem das, was das eigene Herz verlangt. Ihre Größe zeigt sich im Dienen, Tragen und Vergeben. Durch diese Begründung der Liebe auf die selbstlose Demut hat Jesus sie als eine ganz eigenartige gekennzeichnet und sie weit über alle buddhistische und islamische Ethik erhoben.

4. Diesem Trachten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit muß alles andere Trachten weichen, und selbst die edelsten Güter müssen, wenn sie daran hindern, aufgeopfert werden. Aber aus eigener Kraft ist dazu ein Mensch nicht imstande; er kann sich selbst nicht erlösen. Die Sinnesänderung muß von einer höheren Macht in uns gewirkt werden, und das ist nun das Größte in der Lehre Jesu, daß er diese Sinnesänderung nicht nur fordert, sondern selbst **bringt**. Er ist selbst der **Erlöser**, und seine ganze Sendung hat den Zweck zu **erlösen**, freizumachen von dem widergöttlichen Willen und zu erfüllen mit dem göttlichen. Buddha will vom Leben und von den Wiedergeburten erlösen, Mohammed von Gottes Strafe und Hölle, Jesus von der Sünde. Und diese Wirkung auf das Menschenherz, dieses Wunder, was weder der Buddhismus noch der Islam kennt und auszuführen imstande ist, diese Wiedergeburt der Seele wird vollzogen einmal durch die Verkündigung der vergebenden Liebe Gottes selbst, denn dieses Evangelium trifft das Herz jedes Sünders. Jeder bußfertige Mensch erhält vom Vater Vergebung und Gnade, und gerade die elendesten, ärmsten und kleinsten, die Buddha zurückstieß und die beim Islam zu kurz kommen, hat Jesus gerufen. Im Evangelium selbst liegt daher schon eine befreiende, tröstende Macht. — Größeres noch für die Erlösung wirkt die Persönlich-

keit Jesu selbst. Er zeigt den Menschen den Vollzug der Herzengemeinschaft mit Gott, die völlige Freiheit von der Sünde und die Seligkeit und Hoheit einer göttlichen Seele. Daher ist sein ganzes Verhalten im absoluten Sinn vorbildlich; kein Mensch ist ihm zu vergleichen. Dieses fleischgewordene Ideal zieht den Menschen empor, vor allem dann, wenn es sich in Liebe uns zu- neigt. Liebe erweckt Gegenliebe. Seine Persönlichkeit erlöst, d. h. zieht aus der Sünde hinauf zur Gemeinschaft mit Gott. — Den allmächtigsten Antrieb zur Erlösung wirkt aber Jesu Tod. Er ist von den dreien der einzige, der für die Seinen das Leben gelassen hat. Sein Tod ist für alle schuldbeladenen Gewissen das Lösegeld, das letzte Bundesopfer, das sie Gott nicht zu zahlen vermögen, und welches er statt ihrer zahlt. Vor allem aber ist sein Tod der mächtigste Erweis seiner Liebe; mehr konnte er für die Menschen nicht thun. Diese Liebe überwindet das Herz und zwingt zu seinen Füßen unters Kreuz.

Buddha und Mohammed haben in ihren Religionen nur Forderungen aufgestellt, aber beide haben ihren Gläubigen nichts gegeben und nichts hinterlassen, was die Erfüllung dieser Forderungen leichter machte. In ihren Religionen kann sich daher nur die Quantität vermehren, niemals die Qualität; diese bleibt immer, wie sie ist. Das Göttliche des Christentums liegt aber darin, daß es nicht nur das Höchste und Seligste verlangt, was es überhaupt giebt, die Erneuerung und Erlösung der Seele, sondern daß es dieses Wunder möglich macht durch Jesum Christum. In der **Persönlichkeit** Jesu und in seiner **herz- erneuernden** Wirkung auf den Menschen liegt der Beweis von der ewigen Wahrheit und Superiorität des Christentums über Buddhismus und Islam.

5. Die Spitze dieses gewaltigen, von Jesu geschaffenen Gebäudes, die unsichtbar im Himmel endigt, bildet die von ihm verheißene, durch seine Auferstehung erwiesene, und von jedem gläubigen Herzen als Gewißheit empfundene **Auferstehung** nach dem Tode zu einem ewigen seligen Leben. Buddha brachte den Tod, Jesus das Leben. Sein Gott ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen; zu ihm ging er, den Seinen die Stätte zu bereiten, und wo er war, da wollte er, daß auch seine Diener weilten. Das Vaterhaus im Himmel ist der Lohn der sich nach Gott sehenden, auf Erden ringenden und fallenden, stets hier unvoll-

kommen bleibenden Seele. Wie es aber eine ewige Seligkeit giebt, so auch eine ewige Verdammnis, in der die Seele ausgeschlossen ist vom Anschauen Gottes. Zwischen der Ede des die Seele vernichtenden Nirvana und dem sinnlich ausgemalten, weltfröhlichen, mohammedanischen Paradiese hält das himmlische Vaterhaus Jesu die Mitte, wie die keusche Wahrheit stets die Mitte hält zwischen Unwahrheit und Übertreibung. —

Um eine solche Offenbarungs-Religion zu verbreiten, gehörten notwendig göttliche Mittel. Ohne Jesu sündlose, reine Persönlichkeit¹⁾ hätte das Christentum keinen Glauben gefunden; es hätte der Bestätigung entbehrt. Er steht viel mehr im Mittelpunkt seiner Religion, als Buddha und Mohammed in der ihrigen; diese können auch existieren und existieren auch thatsächlich, ohne daß von den Gründern Lebenskräfte auf die Gläubigen ausströmten. Aber Jesu Religion hängt so sehr mit der Göttlichkeit seiner Person zusammen, daß sie mit ihm steht oder fällt. Er selbst war und bleibt das mächtigste Mittel, seine Liebe der Magnet, dadurch die Menschen zu Gott gezogen werden, bis heute. Dieses Wunder seiner Person ist weit wichtiger als seine Wunderthaten. Man mag über Jesu Wunderthaten kritisch urteilen und eins oder das andere auf Rechnung der frommen Sage oder des Mißverständnisses setzen; das wird die historisch-kritische Betrachtung nicht anzweifeln, daß Jesus überhaupt Wunder gethan hat. Zwar sind sie zu unserer Seligkeit nicht nötig, aber damals waren sie nötig, waren Zeugnisse seiner Macht, waren Belohnung des Glaubens, waren vor allem auch Sinnbilder seiner rettenden, über Natur, Krankheit und Tod triumphierenden Liebe. Vor den Wundern Buddhas und Mohammeds mag der Zweifel berechtigt sein, vor den Wundern Jesu muß er verstummen; sie sind Geschichte.²⁾

Diese beiden Mittel haben Buddha und Mohammed nicht zur Verfügung gehabt. Ihre Persönlichkeiten reichen nicht heran an den, der da sagen konnte: „Wer mich siehet, siehet den Vater,“ und von ihren Wundern haben sie selbst nie geredet. Die Macht des Wortes war ihre schneidigste Waffe. Auch sie hat Jesus gehand-

¹⁾ Vgl. das siebte Kapitel.

²⁾ Vgl. mein Buch über „Die geschichtl. Thatsachen des Lebens Jesu und ihre religiöse Bedeutung.“ Gütersloh, Bertelsmann.

habt. Es ist eine müßige Frage, welcher von den drei der gewaltigste Redner gewesen, da jeder in seiner Art groß war und auf seine Zeitgenossen Eindruck machte, aber es giebt doch, wie es für alle Zeiten gültige Regeln des Schönen giebt, auch eine für alle Zeiten geltende Redeweise, an der sich die Menschheit bis ans Ende der Tage erbauen kann, und eine solche Redeweise ist nicht die langweilige, unnatürliche, abstrakte und geschraubte Art Bud-dhas, auch nicht die breite, schwülstige, sich wiederholende Art Mohammeds, sondern allein die gewaltige Beredsamkeit dessen, der die Ewigkeits-Religion verkündete. Jesus redete gewaltig, als ob er „die Vollmacht dazu hätte;“ er redete so gewaltig, daß Tausende über seinen Worten in der Wüste Hunger und Durst vergaßen, und daß die rohen Soldaten, ausgeschildt, ihn zu fangen, von Bewunderung hingerissen wurden, und ihre Rückkehr mit den Worten entschuldigten: „es hat nie ein Mensch also geredet, wie dieser Mensch.“ Seine Reden sind frei von jeder Rhetorik, durch und durch praktisch, anschaulich, nüchtern, aber trotzdem sie sich nicht reimten wie Mohammeds sämtliche Offenbarungen, manchmal von größerem poetischen Gehalt, als diese. Ohne Sophisterei und dialektische Kunststücke behält seine Redeweise ein durchaus volkstümliches Gepräge. Er will Klarheit, Überzeugung wecken, und hierzu verwendet er mit Vorliebe die Parabel, die durch Ausmalung von tief erdachten, schlicht und natürlich erzählten Geschichten Verständnis für eine noch nicht begriffene Wahrheit, für einen grundlegenden Gedanken seines Heilandswerks erwecken soll. Bud-dha hat die Parabel mit wenig Geschick verwendet, Mohammed hat sich auf die Wiedergabe alttestamentlicher Geschichten beschränkt, Jesu Gleichnisse vom Reich Gottes, vom barmherzigen Samariter, vom verlorenen Sohn, vom reichen Mann und armen Lazarus werden ihre Bedeutung behalten, solange überhaupt Menschenfinder über Gottes Liebe und Offenbarungen nachdenken.

Wegen ihrer knappen, die Aufmerksamkeit anregenden und leicht behaltbaren Form hat Jesus auch die Sentenz reichlich benutzt. „Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet;“ „bittet, so wird euch gegeben, suchet, so werdet ihr finden, klopfet an, so wird euch aufgethan;“ „der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Hierher gehören ferner die kurz gefaßten Seligpreisungen. Er scheut sich auch nicht, um seinen Gedanken die allergrößte Prägnanz zu geben, die schroffsten Gegensätze zu verwerten, z. B.

um die Pflicht der weitgehendsten Nächstenliebe zu betonen, sagt er: „So dir jemand einen Streich giebt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar, und so jemand mit dir rechten will und deinen Rock nehmen, dem laß auch den Mantel, und so dich jemand nötigt eine Meile, so gehe mit ihm zwei.“ Charakteristisch für Jesu Absicht, bestimmend auf das Menschenherz einzuwirken und klare Überzeugung zu wecken, ist auch die Anwendung der Paradoxieen, dieser anscheinend widerspruchsvollen Wendungen. „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es gewinnen;“ „die ersten werden die letzten sein und die letzten werden die ersten sein,“ u. a. In eine Monotonie der Redeweise, wie die beiden anderen, ist Jesus nie verfallen. Je nach der Zuhörererschaft nimmt sie einen anderen Charakter an, weil es ihm immer auf die persönliche Überzeugung der Menschen ankam. Spricht er zu seinen Jüngern, wird der Ton lehrhaft; kurze, klare Sätze reihen sich aneinander und werden leicht behalten. Redet er zum Volk, dann klingen seine Worte holdselig, wie wenn ein Hirte die verirren Schäflein lockt, oder ernst und warnend, wenn die Tauben nicht hören und die Blinden nicht sehen wollen. Wendet er sich aber zu den Pharisäern, dann ist's, wie wenn ein Gewitter sich entladet. Wie rollender Donner geht seine Rede daher und seine Worte schlagen wie zündende Blitze in die verstockten Herzen. Er nennt sie Heuchler, Otterngesücht, übertünchte Gräber und deckt schonungslos ihre ganze Blöße auf. Selbst die Ironie kommt ihnen gegenüber zur Geltung: „Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken; ich bin nicht gekommen, Gerechte zur Buße zu rufen, sondern Sünder.“ Seine Redeweise ist das Spiegelbild seiner Persönlichkeit, immer edel, rein, heilig, gewaltig in Liebe und Zorn, ein mächtiges Anziehungsmittel, und wenn Himmel und Erde vergehen, so werden die Worte nicht vergehen, die der Gottessohn auf der Menschenerde geredet hat.

Wie Buddhas und Mohammeds Werk von einer treuen Jüngerſchar unterſtützt ward, ſo hat ſich auch Jeſus mit Mitarbeitern umgeben, und hier, wie jene beiden, die richtige Auswahl getroffen. Es waren unbeſcholtene, redliche, geſunde Menſchen, kühn und verzagt, gläubig und ungläubig, wie es die Umſtände mit ſich brachten, Handwerker, Fiſcher und Zollbeamte. Treu haben ſie am Meiſter gehangen, und ſind wahrſcheinlich alle, mit einer

Ausnahme, den Märtyrertod für ihn gestorben. Eine solche Probe ihres Glaubens haben die Jünger der beiden anderen Meister nicht zu bestehen brauchen. Wie aus deren Mitte einige besonders hervorragten, so auch hier: Petrus, bald stark, bald schwach, hier mit dem Schwerte dreinschlagend, dort den Herrn verleugnend, aber nach der Auferstehung der tapfere, gewaltige Führer der ersten Christengemeinde, ist der Fels geworden, auf den der Heiland seine Kirche gebaut hat. Weicher, tiefer angelegt als er, als Jüngling freilich oft unduldsam und zornig, mit dem Herrn inniger befreundet, Johannes, der Adler- und Donnersohn. Liebe war der Grundzug seines Wesens, und darum hat er auch in das Liebesherz Jesu einen tieferen Blick thun dürfen, als die anderen Apostel. Der Teufel der Jüngerschar ist Judas, ein leidenschaftlicher Mann, der lieber Jesum verriet, als daß er seine Hoffnungen auf die Gründung eines irdischen Messiasreiches mit einer besonderen Bevorzugung seiner Person aufgegeben hätte; er hat diesem Zukunftstraum seinen Meister zum Opfer gebracht. Es war die furchtbare Tragik des Lebens Jesu, daß es durch den Verrat seines Jüngers zum jähen Abschluß gebracht wurde. Buddha und Mohammed sind nicht so gehaßt und betrogen worden von einem ihrer Anhänger, wie Jesus; freilich sind sie auch nicht so geliebt worden. Für die innere Ausgestaltung und Entwicklung ihrer Religionen haben deren Jünger längst nicht die Bedeutung, welche die Zwölf-Apostelschar für das Christentum des Heilands hat. Die anderen Religionen waren hauptsächlich Form und Regel, That und Leistung, von den Meistern selbst festgesetzt für alle Zeiten, und darum von den Jüngern nur treu zu bewahren und auf viele auszudehnen; das Christentum war gar nicht in Formen gefaßt, war keine Doktrin, keine Verfassung, es war Geist und Leben, und darum haben die Jünger Jesu eine viel schwerere, selbständigere Aufgabe zu lösen gehabt, als die der anderen. Sie haben aber alle ihre Sendung gesegnet erfüllt, und die Weltgeschichte verdankt auch ihnen ihre Umgestaltung.

Andere Mittel hat der Heiland nicht zur Verfügung gehabt, als die eben besprochenen. Er hat auch keine anderen gewollt. Mohammeds Weltreich und Waffenthaten hätte er für Teufelswerk gehalten und hat ähnliche Gedanken als eine dämonische Versuchung zurückgewiesen. Buddhas Massenbefehrungen waren ihm nichts nütz, da er jede Seele durch Liebe gewinnen und Herzenshingabe

an Gott erwecken mußte. Seine Arbeit war die schwerste, seine Mittel rein geistig, seine Arbeitszeit die kürzeste. Als er starb, schien sein Werk gescheitert, aber sein Geist hat die Welt überwunden und wird allein herrschen, wenn Bud-
dhias und Mohammeds Werk längst untergegangen sein werden. — Werfen wir einen Blick zurück: Der Bud-
dhismus ist gar keine Religion, er ist auch keine
Philosophie, sondern er ist nur eine seelenmörderische
Ethik von radikalem Nihilismus. Er ist nichts als eine
rein passive, alle Lebensfreude ertötende und allen Fortschritt
wie alle innere Entwicklung vernichtende Duldermoral, die
nur zuläßt, aber nicht aus Liebesabsicht handelt, rettet, tröstet.
Brütender Stumpfsinn ist die sittliche Frucht dieser Moral.
Eine sittliche Erneuerung kann von ihr nicht aus-
gehen. Damit hat sich der Buddhismus selbst das Urtheil
gesprochen.

Buddha verlegte das Wesen der Religion nach innen, Mo-
hammed mehr in das äußerliche Thun. Buddha will die
Seele ertöten und den Menschen von seinem Ich befreien; Mo-
hammed führt im Gegenteil die Seele erst recht in die
Fesseln des Lebens hinein. Es fehlt auch hier völlig
eine innere Erlösungsbedürftigkeit und Erlösungs-
Möglichkeit. Der Gottesbegriff ist zu starr; die Ethik
eine Fülle unzusammenhängender Gebote, die die Weihe des gött-
lichen Geistes durchaus vermissen lassen. Die bestehende Harems-
wirtschaft mit der Herabwürdigung des Weibes, die trotz Staats-
verbot doch offen betriebene Sklaverei, der Despotismus der Macht-
haber, der Fanatismus der Massen und die überall hervortretende,
höchmütige Werkgerechtigkeit lassen deutlich erkennen, wie wenig der
Islam imstande ist, seine Anhänger sittlich umzubilden. Es fehlt
ihm das streng sittliche Gefühl, welches in sich selbst den heiligen
Maßstab des Handelns trägt, und vor allem mangelt ihm die vor-
bildliche Persönlichkeit des Stifters. Der Islam ist eine welt-
liche Religion mit irdischen Zielen; er ist ein despoti-
sches Princip im Gewande der geborgten, judenchristlichen
Form. Er ist und bleibt Theokratie. Er wird darum stets der
sittlichen Bildung eines Volkes hemmend im Wege stehen, kann
aber mit seinem Monotheismus viel eher eine Brücke zum Christen-
tum bilden, als der geist- und seelenverderbende Buddhismus.

Göttlich groß ist allein das Christentum. Christus bringt uns die Gewißheit eines himmlischen Vaters, der nichts will, als völlige Hingabe der Seele an ihn; er bringt damit eine Religion, die zugleich demütigt und erhebt, zur Erkenntnis der Sünde führt und sittlich erneuert. Und was die Hauptsache ist: Mitten hinein in diese Liebesreligion stellt er sich selbst und verwirklicht alles an sich, was er den Menschen offenbart. Er ist die Verkörperung seiner Religion, und der Glaube an ihn führt darum zur Kindesstellung zu Gott. Die Wahrheit des Christentums steht und fällt mit der Person Jesu, weil er sie allein verbürgt mit seinem Leben, seinem Tode und seiner Auferstehung. Und diese Religion paßt für alle, für Große und Kleine, vor allem für die Mühseligen und Beladenen. Sie hat allein in sich die Kraft, Völker zu erziehen und das in den Menschen hineingeschaffene Ebenbild Gottes nach allen Seiten zur vollen Ausgestaltung zu bringen. Sie ist die einzige Erlösungsreligion, deren Wahrheit jeder an sich erfahren kann.

Dem Christentum allein gebührt die Siegespalme. Der Buddhismus ist die Religion der Vernichtung, der Islam die Religion der Selbstgerechtigkeit, das Christentum die Religion der erlösenden Liebe. Buddha treibt aus dem Leben hinaus, Mohammed in das Leben hinein, Jesus allein erhebt uns darüber. Der Buddhismus macht weltmüde, der Islam weltfelig, das Christentum weltüberwindend. Buddha ist ein weltflüchtiger Asket, dessen Bahnen zu folgen der Persönlichkeit den Tod bringt, Mohammed ein verwerflicher Theokrat, dessen Islam unfrei macht und stolz. Jesus allein ist der Heiland, dessen Religion das Reich Gottes auf die Erde gebracht hat. — Mag darum auch der Bodhi-Baum seine Zweige schattend breiten über 450 Millionen Menschen, mag auch der Halbmond des Islam noch immer vorwärtsschreiten und mit Feuer und Schwert die Geister bändigen; die Art ist ihnen beiden doch schon an die Wurzel gelegt und Erfolge mancherlei Art weisen prophezeiend in die Zukunft. Das Kreuz ist das Siegeszeichen der Welt, und Buddha und Mohammed werden sich einmal, wenn ihre Stunde gekommen ist, vor ihm neigen und „werden mit allen Zungen, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, bekennen, daß in keinem andern Heil, daß auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, als der Name Jesu Christi.“ —

Kapitel 5.

Gegenseitige Abhängigkeit.

Es ist ein Naturgesetz in der Geisteswelt, daß sich hier ebenso Vererbungen vollziehen, wie im natürlichen Leben. Vorstellungen und Ideen, werdende und fertige Denk-Resultate pflanzen sich fort von Geschlecht zu Geschlecht, von Nation zu Nation, von Jahrtausend zu Jahrtausend. Ein Volk vermacht die Summe der Geistes-Arbeit als Erbe dem andern. Wie verschiedene, selbständige Ströme laufen anfangs die geistigen Vorstellungen und Wert-Urtheile nebeneinander, ziehen sich an, vermischen sich, scheiden falsches aus, werden ein Ganzes und fließen dann weiter durch die Menschengeschichte, bald an der Oberfläche, bald verborgen in der Tiefe. So hat die sociale Frage unserer Zeit ihre vieltausendjährige, zusammenhängende Geschichte; die Philosophie der Griechen steht mit der unsrigen, überhaupt mit der Summe unseres gesamten geistigen Besitzes im innigsten Ideen-Zusammenhang, und wer die geheimen inneren Fäden, welche die Poesie der Völker miteinander verbinden, aufdecken könnte, der würde noch tiefer in die geistige Verwandtschaft der Menschen hineinschauen können. Infolge dieses Naturgesetzes in der Geisteswelt besteht ein gegenseitiges Abhängigkeits-Verhältnis unter den Nationen und Geschlechtern, welches sich freilich heute nach dem Wieviel oder Wiewenig nicht mehr abmessen und zergliedern läßt.

Es wäre unnatürlich, wenn dieses geistige Gesetz nicht auch auf die Religionen der Völker seine Anwendung fände. Auch hier muß eine gegenseitige Abhängigkeit vorkommen. Daß das bei den meisten polytheistischen Naturreligionen der Fall ist, daß sich hier immer wieder die gleichen Vorstellungen, die gleichen religiösen Gebräuche und die gleichen Wirkungen auf das sittliche und sociale Leben bilden und vererben, unterliegt keinem Zweifel. Sollte dasselbe nicht auch bei den drei Weltreligionen, dem Buddhismus dem Islam und dem Christentum der Fall sein? Sollten sie nicht auch in ursächlicher Abhängigkeit voneinander stehen? Wir haben

schon im 2. Kapitel nachzuweisen versucht, daß diese drei Weltreligionen sich ebenso in die allgemeine geistige Entwicklung eingliedern, wie jede geistige Bewegung überhaupt, daß der Buddhismus aus dem Brahmanismus, das Christentum aus dem Judentum, und der Islam aus der arabischen Naturreligion und dem Judentum hervorgewachsen sind. Buddha, Mohammed und Jesus sind auch Kinder ihrer Zeit und stehen mit beiden Füßen in der geistigen Vorstellungswelt ihres Geschlechts. Etwas ganz anderes ist es aber, ob außer der Abhängigkeit von ihrer Zeit die drei Religionsstifter auch untereinander abhängig sind, und ob ihre Religionen daher auch auseinander hervorgewachsen sind und eine fortlaufende Strömung in der religiösen Entwicklung des Menschengeschlechts bilden. Wir haben hier diese interessante Frage zu behandeln. — Buddha, als der älteste der drei, steht allein.

Hat aber Jesus von Buddha gewußt? Hat er den Buddhismus gekannt? Steht das Christentum in ursächlicher, innerer Verbindung mit dem Buddhismus?

Diese Fragen sind mehrfach **bejaht** worden.

In dem Katechismus des Subhadra Bhikshu (Braunschweig 1888) heißt es in einer Anmerkung S. 24: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß Jesus von Nazareth, dessen Lehren mit denen des Buddhismus ja so viel innerliche Übereinstimmung haben, von seinem 12. bis zu seinem 30. Jahre, während welcher Zeit die Evangelien nichts von ihm zu berichten wissen, ein Schüler der Buddhisten-Mönche gewesen ist und unter ihrer Leitung die Araha-schaft (Vollkommenheit) erreichte. Dann kehrte er in sein Heimatland zurück, um seinem Volke die erlösende Lehre zu verkünden. Diese Lehre Jesu ist später verstümmelt und mit Irrtümern aus dem Gesetzbuche der Juden vermischt worden. Die Grundlehren des Christentums aber, wie das ganze Auftreten des Stifters, sind offenbar buddhistischen Ursprungs, und der liebevolle Nazarener, dem auch jeder Buddhist seine Verehrung zollen wird, war ein Araha, der das Nirvana erreicht hatte. Jetzt aber ist in Europa die Zeit wieder reif geworden, wo die westlichen Abkömmlinge der Arier die reine unverfälschte Lehre des Buddha hören und erkennen können. Diese wird in Europa die Religion der Zukunft sein, denn sie allein ist nicht eine Glaubenssache, wie alle anderen

„geoffenbarten“ Religionen, sondern Erkenntnis- und Überzeugungslehre, die Religion des freien, edlen, sich selbst vertrauenden Menschentums, das keine göttliche Gnade begehrt und keinen göttlichen Zorn fürchtet, und den Richter seiner Thaten allein in eigenen Herzen, in der eigenen besseren Erkenntnis sieht.“

War diese Behauptung nur als eine „wahrscheinliche“ hingestellt, so hat es ein Alexander Notowitsch¹⁾ in unserer Zeit versucht, sie geschichtlich zu erweisen. Er reiste nach Tibet, dem Lande des Dalai-Lamas, des buddhistischen Papstes, dort, wo der Buddhismus im Gegensatz zum südlichen, auf Ceylon sesshaften, ganz verderbt und entartet, wo das Volk in Aberglauben versunken ist, und machte dort seine Studien. Unterwegs bricht er ein Bein, wird von buddhistischen Mönchen in ein Kloster aufgenommen und findet eine alte Urkunde, aus der er erfährt, daß Jssa (Jesus) den größten Teil seines Lebens in Indien zugebracht habe. Diese Urkunde wird ihm von einem Lama vorgelesen, das Vorgelesene von einem Dolmetscher übersetzt und das Übersetzte von ihm selbst einheitlich verarbeitet.

Was sagte nun diese Urkunde?

Von armen Eltern wird ein wunderbares Kind geboren, durch dessen Mund Gott selbst redete von der Armseligkeit des Leibes und von der Erhabenheit der Seele. Gezwungen, zu heiraten, entflieht der Knabe nach Indien, 14 Jahre alt, „denn seine königliche Abstammung, seine seltene Intelligenz und die tiefen Studien, die er gemacht hatte, ließen Jesum als eine ausgezeichnete Partie erscheinen und die reichsten Männer hätten ihn gerne als Schwiegersohn gehabt.“ Die Brahmanen lehren ihn, die Bedas zu lesen, zu heilen mit Hilfe von Gebeten (!), die heilige Schrift auszulegen, böse Geister auszutreiben aus den Körpern der Menschen und ihnen die menschliche Gestalt wiederzugeben. (!) Nach 6 Jahren wird er gezwungen, dies Gebiet zu verlassen, weil er sich der Sklaven angenommen hatte und für ihre Menschenrechte in einer socialistischen Predigt eingetreten war. Er kommt in das Gebiet des Buddha und studiert seine Lehre, und predigt in diesem Sinne über die höchste Vollkommenheit des Menschen und über das Gute, welches man seinen Nächsten thun müsse, daß es das sicherste Mittel sei, um sich selbst „allersthnellstens

¹⁾ „Die Lücke im Leben Jesu.“ Deutsche Verlags-Anstalt. 1894.

aufzulösen im ewigen Geiste.“ Aufgefordert, durch ein Wunder seine Lehre zu beweisen, ruft er: „Wenn eure Götzen und eure Tiere mächtig sind und in der That eine übernatürliche Gewalt besitzen, wohlan! so sollen sie mich auf der Stelle zerschmettern!“ Wunder will er selbst nicht thun, denn sie geschähen alle Tage in der Natur. Er hält Wunder überhaupt für unmöglich: „Und Jssa sagte: Glaubet an keine Wunder, hervorgebracht durch die Hand des Menschen; denn allein der, welcher die Natur beherrscht, ist allein imstande, übernatürliche Dinge zu wirken, während der Mensch unvernünftig ist, dem Toben der Winde Einhalt zu thun und den Regen auszugießen.“ (S. 125.) — Von Indien zieht er nach Persien und kommt, 29 Jahre alt, zurück nach Palästina. Er zieht predigend umher, wird dem Pilatus als gefährlich angezeigt, von den Pharisäern, seinen Freunden, in Schutz genommen, aber dennoch gegen die Bitten der Pharisäer gefoltert und hingerichtet. Die Pharisäer aber wuschen ihre Hände in einem heiligen Gefäße und sprachen: „Wir sind unschuldig am Tode des Gerechten.“ Jesus starb, aber „seine Seele trennte sich von seinem Leibe, um zu verschwinden in der Gottheit.“ Am dritten Tage fand man sein Grab leer; es verbreitete sich das Gerücht, daß der höchste Richter seine Engel gesandt habe, um die sterbliche Hülle des Heiligen in die Höhen zu entrücken, in welchem ein Teil des göttlichen Geistes auf Erden gewohnt hatte. (S. 136.)

Das ist in großen Umrissen das Leben Jesu nach Notowitsch.

Es war von Anfang an die einstimmige Überzeugung der Wissenschaft, daß man es mit einem Werke eines Charlatans und Falsators zu thun hatte. Die Unkenntnis in buddhistischen und christlichen Lehren, die Fülle der Irrtümer bewiesen zur Genüge die Ignoranz des sensationellen Romanschriftstellers. Kein Theologe nahm ihn ernst. Da ward plötzlich von England aus der ganze Schwindel entdeckt und der wissenschaftliche Betrug des Notowitsch an den Tag gebracht. Die „Christliche Welt“ brachte in einer November-Nummer von 1894 in einer Anmerkung folgende Notiz: „Im Oktoberheft des „Nineteenth Century“ dieses Jahres setzt sich Professor Max Müller in Oxford mit Notowitschs *La vie inconnue de Jésus Christ* ausführlich auseinander. Er macht unter anderm darauf aufmerksam, daß wir vorzügliche und vollständige Kataloge aller einigermaßen wichtigen buddhistischen Schriften in Tibet und China besitzen, und zwar von Büchern sowohl wie

Handschriften. Existierten jene Dokumente überhaupt, so wäre es unerklärlich, warum sie dort nie erwähnt werden. Aber es bedarf gar keines Aufwandes von Gründen mehr. Es trifft sich zufällig, daß, während Max Müller seinen Artikel schreibt, ein Brief von einer ihm befreundeten englischen Dame anlangt, die zum Unglück für Herrn Notowitsch an demselben Orte wohnt, wo die mysteriösen Handschriften aufbewahrt werden sollen und er sein Bein gebrochen haben will. Die ganze Niederlassung mit dem Kloster liegt in der größten Abgeschlossenheit, so daß man jeden Menschen kennt, der sich dort sehen läßt. Der Besuch eines Fremden ist Ereignis für die Leute. Nun schreibt die Dame — Professor Müller druckt den Brief am Schluß seines Artikels ab —, daß man erstens dort gar nichts von einem russischen Reisenden wisse, zweitens, daß in den letzten fünfzig Jahren niemand mit einem gebrochenen Beine dort Aufnahme gefunden habe, und drittens, daß man noch weniger etwas von einem Manuscript über das Leben Jffas wisse. — Hoffentlich thut man nun künftig dem Buche nicht mehr die Ehre einer ernsthaften Widerlegung an.“ —

Es ist ohne allen Zweifel, daß Jesus Indien nie betreten, überhaupt sein Vaterland nicht verlassen hat, falls wir nicht seine Flucht nach Aegypten hierher rechnen wollen. Das bezeugen uns die neutestamentlichen Schriften, die eine Reise Jesu nach Indien zu verheimlichen keinen Grund hatten. Als Jesus zum ersten Male in Nazareth als Prediger auftritt, wundern sich seine Landsleute über den „Zimmermann, den Sohn Marias,“ und fragen erstaunt: „woher kommt dem solches?“ (Mark. 6, 3.) Sie hatten ihn aufwachsen sehen, und jeden Sabbath hatte er still in der Synagoge gelehrt „nach seiner Gewohnheit“ (Luk. 4, 16), ohne sich hervorzuthun. Ein Aufenthalt Jesu in Indien wäre ihnen nicht unbekannt geblieben und hätte ihr Erstaunen gemindert. Jesus selbst hat es auch mehrere Male deutlich bekannt, daß er von niemandem gelehrt sei, als von seinem himmlischen Vater. (Joh. 5, 19; 12, 50; Matth. 11, 27.)

Aber auch die Apokryphen, diese aus Volksfagen entstandenen und außerhalb der Kirche gebildeten Erzählungen haben trotz ihrer manchmal trügerischen Absicht uns nicht die leiseste Spur über eine Beziehung Jesu zum Buddhismus bewahrt. Die glaubwürdigen Kirchenväter der ersten Jahrhunderte wissen auch nichts

darüber. Justin, der Märtyrer (um 150 nach Chr.), erzählt, daß Jesus in seiner Jugend Pflüge und andere Gerätschaften verfertigt habe, und Origenes, gest. 254, antwortet auf die schändlichen Angriffe des Celsus, eines fanatischen, die Christen hassenden Juden, welcher gesagt hatte, daß Jesus, von einem Bauernweib geboren, sich fälschlich als Sohn einer Jungfrau ausgegeben habe, aus Not sich in Aegypten als Tagelöhner verdungen und in diesem Lande einige Zauberkünste erlernt habe, dann, stolz auf seine Künste, in die Heimat zurückgekehrt sei und auf Grund derselben sich öffentlich als Gott erklärt habe, daß Jesus „ein Mann gewesen sei, der keine höhere Erziehung genossen und keinen Unterricht in der Beredsamkeit und in jenen Wissenschaften empfangen habe, die ihn befähigt hätten, Volksführer zu werden“ (contra Celsum I, Cap. 29). Ob der Jude Celsus, der doch alle Gerüchte über Jesus kannte, wohl eine Reise nach Indien und einen Zusammenhang mit dem Buddhismus unerwähnt gelassen hätte? Origenes aber fragt mit Recht in demselben Kapitel: „Wie konnte eben dieser Mann, der von niemand in ein tieferes Wissen eingeführt worden, so erhabene Lehren verkünden von dem Gerichte Gottes, von der Bestrafung der Bösen und von der Belohnung der Guten, daß seine Worte nicht bloß einfache und ungelehrte Leute überzeugten, sondern auch nicht wenige aus den gebildeten Ständen? . . . Er hat es zustande gebracht, die ganze Welt in Bewegung zu setzen.“ Woher hatte Jesus sein Wissen? Gelehrt in unserem Sinn ist Jesus nicht gewesen. Seine Bildung bestand auf der einen Seite in tiefer Schriftkenntnis, wie sie kaum ein anderer hatte, und auf der anderen Seite ganz besonders in seiner religiös-sittlichen Vollkommenheit. Dem heiligen Geiste allein verdankt er seine Bildung, und in seinem mit Gott zusammengewachsenen, eins gewordenen Herzen fand er die unergründlichen Tiefen der Erkenntnis, in die kein Sterblicher jemals in derselben Weise hinabgeschaut hat. „Jesu welterschütternde Macht war nicht ein Dogma, nicht eine neue Philosophie, sondern sein eigenes, innerstes Sein, die durch seine Gottesliebe in ihm vollendete Menschheit . . . Diese Vollendung des religiösen Lebens war in keiner Schule zu erlernen, sondern nur durch Gottes Gnade und die eigne freie That zu erlangen.“ (Hase, Gesch. Jesu S. 297.) Und bei diesem Zusammenleben mit Gott, von dem die Geistes- und Lebensströme in seine Seele fluteten, konnte er in Indien

unter dem seelenverderbenden, kalten Atheismus buddhistischer Mönche nichts lernen, sondern nur verlernen.

Wie an Jesus die ganze Entfaltung des griechischen Geistes unbemerkt vorübergegangen ist, so ist auch mit Sicherheit anzunehmen, daß er überhaupt vom Wesen und von den Zielen des Buddhismus keine Kenntniss gehabt hat. Finden sich wohl bei ihm ähnliche Worte, wie bei Buddha, so ist doch nirgends ein Anklang an den Geist des indischen Asketen bei ihm zu spüren. Buddhas Geist und Jesu Geist sind diametral entgegengesetzt. Buddha kannte keinen Gott und wollte auch keinen, Jesus gründet das Christentum auf den Glauben an den himmlischen Vater; Buddha nimmt dem Menschen jede Hoffnung auf das ewige Leben und verheißt das Erlöschen der Seele, Jesus predigt das Reich Gottes, das sich im Himmel vollendet und der Seele die Seligkeit verbürgt. Buddha will die Seele von dem Gang zum Leben, von jeder Empfindung und Liebe zum Sein erlösen; will erlösen vom furchtbaren Gesetz der Seelenwanderung, er will den Tod der einzelnen Seele. Jesus bringt durch seine Liebe die Erlösung der Seele von der **Sünde**, will erlösen vom ewigen Tode der Verdammnis und schafft das Leben. Buddha stellt den Menschen auf sich selbst und läßt ihn sich selbst erlösen; Jesus stirbt für die Sünden der Welt am Kreuz. Buddha schließt von seiner Religion die Kleinen und Elenden, die Sklaven und Soldaten aus; Jesus öffnet seine Arme für alle. Der indische Asket läßt den Menschen nur durch das Mönchtum an das Ziel kommen; Jesus hebt alles äußere Gesetz, jeden Zwang auf und verlegt das Wesen des Christentums in die Gesinnung, in die heilige gläubige Liebe zum Vater. Alles spezifisch Christliche, die Kindes- und Sünderstimmung des einzelnen Menschen im Hinblick zu Gott, die Wirkung des Glaubens auf das eigene Herz, die Pflicht der positiven Nächstenliebe, ist dem Buddhismus völlig fremd. Lassen sich größere Gegensätze denken? Und Jesus sollte mit Buddha in Zusammenhang stehen und von ihm gelernt haben? Er hat gewiß nie von ihm gehört, und wenn er von ihm gehört und das Wesen des Buddhismus gekannt hat, dann hat er auch auf ihn das Wort angewendet: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Kann man auch Trauben lesen von den

Dornen, oder Feigen von den Disteln? . . . Ein jeglicher Baum, der nicht gute Früchte bringet, wird abgehauen und ins Feuer geworfen.“ —

Ist aber irgendwelche persönliche Beziehung Jesu zu Buddha oder zum Buddhismus wissenschaftlich zu verneinen, so wäre es doch möglich, daß die buddhistischen Erzählungen und Legenden, überhaupt der ganze buddhistische Geist die christlichen Evangelien beeinflusst und die **Evangelisten** veranlaßt hätte, dem Jesu Züge und Thaten anzudichten, die sie selbst aus dem Buddhismus entlehnt hätten. Es wäre ja möglich, daß in die Geschichte von Christo, wie sie die Evangelien berichten, eine ganze Menge buddhistischer Elemente eingedrungen sein und dadurch das Bild Jesu nach dem Buddhas hätte umgestalten können. Das ist die bekannte Hypothese, die Rudolf Seydel in seinen Schriften, besonders in seinem Buche: „Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zur Buddha-Sage und Buddha-Legende“ (Leipz. 1882) wissenschaftlich zu erweisen versucht hat. Er hält eine Abhängigkeit — nicht Jesu von Buddha¹⁾ — aber der christlichen Evangelien von buddhistischen Schriften und Erzählungen für gewiß und behauptet, daß neben der ältesten Spruchsammlung des Matthäus und neben der ältesten geschichtlichen Darstellung des Ur-Markus unseren jetzigen Evangelien

¹⁾ Anm. Seydel ist durchaus kein christentumsfeindlicher Gelehrter; im Gegenteil, er ist sich der Superiorität Jesu über Buddha voll bewußt. Er schreibt am Schluß seines Buches: „Das Leben in solchem Gott (Vatergott) und aus solchem Gotte ist die wahre, die vollendete Religion, auf deren Boden die kraftvolle, schöpferische Moral naturgemäß und unvergänglich Wurzel schlägt, während der dürre Acker einer welt- und daseinsflüchtigen Erlösung Verwandtes, das er trug, bald verkümmern ließ. Alles, was der fromme und erbarmerreiche Satyamönch und seine Nachfolger von selbstloser Hingebung, hoher Weltverachtung, demütiger Entfagung gesprochen und gelebt haben, ist vollauf mit enthalten in dem heiligen Liebesgeiste des Christentums, der Religion des Kreuzes . . . Der Protestantismus ist dazu bestimmt, die orientalische Einseitigkeit des mittelalterlichen Ideals durch die Wiedererinnerung an das klassische Altertum, an das Recht menschlicher Freiheit und menschlicher Erdengüter, abzuwehren und zu ergänzen. Sein Ziel ist christlicher Klassicismus, der den Geist der heiligen Liebe als inhaltgebende und gestaltende Kraft in die nun wieder in volle Ehren eingesezten Natur-, Gesellschafts- und Geistesformen einzugießen weiß . . . Denn „Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in Einem Kranz, der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.“

noch eine dritte älteste Quelle zu Grunde gelegen habe, nämlich ein poetisch-apokalyptisches Evangelium aus frühester Zeit nach Jesu Tod, welches, von einem unbekanntem Verfasser geschrieben, Geschichten und Reden Buddhas auf Jesus übertrug, vornehmlich die Kindheitsgeschichten, die Jüngerinstruktionen, die Abschiedsreden und die Zukunftspanthasien. Jesus wurde hier einfach, nachdem natürlich „das Vorgefundene der fremden verwandten Litteratur gleichsam durch eine Wiedergeburt aus dem christlichen Geist umgeschafft war,“ an Stelle Buddhas gesetzt. Diese christliche Dichtung wurde von allen Evangelisten, auch von Johannes, „von jedem in seiner Weise“ auswählend verarbeitet. Leider aber ist diese Quelle verloren gegangen. „Diese Quelle selbst konnte um so leichter verloren gehen, als ihr brauchbarter Inhalt auf diese Weise in die Evangelien aufgenommen war, welche ihrerseits durch ihre mehr historische Gestalt und die Aufnahme des echten, urchristlichen Lehrgehalts das frühe, willkürliche Dichterwerk in Vergessenheit brachten. So dürfte sich ein Rätsel lösen, welches bisher durch den abstrakten Begriff des „Mythischen“ mehr verdeckt, als aufgehellet zu werden pflegte.“ (S. 304 ff.)

Was Seydel zu dieser Annahme einer Verarbeitung buddhistischen Stoffs in unseren Evangelien brachte, war die auffallende Ähnlichkeit einzelner Geschichten im Leben der beiden Religionsstifter.

Die Vorherverkündigung der Geburt Buddhas, die göttlichen Jungfrauen, die, von Neugier ergriffen, aus dem Reich des Liebesgottes nach Kapilavastu eilen, um die keusche Jungfrau zu sehen, welche das Kind tragen soll, und die nun die Maja singend umschweben, der Traum der Maja und die Auslegung desselben durch die Brahmanen, alles dieses erinnert an die Engelsverkündigung vor der Maria. Sodann kommen nach der buddhistischen Legende Götter und Göttersöhne herbei, um den Geborenen zu sehen und zu beschenken. Sie singen: „ein wunderbarer Held, ein unvergleichlicher ist geboren; Heil der Welt, des Erbarmens voll! Heute breitest du aus dein Wohlwollen über alle Enden des Welt-raums“, ähnlich wie der christliche Lobgesang der Engel und die Geschenke der drei Sterndeuter. Der Brahmane Astita, ein alter Mann, ist der Simeon des Buddhismus, der dem Kinde weis sagt, es werde der Buddha sein, der Erlöser von allen Übeln,

der Führer zur Unsterblichkeit, Freiheit und Licht. Dann kehrt er wieder in seine Einsiedelei zurück, Thränen vergießend, weil er die Zeit des Heils nicht mehr erleben wird. Das Jugendleben der beiden liegt zum Teil im Dunkel. Fast gleichaltrig, 29 und 30 Jahre alt, treten sie, nachdem Vorläufer ihnen den Weg gebnet, auf und erleben die Versuchung. Es folgt die Wahl der Jünger, unter denen Sariputra dem Petrus, Ananda dem Johannes, Devadetta dem Judas gleichen. Nachher sendet Buddha einmal 80 Jünger aus, Jesus 70. Der Amtsantritt der beiden ist fast der gleiche; Buddha ruft: „Geöffnet sei allen das Thor der Ewigkeit. Wer Ohren hat, höre das Wort und glaube!“; Jesus: „Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Ihr Amtsleben weist überraschende Ähnlichkeiten auf: beide sind heimatlos, ehelos und arm; beide ziehen predigend von Ort zu Ort, besuchen auch ihre Heimatsstadt, wo sie keine Aufnahme finden. Beide nehmen teil an den Gastmählern der Reichen und an fremden Tischen, und beide werden vom Volk als „Arzt“ und „Heiland“ angerufen. Buddha unterhält sich mit der Buhlerin Ambapali und gewinnt sie für sich; Jesus spricht zu der Ehebrecherin und rettet sie. Buddhas Jünger, Ananda, bittet das Tschandala-Mädchen am Brunnen um Wasser, worauf Buddha kommt und das Mädchen befehrt; Jesus unterhält sich am Jakobsbrunnen mit der Samariterin und gewinnt sie für sein Reich. Der Kaufmann Purna verkauft alles, was er hat, giebt es den Armen und folgt Buddha nach, Jesus hat dieselbe Forderung an den reichen Jüngling gestellt. Bei Buddha lesen wir von ähnlichen Wundern, wie sie Jesus that, z. B. vom Wandeln auf dem Meere. Beide brauchen ferner ähnliche Gleichnisse. Es finden sich Anklänge an das Gleichnis von der Perle, vom Säemann und Ackermann, von der Pforte, von Sand und Spreu; die Geschichte des Blindgeborenen trifft man in buddhistischen Büchern als Gleichnis wieder. Eine Fülle ähnlicher Worte über Armut, Vergebung, Mitleid und Liebe fällt uns auf; Christus sagt, daß der, der mit seinem Bruder zürnet, des Gerichts schuldig sei, und daß man erst den Balken aus seinem eigenen Auge ziehen solle. Im Dhammapadam heißt es ganz ähnlich:

„Sich selbst als Maßstab nehmend man nicht töte selbst, noch töten laß'.
Sprich nie Hartes zu irgendwem; sie werden es erwidern sonst.
Schmerzbringend ist zänkische Rede, Rückschläge werden treffen dich.“

Und ebenda:

„Leicht sichtbar anderer Mängel sind,
Doch schwer sichtbar die eigenen;
Denn anderer Mängel pflegt man wohl
Aufzudecken, so sehr man kann,
Verhüllt die eigenen, wie der Schelm
Den falschen Würfel vor dem Spielgegner.“

Christus ermahnt: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.“ Im Dhammapadam steht:

„Durch Sanftmut man besieg' den Zorn,
Durch gute That die böse That;
Den Geiz'gen durch Freigebigkeit,
Den Lügner durch wahrhaft'ge Rede.“ —
„Wer Feindlichen nicht feindlich ist,
Mild gegen Züchtigung Uebende,
Ohne Bier unter Bierigen,
Einen solchen nenne ich Brahmane.“ —

Christus spricht einmal davon, daß es für einen Reichen schwer sei, in das Reich Gottes zu kommen. Auf einer Säule des Königs Asoka heißt es: „Es ist schwer für den niedern und für den vornehmen Mann, zum Heil zu gelangen; sicherlich aber am schwersten für den vornehmen.“

Die Fülle solcher ähnlichen Worte ließe sich leicht vermehren, auf Schritt und Tritt treten sie uns entgegen. · Rechnet man noch dazu die Todesahnungen, Abschiedsreden, die Naturerscheinungen beim Tod der beiden, das Erdbeben und anderes, dann ist es verständlich, wie Seydel auf die oben erwähnte Hypothese einer Benutzung buddhistischer Schriften von seiten unserer Evangelisten verfallen konnte. Zur Begründung seiner Idee macht er noch darauf aufmerksam, daß der Buddhismus sich zu Zeiten Jesu weithin verbreitet habe, daß von Ceylon aus nach Agypten Verbindungen bestanden, daß zu Zeiten des Kaisers Claudius ein ungeheurer Verkehr zwischen Indien und Rom stattfand, auch zwischen Rom und Ceylon, und daß jedenfalls die Städte Antiochien, Athen und Rom von Buddhisten damals häufig betreten worden sind. Es konnten also durch diesen regen Verkehr gar leicht Einflüsse auf die Gestaltung religiöser Ideen anderer Völker ausgehen, wie solche zweifellos auf die Seelenwanderungslehre des Pythagoras und Platos von Indien aus ausgegangen sind. Es

ließe sich schließlich auch dagegen nichts einwenden, daß es in jüdischen Kreisen eine Sammlung buddhistischer Legenden und Worte gab; aber daß eine solche Sammlung von einem Christen in eine christliche Form umgegossen und dann von den Evangelisten benutzt worden wäre, das ist undenkbar. Dagegen streiten verschiedene Gründe.

1. Die meisten Ähnlichkeiten sind gar nicht so groß, daß sie notwendig voneinander abhängig sein müßten. Oft ist es bloß die Ähnlichkeit des äußeren Erlebnisses; aber der Inhalt desselben ist ein ganz verschiedener, z. B. bei der Versuchung, bei manchen Worten u. s. w.

2. Die Übereinstimmungen, die wirklich vorhanden sind, sind erklärbar aus den ähnlichen Zeit- und Volks-Verhältnissen, in denen sich Buddha und Jesus befanden, und aus den ähnlichen Zielen, nach denen sie strebten. Es ist daher ganz natürlich, daß sich manche Erlebnisse ihres äußerlich so gleichartigen Lebens einander ähneln müssen, wie solche Erscheinungen sich bei allen großen Männern, die sich in gleichen Lagen befanden, wiederholen. Ganz unabhängig voneinander entwickeln sich bei gleichartigen Völkern in überraschendster Weise auch ähnliche Sitten und Bräuche, Sagen und Mythen. Wenn man das Buch des bekannten Geographen R. Andree über „ethnographische Parallelen“ aufschlägt, wird man eine Fülle solcher oft geradezu ans Wunderbare grenzenden Thatfachen finden. Dr. von Schroeder macht auf folgendes Kuriosum aufmerksam: „Vielleicht als der größte dramatische Dichter der Indier darf Cudraka gelten, der Verfasser des Dramas „Das irdene Wägelchen“, der etwa im 5. Jahrh. nach Christo lebte. Sein Drama bietet die auffälligsten Übereinstimmungen mit den Lustspielen Shakespeares dar: die ganze Diktion, die Art der Witze und Wortspiele, der komischen Verdrehungen u. dgl. ist der Shakespeareschen ganz überraschend ähnlich, mindestens ebenso ähnlich, wie die Worte, Reden und Gleichnisse Buddhas denen Christi ähnlich sind. Manche Charaktere scheinen geradezu Shakespeareschen Gestalten zum Vorbilde gedient zu haben oder ihnen nachgeahmt zu sein, wie z. B. der Samsthanaka, der Königschwager, dem Shakespeareschen Cloten in Cymbeline. Man ist unmittelbar versucht, einen historischen Zusammenhang zwischen Cudraka und Shakespeare zu vermuten, und doch ist eine solche Annahme ohne allen Zweifel völlig ausgeschlossen. Cudraka lebte

ca. 1000 Jahre vor Shakespeare, kann also diesen nicht nachgeahmt haben. Aber auch Shakespeare hat ganz gewiß den indischen Dichter nicht gekannt; dieser ist vielmehr erst in neuerer Zeit überhaupt in Europa bekannt geworden. Die fast wunderbaren Übereinstimmungen liegen vor, aber ein historischer Zusammenhang, eine Beeinflussung von dieser oder jener Seite ist nachweislich nicht vorhanden. Das ist sehr lehrreich. Solche und ähnliche Beispiele sollen uns warnen, auf ähnliche Übereinstimmungen allzuviel zu bauen — und das noch gar in einem Falle, wo es sich geradezu um eine Erschütterung der Grundlagen des Christentums handelt.“ (1. Vortr. S. 23 ff.)

3. Wenn aber wirklich diese Übereinstimmungen in Jesu Leben nicht vorgekommen wären, sondern solche Legenden allein in buddhistischen Büchern vorgelegen hätten, so hätten sie die Evangelisten bei der Fülle des ihnen zu Gebote stehenden Stoffs sicherlich nicht benutzt. Die mündliche Tradition der Augenzeugen war eine nicht versiegende Quelle immer neuen Stoffs, so daß sie sich nach fremdem nicht mehr umzusehen brauchten. Als Lukas sein Evangelium schrieb, standen ihm eine solche Menge geschriebener Berichte über Jesu Leben zur Verfügung, daß er sie gar nicht alle wird gelesen und gekannt haben. (Luk. 1, 1—3.)

4. Und wenn die buddhistischen Legenden den Evangelisten bekannt gewesen wären, oder wenn sie das Buch gekannt hätten, in dem ein Unbekannter den buddhistischen Stoff in die christliche Form umgeprägt hatte, so hätten sie dieses gar nicht benutzen dürfen. Das hieße sich selbst zu Fälschern stempeln, wenn sie Jesu Geschichten andichteten, die aus einem fremden Sagenkreise stammten. Sie waren ja selbst Augenzeugen des Lebens Jesu gewesen oder die nächsten Freunde der Augenzeugen, und sie, die sonst so nüchtern, einfach und treu schrieben, sollten ein Buch abgeschrieben haben, dessen Inhalt lediglich unwahre Nachdichtungen enthielt? Das wäre allenfalls einige Jahrhunderte nach dem Tode des Heilands möglich gewesen, aber nicht 30—40 Jahre hernach. Daß die Apostel beim Abfassen der Evangelien in der That keine anderen Quellen benutzten, als die lebendige Erinnerung der Augenzeugen und die ältesten Urkunden der Herrnworte des Matthäus und der geschichtlichen Thatfachen des Ur-Markus, ist heute in der theologischen Wissenschaft übereinstimmende Ansicht. — Aber gehen wir noch einen Schritt weiter zurück und fragen, wie konnte über-

haupt der unbekannte Christ auf den Gedanken kommen, das Leben Buddhas zu dem „poetisch-apokalyptischen Evangelium“, das Seydel annimmt, umzudichten? Der diametrale Gegensatz, der zwischen Buddha und Jesus bestand, zwischen dem Atheismus des ersteren und dem himmlischen Vater des letzteren, zwischen dem toten, dem Nirvana zustrebenden Geist der weltflüchtigen Mönchs-Moral und zwischen dem Leben weckenden und für die Ewigkeit erhaltenden Lebenswort des Heilandes, hätte sicherlich jeden Christen abgeschreckt, das Leben Jesu in den geschichtlichen Rahmen des Lebens Buddhas zu spannen und ersteres nach letzterem umzuwandeln, und darum wird es ein solches poetisches, buddhistisch-christliches Evangelium auch nie gegeben haben.

5. Es würde ein bedenkliches Licht auf die Persönlichkeit Jesu, wenn seine Apostel es wagen konnten, die Lücken seines Lebens mit buddhistischem Stoff auszufüllen. Er hätte in solchem Fall keine Einwirkung auf sie ausgeübt. Und wie arm und inhaltsdürftig wäre sein Leben selbst gewesen, wenn es nicht einmal Stoff genug bot zur selbständigen, geschichtlichen Darstellung! Und wie ließe sich die geschichtlich-thatsächliche Einwirkung Jesu auf die Jünger erklären, deren weltüberwindendem Glauben wir die Gründung der christlichen Kirche verdanken, wenn er das alles nicht gethan hätte, was er mit Buddha gemein hat? Was bleibt dann noch für ein Jesus übrig, wenn ich die Übereinstimmungen zwischen ihm und Buddha alle streichen und auf Kosten einer Art Kunstpoesie setzen müßte? Die Seydelsche Hypothese ist infolge ihrer völligen wissenschaftlichen Unmöglichkeit auch von allen Forschern und Theologen übergangen, und wird nicht mehr beachtet. Es bleibt dabei: Jesus selbst ist nicht nur völlig unabhängig von Buddha; auch die quellenmäßige Darstellung seines Lebens in den Evangelien hat mit den buddhistischen Legenden auch nicht die leiseste Berührung gehabt. Eher noch möchte man an das Umgekehrte denken, an eine Benutzung der Evangelien von buddhistischer Seite, da es noch nicht feststeht, in welcher Zeit die buddhistische Legenden-Quelle Lalita Vistara verfaßt ist. Seydel selbst scheint hier noch zu schwanken. (S. 298.) Das Christentum ist etwas so absolut Neues und Selbständiges und ist dem Geist des Buddhismus so unähnlich, daß jeder Versuch, dasselbe aus dem Buddhismus abzuleiten oder mit dem Buddhismus in irgendwelche abhängige

Verbindung zu bringen, von vornherein als ein Wahn und als ein aussichtsloses Beginnen bezeichnet werden muß. Das Naturgesetz in der Geisteswelt, daß große Ideen- und Geistes-Bewegungen zu verschiedenen Zeiten und Orten miteinander in ursächlicher Verbindung stehen, trifft bei der Entstehung der beiden Weltreligionen nicht zu. Buddhismus und Christentum sind zwei völlig voneinander unabhängige, parallele, oder besser diametral entgegengesetzte Strömungen, deren Quellen himmelweit voneinander liegen.

Dagegen ist der Islam keine selbständige, sondern eine völlig abgeleitete Religion. Die Abhängigkeit Mohammeds vom Judentum ist von uns in den vorhergehenden Kapiteln schon erwiesen; es kommt hier nur darauf an, sie näher auszuführen.

Mohammed ist ein Sohn des jüdischen Geistes, der ihm in den Hanyfen, in seinem Verwandten Baraka und in seinem Lehrer Bahyra entgegengetreten war. Da er etwas lesen und schreiben konnte, obgleich er Sur. 29, 48 das Gegenteil bezeugt, so mag er auch in jüdischen Schriften gelesen haben, z. B. in den „Märchen der Alten“; das Neue Testament aber hat er nicht gekannt. Völlig ergriffen vom Geist der Hanyfe, rechnet er sich zu ihnen und nennt sich selbst einen solchen.

Aber dieser Geist, der ihn beselte und ihn zum Prophetenamt trieb, ist viel mehr jüdisch, als christlich. Jüdisch ist die starre, monotheistische Auffassung Gottes, der niemals im Koran „Gott der Vater“ genannt wird, sondern immer wie ein orientalischer Despot Unterwerfung („Islam“) und sklavischen Gehorsam, Furcht und Leistungen fordert. Jüdisch ist die Vergeltungslehre, jüdisch sind die guten Werke, die Forderungen der Gebete, des Almosens, des Fastens, um Gottes Gunst zu erkaufen, ferner die Fülle der Ceremonien und gesetzlichen Bestimmungen, jüdisch ist die Auffassung des Prophetentums, deren Träger von Gott durch einen Boten Offenbarungen erhalten und in einem weltlichen Gottesstaate herrschen, jüdisch ist der ganze engherzige, intolerante, national-beschränkte Geist, der den Islam durchweht und von der vergebenden und barmherzigen Bruderliebe nichts weiß. Der Islam ist ein Judentum im christlich-abgetönten Gewande. Der Kern beider ist derselbe. Verworfen hat er vom Judentum nur die Auffassung von der Unabänderlichkeit des jüdischen Gesetzes und die Hoffnung auf den Messias. An Stelle

des ersteren setzte er seine eigene Theokratie, an die Stelle des zweiten stellte er sich selbst. Das Beste und Ewige des Judentums aber, der Geist der alten Propheten und Psalmen, der prophetische Einblick in das Wesen Gottes, der seinen Messias senden wollte zur Erlösung der Welt, ist ihm unbekannt geblieben. Er hat sich nur an das Vergängliche, an das Irdische des Judentums gehalten. Auch die Kenntniss der von ihm so reichlich verwerteten, alttestamentlichen Geschichten ist eine lückenhafte und oft irrige. Abraham ist sein Vorbild; er war der „Freund Gottes“; Abrahams Glaube ist es, der im Koran wiedergepredigt wird. Aber wenn Abraham Bücher geschrieben und die Kaaba in Mekka gebaut haben soll (2, 119; 87, 19), dann hat Mohammed sich entweder getäuscht oder mit Absicht gelogen. Die Opferung des Isaak läßt er an Ismael vollzogen werden; dieser ist auch der Sohn der Verheißung; Isaak ist nur ein schlichter, frommer Mann, der ganz zurücktritt, und von dem er nicht viel zu erzählen weiß. Jakob macht er zu einem Sohne Abrahams; diesen Irrtum aber hat er später wieder berichtigt. (12, 6.) Manchmal erwähnt er Männer, die im Alten Testament gar nicht genannt sind. Nach ihm soll Hud der Stammvater der Juden sein. Vielleicht hatten die Juden selbst diesen Stammvater geschaffen, um eine Erklärung für ihren Namen „Juden“ zu haben. Ferner ist ein Zalech genannt, der nirgends im Alten Testament vorkommt, und ein Schoaib, vielleicht der arabische Name für Jethro, den Schwiegervater des Moses.

Durchweht der Geist des Judentums den Islam, so kann daneben vom christlichen Geist nicht viel zu spüren sein. Der Kindesinn des Christen, der den himmlischen Vater lieb hat und vertrauensvoll zu ihm aufschaut, der Glaube an den Heiland, der die Wiedergeburt in uns vollzieht und uns zu neuen, erlösten Menschen macht, die bußfertige Stimmung, die Reue über die Sünde und die Sehnsucht nach Erlösung, diese charakteristischen Seiten des christlichen Gemüths bleiben ihm völlig verschlossen. Er hat das Christentum nur in der entstellten Form der Apokryphen kennen gelernt und insolgedessen ein ganz falsches Bild erhalten. Vieles aus der christlichen Lehre stieß den vom jüdischen Geist erfüllten Mohammed geradezu ab: er verwarf die Trinität, die Gottesohnschaft Jesu, seine Sündlosigkeit, seinen Erlösungstod, seine Auferstehung und sein Weltgericht. Die wirkliche Größe Jesu ist ihm völlig verborgen; er hatte ja nicht an der Quelle

getrunken, aus dem Born des Neuen Testaments, sondern aus dem trüben Wasser, das Christentumsfeindliche Juden und noch mehr völlig entartete, im Geist der apokryphischen Legenden und in abergläubischen Vorstellungen großgewordene judenchristliche Sektierer ihm zugeführt hatten. Eigentlich Christliches ist daher im Islam gar nicht enthalten, wenn man nicht die freundliche Wertschätzung Jesu und den Glauben an einen Himmel und an eine Hölle dazu rechnen will. Innerlich ist also Mohammed gar nicht von Jesus und dessen Christentum abhängig, und eine andere Verwandtschaft als die Gemeinsamkeit der monotheistischen Gottesidee und des Jenseits möchte zwischen ihnen schwer aufzufinden sein; aber doch hat Mohammed viel von Jesus und vom Christentum geredet, und es ist äußerst interessant, hier seinen irrenden Spuren nachzugehen. (Vergl. E. F. Gerock: Versuch einer Darstellung der Christologie des Koran; 1839.)

Die Nachrichten des Koran beginnen mit der Erzählung von der Geburt und Kindheit der Maria. Sie ist eine Tochter Imrans. Dieser Name Imran aber findet sich in keiner altkirchlichen Tradition, und daher ist es wahrscheinlich, daß Mohammed an Amram, den Vater des Moses, des Aaron und der Mirjam oder Maria gedacht hat. Auf diese Weise macht er also Maria, die Mutter Jesu, zu einer Schwester des Moses. Bestätigt wird dieser Irrtum dadurch, daß im Koran Maria zwar nicht eine Schwester Moses, wohl aber „Schwester Aarons“ (19, 27) genannt wird, und dieser Aaron wird als Bruder Moses bezeichnet, ferner dadurch, daß er Moses Schwester, wenn er sie anführt, nie mit Namen nennt. Er kannte eben keinen anderen für sie, als Maria. Zwar scheint es an anderen Stellen, daß zwischen Moses und Jesus ein langer Zwischenraum liege, so daß beide nicht verwandt sein können, aber doch meint Gerock, „daß die Ähnlichkeit der Namen beider Marien ihn zu einem Irrtum veranlaßt habe, ist unbestreitbar“ (S. 24). Erklärbar wird für einen Unkundigen ein solcher Irrtum, wenn man die rabbinische Ansicht kennt, daß über Mirjam der Engel des Todes keine Gewalt gehabt haben soll, sondern sie starb durch göttlichen Anhauch, und wurde erhalten bis zur Zeit Jesu, um ihn zu gebären. Dadurch mag Mohammeds Irrtum entstanden sein, falls er diese rabbinische Ansicht gekannt hat. —

Früh verwaist, kam Maria unter die Vormundschaft des

Zacharias. Ohne die Existenz des Joseph zu kennen, läßt Mohammed der Maria Gottes Geist, welcher mit dem Engel Gabriel identisch ist, erscheinen, und dieser Bote Gottes, der mit einem menschlichen Körper bekleidet war, zeugt auf natürlichem Wege den Jesum, den „Mesich Isa ben Mariam“ (Messias Jesus, Sohn der Maria). Von einer übernatürlichen Zeugung weiß Mohammed nichts. Maria gebiert Jesum unter einem Palmbaum und kommt, mit dem Kinde auf dem Arme, zu den Ihrigen zurück. Diese verwundern sich und mißbilligen ihren Fehltritt. Aber sie zeigt auf das Kind hin, und dieses spricht: „Wahrhaftig, ich bin ein Knecht Allahs. Er hat mir die Schrift gegeben und mich zum Propheten bestellt. Überall, wo ich sein werde, wird mich sein Segen begleiten. Er hat mir geboten, das Gebet zu beobachten und Moses auszuteilen mein Lebenlang, und fromm gegen meine Gebärerin zu sein; er hat mich nicht gemacht, frech und gottlos zu sein. Heil mir am Tage meiner Geburt, an meinem Todestag und an dem Tag, da ich zum Leben auferstehen werde.“ Bis zum 12. Jahre thut der Knabe einige Wunder, bildet Vögel aus Thon und macht diese lebend (3, 48), heilt Blindgeborene, ruft Tote ins Leben, ganz analog der apokryphischen Legende im Thomas-Evangelium. Die Zeit zwischen Kindheit und öffentlichem Auftreten ist, wie in den Evangelien, auch hier mit Stillschweigen übergangen.

Der „Isa ben Mariam“ (Jesus, Sohn der Maria) tritt auf als Prophet und thut Wunder. Zwar hat Mohammed eigene Wunderkraft zu besitzen abgeleugnet, denn „nur Allah hat die Macht, Wunder zu thun. Er belehrt euch nicht durch dieselben, weil ihr, wenn sie geschähen, doch nicht glauben würdet“ (6, 109), aber er hatte eine so hohe und respektvolle Meinung von Jesus, daß er nicht wagte, Wunder ihm abzustreiten. Die Aufgabe Jesu war es, den Inhalt des im Himmel aufbewahrten und ihm geoffenbarten Buches den Juden mitzuteilen. Die Niederschrift dieses Offenbarungs-Stoffes mochte nach seiner Auffassung das Neue Testament sein. Einige Klänge drangen aus diesem Buche auch zu ihm. So wendet Mohammed das Wort Jesu an: „Wie viele Tiere giebt es, die sich keine Nahrung einsammeln; Allah aber ernähret sie und euch“ (29, 60, vergl. Matth. 6, 26); oder: „Die Ungläubigen werden nicht eher ins Paradies kommen, als bis ein Kamel durch ein Nadelöhr gehet“ (7, 41, vergl. Matth. 19, 24).

Anderere ähnliche Stellen lauten: „Betet ohne Unterlaß“ (2, 110 = 1. Theſſ. 5, 17); „Sprich nie von irgend einer Sache: dies werde ich morgen thun, ohne hinzuzufügen: wenn Allah will“ (18, 25 = Jak. 4, 13 u. 15). „Ein Tag iſt bei eurem Herrn ſo viel als tauſend Jahre nach eurer Rechnung“ (22, 48 = Pf. 90, 4).

Dieſe Lehre Jeſu galt nur den Juden, nicht der ganzen Welt. Von einer allgemeinen Weltmiſſion des Chriſtentums wird nirgends geſprochen. Jeſu Aufgabe war daher eine ſehr beſchränkte; er ſollte das Geſetz, das die Juden verderbt und verfäliſcht hatten, wiederherſtellen, es theils bekräftigen, theils verbeſſern. „Ich komme zu euch, um die frühere Offenbarung der Thora zu beſtätigen und euch manches zu erlauben, was euch verboten war“ (3, 48. 49). Natürlich bildete auch die Grundlehre des Iſlam, die Einheit Gottes und die Bekämpfung des Götzendienſtes den wichtigſten Theil der Lehre Jeſu (5, 81; 7, 60. 66). Anfangs zeigte ſich Mohammed gegen dieſe Lehre Jeſu ſehr tolerant und er war der Anſicht, daß die Anhänger Jeſu, die „Naſaräer“ (Chriſten), auch ſelig werden könnten. Er ſagt: „Die Gläubigen, die Juden, die Naſaräer und die Sabier: wer an Allah und an den jüngſten Tag glaubt und recht thut, alle dieſe werden Belohnung finden bei ihrem Herrn; weder Furcht noch Traurigkeit ſoll ſie quälen“ (2, 62). Aber ſpäter hieß es ſo ganz anders: „Wenn ihr den Ungläubigen begegnet, ſo haut ihnen die Hälſe ab, bis ihr eine große Niederlage unter ihnen angerichtet habt; dann macht die übrigen zu Gefangenen“ (47, 4). „Wenn die heiligen Monate zu Ende ſind, ſo tötet die Götzdiener, wo ihr ſie findet, nehmt ſie gefangen, belagert ſie und ſtellt ihnen allenthalben nach“ (9, 6). „Kämpfet gegen die, welche nicht an Allah glauben und an den jüngſten Tag, und nicht verbieten wollen, was Allah und ſein Gefandter verboten haben, und wider diejenigen unter den Schriftbeſitzern (Chriſten, die eine ſchriftliche Offenbarung haben), die ſich nicht zur wahren Religion bekennen, bis ſie den Tribut entrichten und völlig unterworfen ſind“ (9, 30). Solange Mohammed die Chriſten brauchte, wie in den ſchweren Zeiten in Meſſa, ſo lange erklang die Friedensſchalmei; aber als der Prophet ein großer Feldherr geworden, da verwandelte ſich die Friedensſchalmei in eine furchtbare Kriegstrompete.

Auffallenderweiſe las Mohammed aus der Lehre Jeſu auch Weiſſagungen auf ſich ſelbſt. „Als Fa ben Mariam ſprach:

o, ihr Kinder Israhel, ich bin Allahs Gesandter, der die frühere Offenbarung der Thora bestätigen und die fröhliche Nachricht von einem Gesandten bringen soll, der nach mir kommen und „Achmed“ heißen wird — und als er ihnen deutliche Beweise seiner göttlichen Sendung brachte, so sprachen sie: das ist offenbare Zauberei!“ Der Name Achmed ist derselbe, wie Mohammed, und heißt der „Ruhmwürdige“. Vielleicht ist diese Stelle eine entstellte und falsch verstandene Wiedergabe eines Wortes Jesu vom „Paraklet“, vom Tröster, dem heiligen Geist, den er senden werde. (Joh. 14, 16. 26.) Im übrigen aber hat Mohammed die Juden und Christen oft beschuldigt, sie hätten ihre heiligen Schriften entstellt und verstümmelt, also auch wohl die Prophezeiungen auf ihn herausgenommen, da sie, ungeachtet aller Beweise, dem Mohammed so hartnäckig die Anerkennung versagten. Die moslimischen Theologen aber finden noch heute in unserer Bibel eine Menge Weisagungen auf ihren Propheten, komischerweise z. B. Jes. 21, 6: „Er siehet Reiter reiten und fahren auf Rossen, Eseln und Kamelen und hat mit großem Fleiß Achtung darauf,“ wobei der Reiter auf dem Esel sich auf Jesum, und der andere auf dem Kamele sich auf Mohammed beziehen soll u. a.

Aber Jesus hatte mit seinen Wundern, seiner Lehre und seinem guten Vorbild wenig Einfluß auf die Juden. Er hatte einige Gehilfen sich ausgewählt, deren Zahl nicht angegeben wird, aber auch diese hatten keine Erfolge. Jesus sollte nun sterben. Aber Gott war listiger, als die Juden, und errettete ihn durch ein Wunder von dem ihm zugedachten, schimpflichen Tode. „Die Juden sagen: Wahrhaftig, wir haben getötet den Messias Isa ben Mariam, den Gesandten Allahs! — Aber sie haben ihn nicht getötet und nicht gekreuzigt, sondern er wurde ihnen nachgeahmt“ (3, 53; 4, 156). Es wurde also nach Mohammeds Ansicht ein anderer, ihm ähnlich sehender Mann für ihn gekreuzigt, vielleicht Judas Ischarioth. Wann aber und wie Jesus nach dieser Errettung die Erde verließ, darüber giebt uns der Koran wenig Aufschluß. Nach Sur. 3, 54; 19, 32 ist Jesus eines natürlichen Todes später gestorben und in die Nähe Allahs, in die Seligkeit des Paradieses entrückt worden. Während die übrigen Seelen nach Mohammeds Ansicht nach dem Tode des Körpers mit dem Leichnam in dasselbe Grab gelegt werden, worin sie in einem bewußtlosen Zustande, gleich dem Schlafe, verharren, bis

sie am jüngsten Tage mit ihren Körpern aus dem Grabe hervorgehen, entweder zum Paradies oder zur Verdammnis, sind einige Märtyrer von diesem Seelenschlaf ausgenommen, vor allem Jesus selbst. Darum heißt es: „O Isa, ich will dich sterben lassen und erhöhen zu mir“ (3, 54). Daß bei einer solchen Ansicht von dem Tode Jesu es auch nicht im entferntesten möglich war, demselben irgend eine versöhnende Kraft beizulegen, oder ihn als ein zur Erlösung der Menschen dargebrachtes Opfer zu begreifen, ist einleuchtend. Mohammed scheint die Ansichten der Christen hierüber nicht gekannt zu haben, denn er beschuldigt sie in diesem Punkte nirgends des Irrtums. (Gerock S. 80 ff.)

Jesu Aufenthalt im Paradies ist wie der jedes anderen Frommen. Es fällt somit jede Annäherung an die christliche Vorstellung vom Sitzen zur Rechten Gottes und Teilnehmen an der Weltregierung weg; dies hätte ja mit der strengen Ansicht Mohammeds von der göttlichen Alleinherrschaft im Widerspruch gestanden. Allah braucht kein Geschöpf, das ihm die Last der Weltregierung abnähme. Von einer Wiederkunft Jesu ist daher auch nicht die Rede. Die späteren Moslime freilich lassen ihn wieder auf die Erde kommen, Mohammeds Religion annehmen, den Antichrist bekämpfen, sterben, von den Moslimen beweint und neben Mohammed begraben werden. Am jüngsten Gericht erscheint Jesus wie alle anderen Menschen. Er wird, gleich den übrigen Propheten, Gott über sein Wirken und über den Erfolg seiner Bemühungen Rechenschaft ablegen. „Allah wird ihre Treue abhören“ (33, 7).

Nach diesen Ausführungen kann es nicht zweifelhaft sein, daß Mohammed Jesu nicht die Stellung zuschrieb, die er im Neuen Testament einnimmt. Jesu Natur ist und bleibt ihm eine durchaus menschliche, und von einer Sündlosigkeit, oder gar von einem von Gott Gezeugtsein hat Mohammed nichts gewußt. Infolgedessen verwirft er die Lehre von der Dreieinigkeit. Sie widerstrebte seinem strengen Begriff von der Einheit Gottes, und er sagt: „Die Christen sagen: der Barmherzige hat einen Sohn gezeugt. Euer Vorgeben ist ungeheuer. Kein Wunder wäre es, wenn die Himmel zerrissen, die Erde sich öffnete und die Berge einstürzten über der Behauptung, daß der Erbarmer einen Sohn gezeugt habe“ (10, 67; 37, 151). Die Christen sind ihm daher Polytheisten, und er schilt: „Ungläubige sind es,

die da sagen: Allah ist der dritte von dreien (d. h. einer von dreien); es ist sonst kein Allah, als der Einige“ (5, 82).

Aber auffallenderweise kennt Mohammed die christliche Dreieinigkeit, die aus Vater, Sohn und Geist besteht, gar nicht, sondern er meint, daß sie sich nach christlicher Lehre aus Vater, **Mutter** und Sohn zusammensetze, also aus der himmlischen Familie. So ist also sein ganzer Zorn auch hier wieder gegen Windmühlen! Er war zu dieser Meinung durch die göttliche Verehrung der Maria als Gottesgebärerin gekommen, zumal da er nicht wußte, wer der heilige Geist war. Nach altjüdischer Auffassung war der heilige Geist ein weibliches Wesen (אֱלֹהִים ist weiblichen Geschlechts, ebenso auch die Weisheit, *σοφία*, vergl. Weish. 7, 25; 8 u. 9). Es war daher begreiflich, daß in Mohammeds Vorstellung die Mutter Jesu, die von den Christen so abgöttisch verehrt wurde, jenes andere, weibliche, untergeschobene Wesen verdrängen und sich in der Dreieinigkeit an dessen Stelle setzen mußte.

Der heilige Geist ist bei Mohammed etwas ganz anderes, als in der christlichen Lehre. Ihm ist der heilige Geist daselbe wie der Engel Gabriel, der ihm die Offenbarungen brachte. „Wer möchte ein Feind Gabriels sein?, denn dieser hat den Koran dir eingegeben, der nach dem Ratschlusse Allahs die ehemaligen Offenbarungen bestätigt“ (2, 97); und an einer anderen Stelle: „Der heilige Geist hat den Koran mit der Wahrheit von deinem Herrn herabgebracht“ (16, 102). Es ist also sicher, daß beide ein Wesen sind, das den Namen „Gabriel“ vorzüglich dann trägt, wenn es als Diener der göttlichen Allmacht, als mächtig und erhaben gedacht wird, und „der heilige Geist“, wenn es mit Offenbarungen an gewisse Menschen gesandt wird. (Gerock S. 79.) Aber auch hier kann diese Unterscheidung nicht streng durchgeführt werden.

Und wie Mohammed bei seinem Unvermögen, metaphysische Dinge klar zu begreifen, das Wesen des heiligen Geistes nicht verstand und die Trinität zerstörte, so ist er auch, wie vorhin gesagt, der Persönlichkeit Jesu nicht gerecht geworden.

Jesus ist in seinem Koran ein gewöhnlicher Mensch, und „Ungläubige sind es, die da sagen: der Mesich ben Mariam ist Gott“ (5, 19). Jesus selbst hat jede Verehrung von sich abgewehrt. „Der Mesich selbst sagte: o ihr Kinder Israhel, dienet Allah, meinem und eurem Herrn, denn wer außer ihm einen

andern verehrt, vor dem verschließt er das Paradies, und dessen Wohnung wird die Hölle sein.“ (5, 81.) Alle göttlichen Eigenschaften der Allmacht, Allwissenheit und Sündlosigkeit müssen Jesu daher abgesprochen werden. Er selbst hat die Allwissenheit nicht in Anspruch genommen, sondern gesagt: „Du, Gott, kennst mein Inneres; dein Inneres aber kenne ich nicht.“ (5, 125.) Stets hat er bekannt, er sei ein Mensch, wie jeder andere. Mohammed giebt sich ganz besondere Mühe, die Menschheit Jesu nicht nur zu behaupten, sondern zu beweisen. Er sagt, daß alle Propheten, auch er selbst, Mohammed, Menschen gewesen seien. Warum sollte denn Jesus mehr sein? „Jesus war weiter nichts, als ein Knecht Allahs.“ (43, 58.) Als Mensch hatte er auch dieselben Bedürfnisse, wie alle anderen; „er nährte sich von gewöhnlicher Speise“ (5, 84), und vor allem war er auch dem Tode unterworfen. Der Hauptgrund aber, daß Jesus nicht der Gottessohn, sondern ein gewöhnlicher Mensch gewesen sein müsse, liegt in dem von Mohammed so hartnäckig und steif festgehaltenen Dogma von der Einheit Gottes. Es wäre unschicklich für das höchste Wesen, sich gleich sterblichen Menschen zu verehelichen und Kinder zu zeugen. Gott braucht keine Sinnlichkeit, und an einer zahlreichen Nachkommenschaft kann ihm nichts gelegen sein. (10, 67; 19, 91.) Auch ist Allah mächtig genug, um die Welt ohne einen Gehülfen zu regieren. „Gelobt sei, der über Himmel und Erde herrscht, der nie ein Kind gezeugt, nie einen Gehülfen in der Regierung gehabt hat, der Schöpfer aller Dinge, der unumschränkte Regierer.“ (25, 1—3.) Die übernatürliche Zeugung Jesu durch den Engel Gabriel aber und alle die wunderbaren Vorgänge bei seiner Geburt erheben ihn nicht über die Gesetze der Natur und über die natürlichen Schranken der Menschheit, sondern erweisen ihn nur als einen von Gott auserwählten Propheten. Trotzdem Mohammeds Eingang in die Welt nicht von solchen Wundern begleitet war, wie die Geburt Jesu, und trotzdem er selbst keine Wunder gethan hat und keine thun zu können bekannte, während er die von Jesu gethanen Wunder anerkannte, so hielt er sich selbst doch für viel größer als Jesus. Mohammed war nach seiner eigenen Überzeugung der Prophet aller Propheten, und einer solchen Offenbarung, wie er selbst sie von Allah erhalten hatte, war kein Mensch bisher gewürdigt worden. „Ich bin der erste der Moslime.“ (6, 163.) „Dir haben wir (Allah) das Buch

der Wahrheit gegeben, welches die früheren Offenbarungen be-
stätigt und davon zeugt.“ (5, 56.) Worin aber der innere Vor-
zug seiner Person und seiner Lehre vor allen anderen lag, das zu
erweisen oder auch nur anzudeuten, hat der Prophet vergessen.
Er hat ihn gewiß selbst nicht gewußt. —

Aber wenn auch Jesus nur ein Mensch war, so war er nach
Mohammeds Lehre doch ein guter, frommer Mann und ein Vor-
bild. „Wir werden ihn (Jesum) den Menschen als ein Zeichen
unserer Macht und Barmherzigkeit darstellen.“ (19, 21.) „Wir
haben Isa den Israeliten als ein Beispiel dargestellt.“ (43, 58.)
Ja es gilt als ein ganz besonderer Vorzug der Juden von seiten
Gottes, daß sie solche Propheten wie Ibrahim (Abraham), Musa
(Moses) und vor allem Isa (Jesus) gehabt haben. (42, 12.)
Diese sind aber alle Mohammeds Vorläufer, und sind alle Mos-
lime, Rechtgläubige, gewesen, weil sie, aller Abgötterei entsagend,
nur Einen Gott verehrten und den ihnen gewordenen Offenbarungen
gemäß lebten und predigten. Und hatte Mohammed sich selbst
noch nicht als den Mittelpunkt der Weltgeschichte hingestellt, so
haben das seine Nachfolger und Theologen reichlich nachgeholt,
so daß die Schöpfung nur des Propheten wegen gemacht und
Christus nur feinetwegen auf die Erde gekommen zu sein scheint.

Mohammed hat Jesum also wohl geehrt und gewürdigt,
aber er hat ihn doch nicht gekannt; in seine Liebe und
sündlose Natur hinein hat er keinen Blick gethan. Es fehlte dem
eigenartigen Mann für Jesu Größe völlig der Maßstab. Moham-
med war wohl eine religiöse, aber keine sittliche Natur. Die Reli-
giosität, sein Abhängigkeitsgefühl von dem Einen Gott, lag bei
ihm in seiner Empfindung, aber drang nicht in den Willen und
in das Leben. Er ist zwiespältig und hat zwei Seelen. Darum
war ihm das Verständnis von Jesu geschlossener, gewaltiger Hoheit
völlig versagt und irgend eine innere Einwirkung Jesu auf
Mohammed anzunehmen, ist gänzlich ausgeschlossen. Nur die
Menschheit Jesu hat er anerkannt, und von dieser war er so über-
zeugt, daß er es auf ein Gottesgericht mit den Christen ankommen
lassen wollte. Er wollte gegen die Christen und sie sollten gegen
die Kinder seiner Tochter Fatime fluchen; es würde sich dann zeigen,
wer nach diesem Fluch gedeihe, und wessen Ansicht über Jesus die
richtige sei. Aber die Christen ließen es nicht darauf ankommen,
und Mohammeds Enkel wurde später als ein Verbrecher hingerichtet. —

Mohammed steht Jesu fern und nahe, fern durch den Geist, der seine Persönlichkeit beseelte und ihn Christo völlig unähnlich machte, nahe durch das Judenthum, das seit Jesu Zeiten seinen Anfang genommen hatte. Mohammed ist die Personifikation des späteren, entarteten Judenthums, das von beiden Mutter-Religionen nicht den ewigen Kern, sondern nur die vergängliche Schale, nicht den Wein, sondern nur die Schläuche genommen hat. Judenthümer waren die einzigen Lehrer des Propheten gewesen; ohne Judenthum kein Islam. Aus dem Judentum allein konnte der Islam nicht hervorgehen. Um einen Zweig hervorzubringen, dazu war der alte Stamm zu dürr und vertrocknet. Aber das Judenthum mit seiner etwas gemilderten Auffassung von Gottes Strenge und Unnahbarkeit, mit seiner Anerkennung des Propheten Jesu, mit seiner fest ausgebildeten Jenseits- und Auferstehungsgewißheit, mit seiner Wertschätzung eines neuen, in einem wunderbaren Buche aufbewahrten Offenbarungsgeltes, war geeigneter, einem starken, unverdorbenen, nomadischen Volke eine feste, theokratisch verfaßte Religion zu vermitteln. So reicht also auch Jesu Wirkung bis zu Mohammed und zum Islam, aber nicht unmittelbar, sondern mittelbar, und wir können daher die Paradoxie behaupten: Ohne Jesus kein Islam.

Buddha — Jesus — Mohammed — es ist keine gleichmäßig fortlaufende und innerlich zusammenhängende Linie; der erste und zweite stehen unabhängig voneinander da, der letzte berührt sich von ferne mit dem mittleren. Jesus steht in der Mitte und hat bis jetzt seine Lichtstrahlen nur nach rückwärts gesandt, auf die hinter ihm liegende Geschichte; die neue Missions-Zeit aber ist dazu berufen, die Lichtstrahlen Jesu auch in den Buddhismus zu tragen, und sie hat es auch schon gethan. Jesus steht in der Mitte der drei, aber auch auf der Höhe, die beiden anderen sind unter ihm. In Buddha verkörpert sich eine einseitige Moral, aber ohne Glauben an Einen Gott; in Mohammed verkörpert sich ein einseitiger Glaube an Einen Gott, aber ohne Moral; in Jesu verkörpert sich Glaube und Moral, aber ohne Einseitigkeit. Er ist von niemandem abhängig, nur von Gott allein.

Kapitel 6.

Tod.

Wenn ein Held nach viel Irrtum und Greuelthaten seine Schuld mit dem Tode büßt, dann hat dieser Tod etwas Verfühnendes, zumal dann, wenn das Ende durch Milde und vergebende Liebe verklärt wird. Geht die Sonne nach heißem und versengendem Mittagsbrand am Abend unter, und wirft das milde Abendrot seinen rofigen Schimmer über die Erde, dann atmen die Wesen erleichtert auf und winken der untergegangenen Sonne freundlichen Scheidegruß. Solche Empfindungen wollen auch jetzt in uns aufkommen, wenn wir Buddhas und Mohammeds Ende betrachten. Ihr heißer Weg, theils durch Irrtum, theils durch Frevel, Lug und Mord hindurch war zurückgelegt; die Sonnen mußten untergehen. Aber dies milde, friedliche, fast liebevolle Scheiden der beiden Männer hat für uns etwas Verfühnendes, und auch wir winken ihnen freundlichen Abschiedsgruß. —

Achtzig Jahre war Buddha auf der Erde gewandelt, von 560—480 vor Chr. Geburt. Fünfzig Jahre waren vergangen, seitdem er Weib und Kind verlassen und in der Einsamkeit als Bettler mit gelbem Gewand und geschorenem Haar, den Almosentopf in der Hand, seinen Frieden gesucht hatte. Und von diesen fünfzig Jahren hatte er 45 als Religionsstifter verwendet, begleitet von unendlichen Erfolgen. Allerorts waren Mönchsgemeinden, in seinem Sinn gestiftet, entstanden. Hunderttausende hatten seine Lehre angenommen, Fürsten und Könige hatten sich vor ihm gebeugt und ihn reich beschenkt. Wie ein Held, von Sieg gekrönt, war der stille und bescheidene Mann seine Bahn gelaufen. Nun kam die Scheidestunde: nach einer glaubwürdigen Tradition hatte sich Buddha bei einem Schmied durch den Genuß von Eberfleisch vergiftet. Die Krankheit brach aus und führte den Greis zum Tode. Am Abend vor seinem Ende

läßt er noch einmal alle Mönche, die in der Nähe von Vesali weilten, zusammenrufen, ermahnt sie zur Nachfolge und sagt: „Wohlan, ihr Mönche, ich sage euch: der Vergänglichkeit ist alles Irdische unterthan. Ringet ohne Unterlaß!“ Am nächsten Tag macht er noch einmal seinen Bettelgang durch Vesali, und nachdem er zum letzten Mal wehmütig auf diese Stadt zurückgeschaut, zieht er mit einem Haufen Jünger nach Kusinara, wo er die Todesstunde erwarten will. Dort gedachte der Asket in das Nirvana, in das ersehnte, bewußtlose Nichts einzugehen, um nimmer wiederzukehren. Aber schon unterwegs ereilte ihn der Tod. Die Sage hat denselben mit Wundern ausgeschmückt und verklärt. Buddha badet sich noch einmal im Fluß; ein Kaufmann bringt ihm zwei Goldgewänder, aber das Gewand, das er anzieht, erbleicht vor dem Glanz seines Angesichts. In einem Hain legt er sich nieder unter zwei Bäume. Diese blühen plötzlich und streuen Blumen auf ihn nieder, und vom Himmel herab ertönen liebevolle Weisen. Aber diese Verherrlichung macht auf ihn keinen großen Eindruck. Die wahre Verherrlichung seiner Person sieht er in der Befolgung seiner Lehre, und darum sagt er zu seinem Lieblingsjünger Ananda: „Dem Vollendeten, Ananda, gebührt andere Ehre, andere Verherrlichung, anderer Preis, andere Verehrung, andere Ehrfurcht.“ Da weinte Ananda, aber Buddha tröstet ihn mit dem Hinweis auf die Vergänglichkeit alles Lebenden. „Du aber, Ananda, hast lange Zeit den Vollendeten geehrt, in Liebe und Güte, mit Freuden, ohne Falsch, ohne Ende, in Gedanken, Worten und Werken. Du hast Gutes gethan, Ananda; strebe nur, bald wirst du von Sünden frei sein.“ Eine Menge Volks strömt zusammen, alles steht ehrfurchtsvoll um ihn; es geschehen Wunder. Da öffnet Buddha noch einmal seinen Mund und offenbart sein Testament. Es lautet: „Es möchte sein, Ananda, daß ihr also gedenkt: das Wort hat seinen Meister verloren; wir haben keinen Meister mehr. So müßt ihr nicht meinen, Ananda. Die Lehre, Ananda, und die Ordnung, die ich euch gelehrt und verkündigt habe, die ist euer Meister, wenn ich hingegangen bin.“ Dann kam der letzte Augenblick. Die letzten Worte, die er sprach, enthielten noch einmal den Inhalt seiner ganzen Lehre, seines Lebens und Strebens, auf den kürzesten Ausdruck gebracht: „Vergänglich ist alles, was da geworden. Ringet ohne Unterlaß!“ Danach erlosch des

Weisen Seele. In einem buddhistischen Katechismus heißt es: „Sein Geist tauchte hinab in die Tiefe innerer Versenkung, und als er jene Stufe erreicht hatte, wo alles Vorstellen und Denken und das Bewußtsein des Ich völlig erloschen ist, ging er in das höchste Nirvana ein.“ Ein Wiederkommen und Wiedersehen war nun nimmer möglich. Traurig nahmen die Jünger seinen Leib und verbrannten ihn auf einem Scheiterhaufen bei Ruffinara.

Aber das religiöse Gemüt, auch wenn es in der Lehre Buddhas wandelt, kann sich doch mit solchem Nihilismus auf die Dauer nicht zufrieden geben. Es war die notwendige Folge, daß diese inhaltlose Religion sich im kräftesten Reliquiendienst Ersatz zu schaffen versuchte. Und gerade Buddha, der die Religion fast aller äußeren, sichtbaren Form entkleidet und in die sittlich-praktische Thätigkeit verlegt hatte, wurde zum Gegenstand des maßlosten Aberglaubens. Aber den Knochenstückchen, welche nach der Verbrennung wie Perlen in der Asche dalagen, wurden Heiligtümer errichtet, und die Religion, die keinen Gott verehrt, machte ihn zum ihrigen; ja sie sank in späteren Jahrhunderten, bis auf den heutigen Tag, zum gewöhnlichen Fetischismus herab. Buddhas linker Augenzahn, in Ceylon jetzt befindlich, wird für das größte Kleinod der buddhistischen Kirche gehalten und ist nächst dem sogenannten „Rocke Jesu“ die berühmteste Reliquie auf Erden. Er ist aber gar kein Zahn, sondern ein Stück geglättetes Elfenbein von gelblicher Farbe, zwei Zoll lang und gekrümmt. Er wird in verschwenderischer Pracht aufbewahrt. Auch sein Almosentopf, seine Knochen, Kleider, Fußstapfen, vor allem der Bodhi-Baum, unter dem er seine Lehre erfand, dessen Absenker ganz Hinterindien erfüllen, sind heilig verehrt, und Buddha-Götzen findet man ebenfalls überall. Das Andenken des freundlichen Mönches lebt fort im Gedächtnis von Millionen, denen er seinen Geist und Willen aufgeprägt hat. Trotzdem die indischen Völker unter der Fessel der buddhistischen Ethik seufzen und erschlaffen, zu Extremen verleitet werden, in Aberglauben verdummen und einen Fortschritt der Kultur nicht kennen, so halten sie Buddha doch für ihren Heiland und ihren Gott. Sein Geist lebt unter ihnen, verklärt und vergottet, bis ein stärkerer kommt und ihn verdrängt und überwindet. —

Dieselbe Erscheinung tritt uns beim Tod des Propheten des

Islam entgegen. Auch über seine blutige Gestalt verbreitet der Tod ein verklärendes, versöhnendes Licht und weckt in unserem Herzen Mitgefühl und Teilnahme. 61 Jahre hatte seine Lebenszeit gedauert. Die letzten 20 Jahre hatte er sich als Prophet verkündet, 10 Jahre vor der Flucht und 10 Jahre danach. Hatte der franke Schwärmer in Mekka sich in dem Decennium vor der Hedschra nur mühsam, durch Schimpf und Schmach hindurch Anerkennung verschaffen können, so hatten die letzten 10 Jahre den Feldherrn Medinas auf eine nie erträumte Höhe des Ruhms getragen, und am Ende seines Lebens lag ganz Arabien dem Propheten zu Füßen. In den 20 Jahren seines Wirkens hatte Mohammed reichlich so viel Erfolg, als der Gründer des Buddhismus in seinen 45. Darum hatte Mohammed recht, als er drei Monate vor seinem Tode beim Anblick der vor ihm liegenden Stadt Medina, von wo aus der Halbmond seinen blutigen Siegeszug angetreten hatte, rückwärts blickend auf sein Leben, Gott mit den Worten dankte: „Gott ist groß; es giebt nur einen einzigen Gott; er hat keinen Genossen; sein ist das Reich, ihm ziemt Lob; er ist allmächtig. Kehren wir nun in unsere Wohnungen zurück und beten ihn an und preisen ihn! Gott hat seine Zusage erfüllt; er ist seinem Knechte beigestanden und hat alleine die Scharen zerstreut.“ Durch die Anstrengungen des Krieges, durch die krankhaften Anfälle und noch mehr durch die Wollust war der Körper des sonst so mäßigen und nüchternen Mannes geschwächt und konnte die dem Buddha gesteckte Lebenshöhe nicht erreichen. Es ist eine auffallende Ähnlichkeit, daß, wie bei Buddha die unmittelbare Todesursache eine Vergiftung gewesen ist, ebenso auch der Prophet des Islam an Gift zu Grunde ging. Buddha starb durch Genuß von vergiftetem Eberfleisch, Mohammed an vergiftetem Hammelfleisch. Auf einem Feldzug nach Chaybar hatte er im Hause einer Jüdin Zaynab geessen. Sie röstete ein Lamm und vergiftete es. Vorher hatte sie sich erkundigt, welchen Teil der Prophet am liebsten esse. Man sagte ihr: die Schulter. Sie rieb daher mehr von dem rötlichen Stoff in die Schultern, als in die anderen Teile. Mohammed nahm einen Bissen in den Mund, spie ihn aber wieder aus und rief: „Gift! Gift!“ Ein anderer starb daran nach langwieriger Krankheit. Die Jüdin aber rettete sich durch folgenden Einfall das Leben; sie sagte, sie habe sich überzeugen wollen, ob er ein Prophet sei oder nicht; im ersten

Fall würde ihm der Versuch nicht schaden, im zweiten verdiene er zu sterben. (Sprenger, Moh. III, 275.)

Eines Nachts in Medina überfiel ihn ein heftiges Fieber, und bange Todesahnung ergriff ihn. Er ließ sich von einem Sklaven auf den Friedhof führen und mitten unter den Gräbern betete er: „Friede über euch, ihr Bewohner der Gräber! Euer Zustand ist besser als der anderer, noch lebender Menschen. Wüßtet ihr nur, vor wem euch Gott bewahrt hat. Es nahen Stürme heran, die wie die Teile einer finsternen Nacht aufeinander folgen, und von denen einer schlimmer ist, als der andere.“ Dann ging er in die Hütte seiner Lieblingsfrau Aischa, welche über Kopfschmerzen klagte. Mohammed sagte ihr: „Laß mich lieber klagen, denn ich fühle heftige Schmerzen. Was wäre es übrigens, wenn du vor mir sterben solltest, und ich dich in dein Totengewand legte und auf deinem Grabe für dich betete?“ „Bei Gott“, erwiderte die listige Frau, „mir ist, als sähe ich dich dann in meine Wohnung zurückkehren und mit einer deiner übrigen Frauen die durch meinen Tod entstandene Lücke ausfüllen.“ Mohammed lächelte über diese Antwort. Ob das Weib so unrecht hatte? — Sein Zustand verschlimmerte sich, und er rüstete sich zum Sterben. Er ließ seine Frauen zusammenrufen und bat sie, ihm zu erlauben, nunmehr Aischas Haus nicht mehr verlassen zu dürfen. Er hatte noch kurze Zeit vor seinem Ende die Gewohnheit gehabt, jede Nacht bei einer anderen seiner Frauen zuzubringen. Auch ging er in die Moschee vor das versammelte Volk und sprach: „Hab ich jemanden von euch geschlagen, hier ist mein Rücken, schlaget mich wieder! Habe ich jemanden an seiner Ehre gekränkt, so greife er die meinige an; habe ich jemandem Geld geraubt, so nehme er es von dem meinigen zurück und fürchte keinen Groll von meiner Seite, denn das liegt nicht in meinem Wesen.“ Als hierauf jemand eine Forderung von drei Dinaren an ihn machte, gab er sie ihm und sagte: „Besser in dieser Welt erröten, als in der zukünftigen.“ Es war dies die öffentliche Beichte eines schuldbeladenen Gewissens. Noch mehrere Male ließ er sich in die Moschee tragen und las dort noch immer einige Koranverse vor. Die über seinen bevorstehenden Tod aufgetretenen Zweifel und Besorgnisse unter den Moslimen zerstreute er mit den Worten: „Ich habe gehört, der Tod eures Propheten erfüllt euch mit Schrecken; aber hat je ein Prophet vor mir ewig

gelebt, daß ihr glauben könntet, ich würde mich nie von euch trennen? Ich wandere jetzt zu meinem Herrn; meine letzte Bitte an euch besteht darin, daß ihr die ersten Ausgewanderten sowohl, als die Hilfsgenossen lieben und ehren möchtet; sie selbst ermahne ich aber zu gegenseitiger Eintracht.“ Auch auf seinen Nachfolger hatte er schon früher die Augen der Moslime gelenkt. Er empfahl ihnen seinen Schwiegervater und treuen Freund Abu-Bekr: „Ich hatte keinen vorzüglicheren Gefährten als ihn, und bedürfte ich unter den Menschen eines Freundes und Glaubensbruders, so würde ich ihn wählen, bis uns Gott bei ihm vereint.“ Sein eigentlicher Lieblingsjünger war aber immer Ali gewesen. Von ihm hatte er vor seinem Tode gesagt: „Wer mich liebt, der wähle auch Ali zum Freunde. Gott stehe dem bei, der ihn beschützt, und verlasse den, der ihn anfeindet.“ Abu-Bekr aber ist Mohammeds Nachfolger und erster Kalif geworden. —

Von seinem öffentlichen Leben nahm Mohammed nach der Tradition Abschied mit den Worten: „Ich gehe euch nun voran; ihr werdet mir folgen; der Tod steht uns allen bevor, darum versuche es niemand, ihn von mir abwenden zu wollen. Mein Leben war zu eurem Heil. Mein Tod wird es auch sein!“ Der Prophet des Islam hatte bisher voll Glaubenszuversicht und Ewigkeitshoffnung dem Tode entgegengesehen. Als aber der Todeskampf eintrat und man den fieberkranken Mann mit sieben Schläuchen kalten Wassers begossen hatte, so daß er nur mit matter Hand noch abwinken konnte, wälzte er sich auf seinem Lager und schrie und jammerte. Seine Frauen tadelten den Sterbenden und fragten: „Was würdest du sagen, wenn eine von uns sich so benähme?“ Er sprach: „Wisset ihr nicht, daß niemand mehr zu dulden hat, als die Propheten?“ Dann wollte er sein Testament schreiben. Man ließ es aber nicht zu, weil er im Delirium lag und man Bestimmungen fürchtete, welche den Hinterbliebenen zuwider wären. Er drückte den Wunsch aus, daß sein Leichnam von seinen Verwandten gewaschen, dann in einige Tücher gehüllt und auf die Bettstelle, in der er lag, zurückgebracht werde. Darauf sollten sie ihn auf kurze Zeit verlassen, damit die Engel für ihn beten könnten. Man träufelte dem Ohnmächtigen Olivenöl in den Mund. Als er sich erholt hatte, wurde er sehr böse über das Zaubermittel, welches man bei Besessenen anwendete. Um ihn zu besänftigen, legten sich die Frauen nieder und ließen sich

auch etwas in den Mund träufeln. Am letzten Tag wendete Mische noch eine Zauberformel an, welche sich sonst immer wirksam erwiesen hatte. Sie nahm seine rechte Hand, strich ihm damit über das Gesicht und über die Brust und sprach: „O Gott, der Menschen Hort, schaff dieses Übel fort! denn du bist der Heiler und es giebt keine Heilung als deine Heilung, und dein Heilen gestattet der Krankheit kein Weilen.“ Aber es war zu spät. Nach der Tradition soll Mohammed noch einmal den Mund geöffnet und gesagt haben: „Zum höchsten Gefährten im Paradiese!“ Das waren seine letzten Worte. Es war Anfang Juni 632. Tags darauf schon wurde er auf demselben Fleck, wo er gestorben, in der Hütte Misches, begraben. Das Weib fuhr fort, die Hütte zu bewohnen, aber es wurde eine Wand zwischen ihr und dem Grabe gebaut. Als aber die Moschee vergrößert wurde, wurde auch das Grab mit eingeschlossen, und heute ist's eine Wallfahrtsstätte für die gläubigen Moslime, die dem Propheten göttliche Verehrung zollen. Wollte man aber sein Grab öffnen und nach seinen Gebeinen forschen, so würde man es leer finden. Schon in früheren Jahrhunderten hatte man es bei einer Feuersbrunst einmal untersucht und es voll Schutt und Staub gefunden. Später haben die Wahhabiten die Moschee geplündert und wenn sich noch Gebeine darin befunden hätten, so hätten sie auch diese nicht verschont.

Der Prophet war gestorben, und Abu-Bekr hatte an seinem Grabe in der Leichenrede den Eindruck zusammengefaßt, den Mohammed auf seine Zeitgenossen gemacht hat: „Wir bezeugen, daß der Gesandte Gottes das, was ihm geoffenbart worden, seinem Volke mitgeteilt und daß er auf dem Pfade Gottes gekämpft hat, bis Gott seine Religion verherrlicht und seine Verheißung erfüllt hat. O Gott, laß auch uns zu denjenigen gehören, die das Wort befolgen, welches geoffenbart worden; vereinige uns mit ihm, damit du ihn durch uns und uns durch ihn kennest. Er war ein Gläubiger; er war mild und barmherzig; wir werden seinen Glauben um keinen Preis gegen einen anderen vertauschen.“ Wie aber Buddhas Verehrung erst nach dem Tode der eines Gottes gleichkam, so ist auch Mohammed erst nach seinem Scheiden zur vollen Anerkennung gelangt. Unter den Nachfolgern, die die Moslime von Sieg zu Sieg unter den Fahnen des Propheten führten, ist die Furcht vor ihm umgeschlagen in helle Begeisterung.

Sein Geist schien sie zu beseelen. Das geschichtliche Prophetenbild trat mehr und mehr in den Hintergrund und machte einem idealen Platz. Wie im Buddhismus, so waren es auch hier nicht nur geschichtliche, sondern auch religiöse Gründe, welche diese Apotheose verursachten. Auch im Islam war der Gottesbegriff in Folge des starren Monotheismus zu einseitig abstrakt, und sank schließlich herab zu einer reinen Negation. Infolgedessen stellte sich für das religiöse Gemüt das Bedürfnis heraus, etwas dem menschlichen Verstande Begreiflicheres und dem Herzen Wohlthuenderes zu setzen, und dies fanden sie in dem Prophetenbilde. Freilich war dies so durchsichtig menschlich, so voller Irrtümer und Schwächen, daß es sich selbst richtete. Darum mußte man es mythisch verklären und mit der Glorie der höchsten Vollkommenheit umgeben. Ohne diese Apotheose wäre Mohammeds Persönlichkeit von der Geschichte bald vergessen und verworfen worden. Seine Vergöttlichung begann damit, daß man seine Geburt ins Übernatürliche rückte. Ibn Abbas sagt von ihm (Sifa I, S. 67): „Koraisch (Mohammed) war ein Licht vor Gott, noch bevor er Adam schuf, und dieses Licht lobpreiset Gott und mit ihm lobpreisen die Engel. Als Gott den Adam geschaffen hatte, deponierte er dieses Licht in dessen Lenden. Deshalb sagt Mohammed von sich selbst: Gott sandte mich auf die Erde herab in die Lenden Adams; von diesen übertrug er mich in jene Noahs, dann in jene Abrahams, und so hörte er nicht auf, mich von den edlen Lenden in reine Mutterschöße zu übertragen, bis er mich ins Leben treten ließ durch meine Eltern, die nie in unerlaubter Berührung sich zusammengefunden hatten.“ Der Grund seiner Entsendung war die Unwissenheit der Menschen in göttlichen Dingen. Natürlich war bei solcher Vaterschaft Mohammed völlig sündlos, sündlos schon im Zustande der Kindheit. Vor der Verführung durch den Satan war er sicher. Zwar soll der Teufel ihn ein paar Mal belästigt haben, aber immer erfolglos. Vollkommen blieb er auch bis zur Berufung, und zumal auf seiner Prophetenlaufbahn ist er rein geblieben, wie ein Engel des Lichts. Es ist höchst gefährlich für das Seelenheil, bemerkt der fromme Kady Zjad, bei dem Propheten irgend einen Mangel oder einen Verstoß vorauszusetzen, denn man läuft Gefahr, der ewigen Verdammnis anheimzufallen. Mohammeds offenbare Mängel, darunter seine anfängliche Inkonsequenz bei der Teilnahme an heidnischer Ab-

göttereien, wurden theils geleugnet, theils durch Legenden und Wundererscheinungen verdeckt. Und als der Prophet gestorben, fuhr er auf dem Flügelpferde Barak in den siebenten Himmel; dort ist er der sündlose, göttliche Freund Allahs und Fürbitter für die Moslime. Nach der Tradition begeben sich die Geister, wenn Gott sie am Tage des Gerichts versammelt, zuerst zu Adam, und von ihm zu allen andern, bis sie zu Jesus kommen, der sie an Mohammed weist. „Wie sie nun zu mir kommen,“ spricht der Prophet, „da eile ich zu meinem Gott und bitte ihn, mich vorzulassen, und sobald er es gestattet, falle ich anbetend zu Boden und Gott spricht: O Mohammed, erhebe dein Haupt und bitte, daß ich dir gebe, thue Fürsprache, auf daß ich gewähre! Da erhebe ich mein Haupt und spreche: O Herr, mein Volk! o Herr, mein Volk! Und er antwortet: Führe von deinem Volk, ohne zu zählen, so viel du willst, durch das Thor, das auf der rechten Seite des Paradieses ist; bei den übrigen Thoren aber treten sie mit den anderen Menschen zusammen ein.“ (Schifa I, S. 175 bis 184.) So tritt Mohammed in der Tradition der Moslime an Gottes Statt, und derselbe Islam, der sich sträubte, neben dem einen Gott noch eine andere göttliche Person, wie Jesum Christum, anzuerkennen, zollt nun dem Propheten göttliche Verehrung, betet zu ihm, ja ruft ihn mehr an, als Gott selbst. Es hat sich bei dieser Religion dasselbe Gesetz vollzogen, wie beim Buddhismus, nämlich das Gesetz, daß das religiöse Gemüt des Menschen sich mit abstrakten Theorien und strengen Geboten allein nicht zufrieden geben kann; es verlangt eine vorstellbare, mit Liebe zu umfassende Gottheit. Und hat eine Religion diese nicht gegeben, dann machen sie sich die Gläubigen selbst aus der unvollkommenen Person ihrer Propheten. (Vergl. v. Kremer, Gesch. d. herrsch. Ideen d. Islam S. 143 ff.) — Wir hatten am Anfang dieses Kapitels von dem verfühnenden Eindruck gesprochen, den der Tod der beiden auf uns machen müsse. Ihr Ende war ein durch Milde und sanftmütige Vergebung verklärtes. Aber mit diesem unserem persönlichen Eindruck durften wir nicht den allgemein-religiösen verwechseln, den ihr Tod auf die Gläubigen machen mußte. In diesem Lichte betrachtet, hatte der Tod der beiden etwas im tiefsten Grunde Unbefriedigendes und Lückenhaftes. Buddha verträufelte die Seinen mit der Lehre, und Mohammed mit dem Paradies, das ihnen allen zu teil werden würde. Das war aber

kein Ersatz für die lebendige Persönlichkeit der Propheten. Und so-
dann hatte man nicht auch das Unvollkommen-Menschliche an ihnen
gesehen, dem sie unterworfen gewesen? Beide waren sterbliche Menschen,
und das Gift hatte über sie dieselbe Gewalt, wie über alle Wesen.
Warf das nicht zugleich auch ein Schlaglicht auf die Lehren, die
diese sterblichen Menschen verkündet? Waren ihre Lehren vielleicht
auch unvollkommen und vergänglich? Wie entsetzlich war der
Atheismus und Nihilismus des Mannes gewesen, der am Ende
seines langen Lebens, als er in das Nichts sich auflösen wollte,
kein anderes Vermächtnis hatte, als das pessimistische Wort:
„Vergänglich ist alles, was da geworden. Ringet ohne Unterlaß!“
Wie sinnlich und beschränkt, wie abhängig vom Judenthum
erschien der Islam mit seinen äußeren Satzungen, Geboten und
dem Werkdienst! Sein Prophet war ein sündhafter Mann ge-
wesen, wie sie alle, dessen leibliche und seelische Schwäche noch bei
seinem Tod hervorgetreten und dessen letzte Beichte ihn als einen
Mann kennzeichnete, der die Gnade Gottes ebenso nötig
hatte, als alle Moslime! Diese stumme, und doch so beredte
Sprache des Todes dieser beiden Männer mußte von den Völkern
verstanden werden. Ihr Ende war der Beweis ihres Irrtums,
und wollte man diese Propheten nicht gänzlich fallen und mit
ihnen nicht auch die Religionen in das Grab sinken lassen, dann
mußte man sie vergöttlichen, und das hat der sichere Instinkt der
an sie geketteten Völker gethan, und hat damit der Religion die
ihr fehlende, göttliche Weihe nachträglich gegeben. —

Treten wir von diesen beiden Gräbern unter das Kreuz Jesu!
War das Ende der vorhergehenden ein sanftes, verklärtes, wie
schrill und schroff, wie entsetzlich unbefriedigend klingt dagegen das
Leben Jesu aus! In der Blüte seiner Kraft, nachdem er nur
drei Jahre an seinem Werke gearbeitet, rafft ihn, den 33jährigen,
der jähe, schimpflichste Tod dahin, den die alte Welt überhaupt
kannte. Seine öffentliche Wirksamkeit war anscheinend eine Kette
fortdauernder Mißerfolge. Buddha und Mohammed haben beide
jahrzehntelang das Glück gelungener Arbeit genossen; Jesus hat
nur einmal eine flüchtige Stunde auf der Höhe des Lebens ge-
standen, wo er nach menschlichem Urteil glücklich zu preisen war.
Das war sein Einzug in Jerusalem, da er wie ein König des
Friedens auf dem Tier des Friedens in die Hauptstadt einritt,
und seine Jünger und ein Haufe Volks ihm entgegenjauchzte:

„Hosianna dem Sohne Davids! Gelobet sei, der da kommt in dem Namen des Herrn! Hosianna in der Höhe!“ Aber auch hier fiel ein bitterer Tropfen in den Freudenbecher und vergiftete ihn. Vor seinem Geistesauge sah er Jerusalem wenig Jahrzehnte nach seinem Tode in Trümmern und in Flammen liegen, die Straßen blutgetränkt, das Volk vernichtet, und dies alles um seinetwillen, weil sie ihm nicht gefolgt waren. Da weinte Jesus, und in tiefem Herzeleid sprach er: „Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigest, die zu dir gesandt sind, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein versammelt unter ihre Flügel, und ihr habt nicht gewollt. Siehe, euer Haus soll wüste gelassen werden.“ Aber wie vor einem schweren Gewitter die Sonne noch einmal hie und da durch zerrissene Wolkenschleier einen freundlichen Strahl wirft, dann aber hinter dem schwarzen Gewölk sich ganz verbirgt und nimmer zum Vorschein kommt, so zog sich nach diesem Sonnenstrahl auch über Jesu Haupt das Unwetter zusammen und entlud sich in furchtbaren Schlägen. Er stand am Anfang seines entsetzlichen Endes, dessen Bitterkeit noch dadurch erhöht wurde, daß einer seiner eigenen Jünger es war, der ihn durch Verrat dem Haß seiner Todfeinde überlieferte. Was Judas zu dieser That bewog, war entweder der verzweifelte Entschluß, durch diesen Schritt Jesum zur Entfaltung seiner bisher zurückgehaltenen, messianischen Gewalt zu zwingen, oder, falls er diese Hoffnung schon aufgegeben hatte, einen Mann dem verdienten Ende zu überliefern, den er für den Gründer eines großen, sichtbaren messianischen Reiches gehalten, in dem er sich aber getäuscht hatte. Schon waren die Schlingen gelegt, in die der Meister fallen sollte. Noch einmal versammelt er seine Zwölf um sich zum Abschiedsmahl in einer Nacht vom Donnerstag auf Freitag des Monats Nisan, und hier stiftete er zum bleibenden Gedächtnis an ihn für seine zukünftige Gemeinde das heilige Abendmahl. Buddha vertröstete die Seinen mit seiner Lehre und Ordnung, Mohammed mit dem Paradiese, Jesus mit seiner wirklichen fortdauernden Lebensgemeinschaft, welche durch Essen und Trinken von Brot und Wein dem Gläubigen vermittelt werden sollte. Welch ein ungeheures Selbstbewußtsein, Welch eine heldenhafte That eines Mannes, der dem sicheren Tod entgegenging und dessen Werk mit ihm in wenig Stunden völlig zertrümmert werden sollte! War hier mehr als ein sterblicher

Mensch? War hier einer, der über den Tod triumphieren konnte? Anscheinend war es so, denn er sah über die Jahrtausende hinweg und schloß mit allen denen einen neuen Bund, welche an ihn glauben würden, einen inneren Bund der Herzen zur Sündenvergebung und fortschreitenden Heiligung. Und wäre weiter nichts beim Tode Jesu geschehen, als die Einsetzung des heiligen Abendmahls, der sterbende Buddha und der sterbende Mohammed ständen schon jetzt an Siegesgewißheit weit unter ihm, denn sie lösten das Band mit den Ihrigen, Jesus knüpft es nur um so fester. Sie schieden ab für immer, er sprach von Wiedersehen und Wiederkommen, und wollte geistig immer bei ihnen sein. Das war auch der Grundgedanke der auf das Abendmahl folgenden Abschiedsreden. Zwar verhehlte er den Jüngern nichts; er malte ihnen die Zukunft nicht rosig, als sie wirklich wurde. Mit prophetischem Blick sah er in die kommende Zeit. Aber vor allem tröstete er sie mit köstlicherem Troste, als die beiden anderen Religionsstifter je aussprechen konnten. Er sagte ihnen, daß er bald wiederkäme, und daß dann ihre Trauer werde in Freude verwandelt werden; er ginge zunächst in seines Vaters Haus, wo die vielen Wohnungen wären, um dort ihnen die Stätte zu bereiten. Sie sollten nur an ihm bleiben im festen Glauben, wie die Reben am Weinstock. Sein Geist werde sie erfüllen und stark machen, und sie würden in diesem Geist größere Werke thun, als er selbst gethan, und ihre Gebete würde sein Vater erhören. Nur eine Bedingung knüpft er an diese Verheißung, nämlich die, daß sie sich untereinander lieben möchten, und dann klangen diese Abschiedsreden aus in den Triumphgesang: „Niemand kommt zum Vater, denn durch mich, und ich habe die Welt überwunden.“ Man hat diese Reden langweilig und unnatürlich gefunden, aber Hase hat das richtige Urtheil, wenn er sagt: „Mir kommt es vor, als wenn das Göttliche selbst darin Worte gefunden habe, die mit Kindesaugen uns ansehen und doch alle göttliche und menschliche Weisheit in sich tragen. Ihr Inhalt ist Liebesfülle und Abschiedsleid, Glaube des Siegs, Gefühl der Einheit mit Gott, mit den Jüngern und mit allen denen, die einst durch sie glauben werden, endlich die Verheißung des heiligen Geistes, ein anderes, das geistige Sinnbild neben seiner Wiederkunft für sein eigenes Fortleben in der Christenheit.“ (Gesch. Jesu S. 693.)

Schon im Begriff, aufzubrechen, nahm er noch einmal das

Wort zu einer unendlichen Liebe. Es war wie das Gebet eines Hohenpriesters, der für sich selbst, für die Jünger und für alle Gläubigen zu sterben geht; es war wie eine Rechenschaft seines Lebens vor Gott vor der bittersten Stunde seines Todes. Es schloß mit den unvergeßlichen Worten: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast, denn du hast mich geliebet, ehe denn die Welt gegründet ward. Gerechter Vater, die Welt kennet dich nicht, ich aber kenne dich, und diese erkennen, daß du mich gesandt hast.“ Nachdem die Liebe so seinen Tod verklärt, schöner und heiliger, herzüberwältigender, als Buddha und Mohammeds letzte Liebesworte es vermochten, ging's zum Sterben. Den Kidronbach überschritt man und trat in einen Olivengarten am Ölberg, Gethsemane, d. h. Ölkelter. Als ob er hier den Tod schon vorher durchkosten sollte, warf er sich in tiefster Gemütsbewegung zur Erde auf sein Angesicht, und seine schlafbefangenen Jünger hörten noch, wie er rief: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch an mir vorüber, doch nicht mein, sondern dein Wille geschehe!“ Was war's, das diesen Helden so ängstigte? Buddha und Mohammed konnten am Abend ihres Lebens nach vollbrachtem Tagewerk, franken und hinfälligen Leibes, leicht den natürlichen Tod sterben, der jedem Sterblichen beschieden ist; aber hier drohte der Mord einem jungen und kräftigen Leben, der Mord von der Hand der Menschen, die er hatte retten wollen, die er geliebt hatte mit der ganzen Glut seines göttlichen Herzens, und die zu lieben er doch nie und nimmer aufhören konnte. Gab's da keinen leichteren Weg, sein Werk zu vollenden, wenn es nun einmal nach seines Vaters Rat nur mit dem Tod beschloffen werden sollte? Aber Todeschauer waren es nicht allein, die ihn ängstigten. In keiner Stunde fühlte er mehr die Trauer um die verlorene Menschheit, als jetzt, da er für sie sterben wollte. Die Menschen wußten gar nicht, was sie an ihm thun wollten, und wie verloren sie waren! Dies vor allem drückte den Heiland zu Boden, wie Ambrosius sagt: „Ich achte den Herrn nicht allein zu entschuldigen, sondern nirgends bewundere ich mehr seine Frömmigkeit und Majestät. Was Wunder, wenn der für Alle Leid getragen, der für Einen Thränen vergossen hat! Er war traurig, nicht wegen seines Leidens, sondern wegen unseres Verlorenseins.“ Aber der Herr zwang seine Empfindungen nieder; seine

Liebe trug den Sieg davon. Sein Kampf klingt aus in das große Wort: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Buddha schaute dem Tode ins Auge mit der kalten Ruhe eines pessimistischen Atheisten; Mohammed hat im Todeskampf gestöhnt und gejammert; Jesus in Gethsemane geht dem Mord entgegen mit dem Gottvertrauen eines gehorsamen, vollendeten Gotteskinds, das seines endlichen Sieges doch gewiß ist. Er und der Vater waren und blieben eins.

Danach vollzog sich das Schreckliche Schlag auf Schlag. Fackeln leuchten im Olivengarten; Judas ist da mit der Tempelwache. Mit einem Ruß verrät er den Meister. Die feigen Knechte fallen vor Jesu Majestät zu Boden; er aber giebt sich gefangen. Seine Jünger fliehen. Zu Hannas, dem ehemaligen Hohenpriester geführt, wird er ins Gesicht geschlagen, aber auch ins Herz getroffen durch die Verleugnung des Petrus. Man schleppt ihn vor Kajaphas, aber er hält es unter seiner Würde, sich zu verantworten. Erst, als der Hohenpriester ihn eidlich fragt, ob er der Messias sei, antwortet er: „Ja, du sagest es!“ Nun soll der Römer Pilatus, der Statthalter, das Todesurteil sofort an dem politischen Verbrecher Jesus vollstrecken; aber dieser findet keine Schuld an dem „König der Juden“, der sich ihm gegenüber nur als einen König „der Wahrheit“ bekannte. Auch Herodes, Galiläas Vierfürst, mag ihn nicht töten und sendet ihn im weißen Gewande zum Pilatus zurück. Die Juden toben. Da will ihnen der rechtlich denkende Statthalter die Wahl eines Gefangenen freistellen zu Ehren des nahenden Passah; aber sie wählen Jesus Barrabas, einen Mörder, und schreien: den andern schlag ans Kreuz! Um ihr Mitleid zu erwecken, läßt Pilatus den Heiland geißeln. Im Purpurkleid, die Dornenkrone auf dem blutenden Haupt steht er oben auf der Richtstatt vor dem Volk. „Sehet, welch ein Mensch!“ Aber der Römer redete zu harten Herzen. Als die Pharisäer mit der politischen Anklage nichts erreicht, versuchen sie es mit der religiösen: Jesus ist ein Gotteslästerer! Aber eine Besprechung mit ihm macht den Pilatus nur noch mitleidiger. Da spielen die Feinde den letzten Trumpf: sie wollen den Statthalter beim Kaiser in Rom verklagen, und mit diesem Schachzug haben sie über den Römer gesiegt. Er wusch sich die Hände, aber das Volk nahm Jesu Blut auf sich. Den Schandpfahl der alten Welt, das Kreuz, trug der blutende Mann nach Golgatha, zur Schädel-

stätte. Aber er brach zusammen. Simeon von Cyrene nahm ihm das Kreuz ab. Bald hängt er blutend daran zwischen zwei Raubmördern; unten steht das jauchzende Volk und die höhnnenden Feinde! Alles war verloren, Leben, Ehre, Beruf, Erfolg! An Buddhas und Mohammeds Sterbelager standen Freunde und Frauen, und die Liebe führte das Wort. Hier standen um den Gefreuzigten lauter Feinde. Die Jünger und Getreuen waren geflohen. Nur die Mutter, der Apostel Johannes und einige Frauen weinten still unterm Kreuze. Das war also seines ganzen Lebens und Wirkens Frucht? Er hätte klagen, fluchen, verzweifeln müssen! Die Evangelien haben aber statt dessen ganz andere Worte, jedes ein Testament der Liebe und Vergebung, der Hoheit und Göttlichkeit, bewahrt. Als die Soldaten ihn anschlugen, betete er, seinen Feinden verzeihend: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!“ Als einer der Mitgefrenuzigten ihn in reuiger Stimmung bat: „Herr, gedenke mein, wenn du wiederkommst in dein Königreich“, verhieß er: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.“ Seiner Mutter und seinem Lieblingsjünger galt das Testament: „Weib, dein Sohn!“ — „Siehe, deine Mutter.“ — Noch einmal bricht alles Leid, die Sünde der ganzen Welt auf ihn herein; im Mitgefühl fremder Verlorenheit ruft er mit dem Anfang des 22. Psalms: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Der Blutverlust macht ihn durstig. „Mich dürstet!“ Ein Soldat nimmt einen Schwamm, taucht ihn in das dastehende Soldatengetränk von Essig und Wasser und reicht ihm diesen. Noch einmal das Auge wendend über Leben, Wirken und Sterben: „Es ist vollbracht!“ Die große Aufgabe war vollendet; die Liebe hatte gewonnen, und darum mit Frieden und Freude: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“ Verglichen mit den letzten Worten der beiden anderen Propheten ist dies wie ein seliges, volles Amen unter ein reines, heiliges Gebets- und Liebesleben, während das letzte Wort Buddhas mit dem trostlosen Ausblick auf das Nichts, einer Null, und das des islamischen Gründers einem Fragezeichen ähnlich sieht, da er keinerlei Sicherheit für seine Wahrheit geboten hatte. Jesu Leben endet mit einer entsetzlichen Härte und Schroffheit, aber Liebe, Größe und Heldennut verklären es, wie keines anderen Ende.

Als er die sieben Worte gesprochen, neigte er sein Haupt und

verschied. Zwei fromme Ratsherren legen ihn in ein Felsengrab; man wälzt einen Stein vor die Thür. Soldaten halten Wache. Die Leiche im Grabe sollte das Ende finden, wie das aller aus Erde Geschaffenen und zur Erde wieder werdenden.

Und wenn das wirklich das Ende war? Wenn der, der die Seinen so oft mit seinem Wiederkommen getröstet hatte, nicht wiederkam, wenn er zu den schon so mannigfach geknickten Hoffnungen seiner Jünger auch noch diese Enttäuschung fügte? Dann wäre das Christentum **nie** gegründet worden! Beyschlag sagt so schön im „Leben Jesu“ (II, S. 478): „Die Apostel hätten gehofft und geharrt von Tag zu Tag und von Jahr zu Jahr, und jene Wiederkunft wäre ausgeblieben. Sie hätten vielleicht auch andern stillen armen Seelen von dieser ihrer Hoffnung gesagt, aber eine mächtige, freudige Predigt, eine welt-erobernde, herzerneuernde frohe Botschaft wäre diese Predigt einer unerfüllten Hoffnung nicht geworden. In vergeblicher Sehnsucht hätten sie sich verzehrt, der Pulsschlag ihres Glaubens wäre matter und matter geworden, und mit ihrem Tode oder eine kleine Weile nach ihrem Tode wäre diese Jesusreligion ausgelöscht wie ein Abendrot, das die untergegangene Sonne noch eine Weile zurückließ, verflungen wie ein letzter, sterbender Wiederhall, und die größte Gottesthat in der Weltgeschichte wäre für nichts gewesen. Nein, nicht dazu war der Gottessohn in die Welt gesandt und ans Kreuz dahingegeben: sein Werk, vollendet in sich selbst, und dennoch in der Welt nun erst recht zu beginnen, forderte mit göttlicher Notwendigkeit die Wiederanknüpfung des zerrissenen Zusammenhangs mit der auf Erden fortlebenden Menschheit. Er wußte, wie die Seinen hilflos und ohnmächtig waren ohne ihn, und darum zog es ihn mit Liebesmächten aus jener stillen Welt der Abgeschiedenen zu ihnen zurück, ihnen sein Wort zu halten: „Ich will euch nicht Waisen lassen; ich komme zu euch!“ Und sein verklärter Geist hatte die Macht, hierzu die gebrochene Leibeshütte wiederherzustellen, nicht zu einem Gezelt der Sterblichkeit, sondern der Unsterblichkeit, welches doch das Bild seines Erdenlebens noch aufzuweisen und die Selbigkeit seiner Person zu bezeugen vermochte.“ —

Was Buddha und Mohammed nicht erleben konnten und auch nicht erlebt haben, das ward am Ostermorgen an Jesu Ereignis; wie ein Siegesfürst über Sünde und Tod brach er

verklärten Leibes aus dem Grabe hervor und gab den zweifelnden Seinen mehrmals Gewißheit von seiner Auferstehung. Daß wir heute eine christliche Kirche haben, das verdanken wir dem festen Glauben der Jünger an diese seine leibliche Auferstehung. Buddhas Lehre pflanzte sich in seinen Klöstern unbehindert fort; sie paßte zur Lebensauffassung und Art der indischen Völker. Mohammeds Islam verdankt seine Verbreitung dem Schwerte. Jesu Religion aber steht und fällt mit dem Glauben der Apostel an den Auferstandenen, und hat sich Schritt für Schritt unter unfäglichen Leiden der Christen Bahn gebrochen. Eine wunderscheue, skeptische Zeit hat diese geschichtliche Thatsache der Auferstehung angezweifelt; man rief die Visionshypothese und die Möglichkeit des Scheintods zu Hilfe, oder man verlegte radikal die ganze Geschichte in das Fabelgebiet des Mythos. Aber die Wissenschaft ist hierüber hinweggeschritten, und steht, sofern sie nicht rückhaltlos die Thatsache zugiebt, doch mindestens auf dem Standpunkt des „ignorabimus“, aber mit starker Betonung irgend eines wunderbaren Vorgangs, der in den Jüngern den Glauben entzündete. Und in der That, die Nüchternheit der ersten Apostel, ihre anfängliche Zweifelsucht, die einstimmige Bezeugung der Thatsache durch die Evangelien, durch Paulus und durch die ganze apostolische Zeit, die psychologische Unmöglichkeit der Visions- und noch mehr der Scheintods-Hypothese, die Thatsache, daß die Erscheinungen des Auferstandenen nach 40 Tagen völlig aufhören, was gegen jede Visions-Annahme spricht, vor allem das leere Grab und die klare Sicherheit der welt- und todüberwindenden Apostel — dies alles und noch mehr zwingt den, der nicht auf Voltaireschem Standpunkt steht und keine Wunder glauben will, zur Annahme des Wunders. Um freilich der Auferstehung Jesu froh zu werden und sich der religiösen Wirkungen auf das Menschenherz freuen zu können, dazu gehört mehr als Beweise und deren Fürwahrhalten, dazu gehören sittlich-religiöse Faktoren; dazu gehört vor allem die Erfahrung des Auferstandenen am eigenen Herzen. Lebt aber jemand im Glauben an den lebendigen Heiland und verwirft er doch die Thatsache der leiblichen Auferstehung Jesu, dann denkt er inkonsequent und unlogisch. Wird das letztere Regel, dann unterbindet man mit der Zeit die religiösen Wirkungen der Auferstehung Jesu überhaupt. Der Heilsglaube wird künftighin nur so lange die Möglichkeit haben, zu

entstehen und sich in aller Kraft und Gewißheit mächtig zu erweisen, solange die leibliche Auferstehung als ein historisches Ereignis, als der Grund der christlichen Kirche festgehalten wird. Jedes Abweichen von demselben wird sich am Schwanken des Heilsglaubens und an der Unsicherheit des religiösen Bewußtseins bemerkbar machen. Die Erkenntnis, daß uns die Auferstehung Jesu ein Beweis ist für das Dasein Gottes als eines himmlischen Vaters, noch mehr ein Beweis unserer eigenen Unsterblichkeit, und vor allem eine Garantie für die Wahrheit Jesu und seiner Lehre, und die trostreiche Gewißheit, daß unser Herr immer lebendig bei uns ist als Sohn Gottes, der uns erlösen und die Gabe seines himmlischen Lebens uns einpflanzen kann, diese Erkenntnis sollte uns den religiösen Wert derselben nicht hoch genug anschlagen lassen. Wir Christen sollten uns einer weltumgestaltenden Thatsache, wie sie kein Buddhismus und Islam kennt, freuen und sie nicht anzweifeln und herabsetzen. Unser Sieg über Buddha und Mohammed wird davon abhängen, ob wir auf diesem kirchengründenden Glauben der Apostel stehen bleiben oder nicht.

Im Lichte dieser Auferstehung besehen, gewinnt der Tod Jesu eine ganz besondere Bedeutung. Dann ist er nicht mehr der schroffe Abschluß eines verfehlten Lebens, dann liegt darin nicht mehr etwas Unbefriedigendes und Abstoßendes, wie wir beim Tode der beiden andern empfanden, sondern dann ist sein Tod nur der Durchgang zur Herrlichkeit. Für ihn hatte der Tod die Bedeutung, daß er sich im Gehorsam vollendete und auf den höchsten Gipfel der Liebe kletterte, den er bei der Sünde und dem Haß der Welt überhaupt ersteigen konnte; am Kreuze wird Jesus erst voll und ganz der Sohn seines himmlischen Vaters, der nun durch die Auferweckung unter das Leben seines Kindes das beglaubigende Siegel drückt. Für uns Menschen aber hat sein Tod noch die unendliche Bedeutung, daß wir an ihm die Größe der Liebe Gottes, die der Heiland uns vorleben sollte, merken und verehren, daß uns dieser Liebes-Tod Mut macht, trotz unserer Sündhaftigkeit fröhlich und getrost zum himmlischen Vater aufzuschauen und uns an sein Herz zu legen im kindlichen Glauben. Er, der sein Herzblut für uns gegeben, gewinnt uns selbst dadurch unser Herz ab, daß wir ihn lieben und an ihn glauben müssen, und in

dieser Liebe zu ihm zugleich auch den himmlischen Vater finden. Buddhas und Mohammeds Tod haben für das Wesen und den Fortgang ihrer Religionen gar keine Bedeutung. Sie starben ja nicht für ihre Lehre und noch weniger für ihre Mitmenschen. Die beiden Personen könnten sogar vergessen werden, ihre Religionen würden doch unverändert fortbestehen. Jesu Tod aber galt der Wahrheit seines Berufes und vor allem uns selbst. Er steht darum mit dem Wesen des Christentums in allerinnigster Beziehung; der Beweis des Christentums als einziger Offenbarungs-Religion liegt nur in der Persönlichkeit des Gründers und in dem herz-erneuernden Einfluß desselben auf die gläubigen Gemüther. Beides aber ist verknüpft mit Tod und Auferstehung und gewinnt erst durch diese beiden Thatfachen sein helles Licht. Kein Buddha und kein Mohammed können mit ihren Lehren, Vorschriften und Beröstungen auf Nirvana oder Paradies auch nur eine Menschenseele innerlich umbilden und ihr die Leid und Tod überwindende Sicherheit eines ewigen Lebens im Himmel geben. Das kann allein die Persönlichkeit des für uns gestorbenen und auferstandenen Heilands, und darum haben wir Christen Recht und Grund, wenn wir zu Ostern in das Lied einstimmen:

„O Tod, wo ist dein Stachel nun,
Wo ist dein Sieg, o Hölle?
Was kann uns jetzt der Teufel thun,
Wie grausam er sich stelle?
Gott sei gedankt, der uns den Sieg
So herrlich hat nach diesem Krieg
Durch Jesum Christ gegeben.“

Kapitel 7.

Die drei Charaktere.

Eine vergleichende Charakter-Schilderung ist, wie man bisher öfter annahm, durchaus keine unfruchtbare Spielerei, sondern sie hat für die Religionswissenschaft einen ungeheuren Wert, nämlich den, daß man von den Persönlichkeiten auf ihre Religionen selbst schließen und die letzteren nach den ersteren beurteilen kann. Die Religion ist das Herz des Religionsstifters; er giebt sich darin selbst. Es werden also nicht nur die Vorzüge, sondern auch die Schwächen der Meister darin wieder an den Tag treten und auf die Anhänger, denen die Persönlichkeit des Religionsgründers stets vorbildlich ist, je nachdem die Vorzüge oder Schwächen überwiegen, einen mehr guten oder schlechten Einfluß ausüben. Man kann daher den Satz aufstellen: wessen Persönlichkeit von den dreien die heiligste und reinste ist, dessen Religion ist auch die heiligste und reinste. Wessen Persönlichkeit das erhabenste Vorbild bietet, dessen Religion ist für die Menschen die beste. Eine Charakter-Darstellung der drei Religionsstifter wird daher entweder eine Verwerfung oder eine Apologie ihrer Religionen selbst.

Buddhas Charakter ist der am wenigsten scharf abgegrenzte. Es liegt im Wesen seiner jede Eigenartigkeit nivellierenden Religion, daß sein Charakter verschwommen und ohne Originalität werden mußte. Oldenberg sagt über den indischen Charakter überhaupt: „Indien ist das Land der Typen. Leben entsteht und vergeht dort, wie die Pflanze blüht und verwelkt unter dem dumpfen Zwange von Naturkräften, und Naturkräfte können nichts als typische Gestaltungen erzeugen. Ebenso ist auch in der Geschichte des indischen Denkens das handelnde Subjekt nicht der einzelne, sondern immer nur der große, indische Volksgeist, das, was die Inder, wenn nach dem Ursprung ihrer heiligen Schriften gefragt wird, den heiligen Bedageist

nennen. Überall wirkt nur eine unpersönliche Allgewalt, und der einzelne trägt nur die Züge, die der Gemeingeist ihm aufgeprägt hat. . . . Die großen Jünger, die den Meister umgeben, Sariputta und Mogallana, Upali und Ananda, sehen einander in den alten Erzählungen vollkommen gleich, und ihr Bild ist wieder nichts anderes, als das ununterscheidbar ähnliche, nur verkleinerte Abbild Buddhas selbst. Die Wirklichkeit war schwerlich viel anders; der einzelne war wenig mehr als ein Exemplar, das den Gemeingeist zur Erscheinung brachte, und dieser Gemeingeist wieder samt den Formen, in denen er sich äußerlich darstellte, war kaum wesentlich verschieden von dem Geist Buddhas selbst und den Formen, in welchen Buddha das Leben sich bewegte.“ (Vergl. „Buddha“ S. 151 ff.)

Aber doch tritt so viel Eigenartiges an Buddha hervor, daß wir uns ein klares Bild von ihm machen können.

Ist gewiß auch damals keine getreue Abbildung seiner äußeren Gestalt versucht worden, so haben doch spätere Jahrhunderte sich ein übereinstimmendes Bildnis von ihm gemacht. Die Buddhamaße ist kirchlich festgestellt und gestattet daher keine willkürliche Änderung. Bei der Treue der indischen Tradition und des Typischen des indischen Wesens mag diese übliche Darstellung wohl Anspruch auf geschichtliche Wirklichkeit machen. Der Ausdruck seines Antlitzes ist leer und weichlich; die Augen sind groß, die Stirn breit, Kinn und Wange voll, Leib und Brust fast weiblich, Hals, Schenkel fleischig, ähnlich einer Frau, die Ohren unnatürlich lang, am Schädel einen Auswuchs, die ganze Gestalt wohlbeleibt, fett, ohne jeden kraftvollen, männlichen Ausdruck. Das Almosengefäß befindet sich stets in der Hand. Sitzende Buddhabilder sind die häufigsten, aber die stehenden sind jedenfalls die ältesten. Es mag, solange die Erde steht, keines Mannes oder Gottes Bildnis öfter vervielfältigt worden sein, als das des Gründers des Buddhismus.

Aber in dieser verschwommenen Gestalt wohnte eine ehrliche, treue, wahre Seele. Buddha ist kein Heuchler und Betrüger gewesen, sondern hat an seine Selbstberufung fest geglaubt und allen Ernstes seinen Landsleuten die Erlösung bringen wollen. Die Flucht aus dem Vaterhaus und aus der Familie in die Armut, aus dem Wohlleben in die furchtbarste Askese mögen bei der extremen Natur der Jnder häufiger vorkommen, zeigen aber doch

bei ihm ehrlichen Ernst und religiöses Suchen. Auch ein gewisses Maß von Frömmigkeit läßt sich dem nicht absprechen, der nie an Götter geglaubt hat; Beweis dafür ist der religiöse, jeder Frivolität bare Zug, der durch alle seine Worte hindurchgeht.

Der Grundzug seines Wesens ist die leidenschaftslose, heitere und gleichmäßige **Ruhe**. Launisch ist er nie gewesen; er war eine in seiner Art äußerst glückliche Natur. In einem Gespräch mit dem Asketen Sona exemplifiziert er an einer Laute, daß sie, wenn sie einen Ton geben soll, nicht allzu schlaff, aber auch nicht allzu straff gespannt sein dürfe, und zieht daraus den Schluß: „So gerät auch die allzu angespannte Kraft in das Übermaß, und die allzu nachgelassene Kraft gerät in Schläffheit. Darum Sona, vollende du in dir das Gleichmaß deiner Kraft und bringe zum Gleichmaß deines geistigen Vermögens hindurch und stecke dir dies zum Ziel.“ Bezeichnender noch ist folgende Geschichte: Einst lag er im Walde der Rosenholzbäume, in Nachdenken versunken, auf einem Laublager. Ein Einwohner eines nahen Dorfes kam vorüber, sah ihn und fragte: „Lebt, o Herr, der Erhabene wohl glücklich?“ — „So ist es, o Jüngling, ich lebe glücklich. Von denen, die in der Welt glücklich leben, bin ich auch einer.“ — „Kalt, o Herr, ist die Winternacht, es kommt die Zeit des Reifs; rauh ist der von Hufen der Rinder zertretene Boden, dünn ist das Laublager, fein sind die Blätter der Bäume, leicht die gelben Mönchsgewänder, scharf weht der schneidende Winterwind.“ Darauf Buddha: „So ist es, o Jüngling; ich lebe glücklich.“ Dann fährt er fort: „Nimm an, Jüngling, ein Hausvater hat eine prachtvolle Villa mit Divans, Kissen und Decken, eine Lampe brennt im Gemach, vier Frauen, reizend und liebenswürdig, sind dienstbereit. Was meinst du, o Jüngling, lebt jener glücklich oder nicht?“ — „Glücklich lebt er, o Herr.“ — „Aber könnte diesem Hausvater durch die Begierden keine Qual entstehen, körperliche oder geistige, durch welche gequält er leidvoll lebte?“ — „So ist es, Herr.“ — „Diese Begier ist von dem Vollendeten verlassen, mit der Wurzel vernichtet, total vertilgt, so daß sie nicht mehr keimen, nicht mehr sich entwickeln kann, daher lebe ich glücklich.“ Er schließt mit den Worten: „An jedem Ort lebt glücklich der Brahmane, der ans Ziel gelangt, der unbefleckt von Gier und Lust, erloschen und entdaseint ist. Durchschnitten hat er jedes Band, des Herzens herbe Pein

zerstört, beruhigt lebet glücklich er: zu teil ist ihm Gemütsfriede.“ (Neum. Anthol. S. 122 ff.)

Es hat in der That den Anschein, als habe der Asket Buddha jede weltliche Lust und unreine Begier in sich ertötet. Unsitlichkeit und Unkeuschheit haben ihm, nachdem er mit der wollüstigen Jugendzeit gebrochen, völlig fern gelegen. Sein Verhältnis zu den Frauen hat sogar etwas Schroffes. In den Frauen verkörpern sich ihm alle Mächte der Bethörung, die den Geist an diese Welt fesseln. „Unergründlich verborgen, wie im Wasser des Fisches Weg, ist das Wesen des Weibes, der vielgewitzten Räuberinnen, bei denen Wahrheit schwer zu finden ist, denen die Lüge ist wie die Wahrheit und die Wahrheit wie die Lüge.“ Nur mit Widerstreben ließ er die Gründung von Nonnenorden zu und prophezeite seiner Religion infolge der Weiber-Aufnahme nur 500 Jahre Dauer. Sie sind nur geduldet im Buddhismus, und doch ist dieser Mönchsreligion gerade durch die Wohlthätigkeit und Schenkungen seitens der Frauen die größte Stärkung und Ausbreitung zu teil geworden. Der Buddhismus mit seiner finstern Weltflucht und seiner die Seele ertötenden Moral hat eigentlich für das gemüthvolle, heitere weibliche Geschlecht etwas Abstoßendes, und darum hat er auch unter demselben keine große Verbreitung erfahren. Die wenigen Nonnenklöster sind in den Städten, nicht draußen, unterstehen aber völlig der mönchischen Vormundschaft und haben für das sociale Leben keine Bedeutung.

Mit dieser Strenge gegen sich selbst verband Buddha eine auffallende Bescheidenheit. Als er ein Bettler geworden, hat er sich nach den Reichtümern seiner Jugend nicht mehr zurückgesehen, und ist anspruchslos geblieben bis an sein Ende. Er scheute sich nicht, den Almosentopf in der Hand, jeden Morgen von Haus zu Haus zu gehen, und mit niedergeschlagenem Blick, schweigend und demütig an den Thüren zu warten, bis man ihm eine Gabe reichte. Das that der Mann, vor dem die Könige sich neigten und den Tausende abgöttisch verehrten, bis in sein Greisenalter. Hatte er seinen Bettelgang vollendet, dann saß er am Mittag in stillem Gemach oder im kühlen Waldesdunkel, in Nachdenken versunken, bis die Glut vorüber und der Abend kam, der ihn in das geräuschvolle Treiben von Freund und Feind zurückführte. — Seine Bescheidenheit hat ihn auch von allen Herrschaftsgelüsten ferngehalten. Es wird von ihm eine ähnliche Geschichte

erzählt, wie von Jesus in der Wüste. Auch ihm erschien Mara, der Teufel, und legte ihm den verführerischen Gedanken in das Herz, als König über ein großes Weltreich regieren zu wollen, oder sich einen unermesslichen Reichtum zu verschaffen; aber Buddha wies ihn ab: „Was hülfte es dem Weisen, wenn er auch einen Berg von Silber oder Gold besäße? Wer das Leiden erkannt hat, woher es stammt, wie mag der Mensch sich dem Begehren zuwenden? Wer da weiß, daß irdisches Wesen eine Fessel ist in dieser Welt, der Mensch möge üben, was ihn davon frei macht.“ Da sprach Mara, der Böse: „Der Erhabene kennt mich, der Vollendete kennt mich“, und betrübt schlich er von dannen. (Sam. Nik. I, S. 116.) — Rührend ist noch des sterbenden Greises Bekenntnis: „Wer da meint, Ananda, ich will über die Gemeinde herrschen, oder mir möge die Gemeinde unterthan sein, der mag, o Ananda, seinen Willen über die Gemeinde verkünden. Der Vollendete aber meint nicht: ich will über die Gemeinde herrschen, oder mir möge die Gemeinde unterthan sein. Was soll der Vollendete, Ananda, seinen Willen über die Gemeinde verkünden? Ich bin jetzt hinfällig, Ananda, ich bin alt, ich bin ein Greis, der seinen Weg gemacht hat und der alles erreicht hat; 80 Jahre bin ich alt. Seid ihr, Ananda, eure eigene Leuchte, eure eigene Zuflucht, sucht keine andere. Laßt die Wahrheit eure Leuchte und eure Zuflucht sein! Sucht keine andere.“ — Mit dieser Bescheidenheit steht sein religiöses Selbstbewußtsein nicht in Widerspruch. In seinem religiösen Selbstbewußtsein lag die Überzeugung, Buddha zu sein, und ihr Ausdruck zu verleihen, dazu hatte er das Recht und die Pflicht. Und er hat es auch gethan, zwar ohne eitle Selbstbespiegelung und ohne betrügerische Absichten, aber in hohem Ton. Die schrankenlose indische Phantasie hat ihm Wunder und metaphysische Eigenschaften der Ewigkeit und Präexistenz angedichtet; er hat sie nicht für sich in Anspruch genommen, aber folgenden Ausspruch mag er doch gethan haben: „Der Allüberwinder, der Allwissende bin ich; in allem, was ich bin, ohne Flecken. Alles habe ich verlassen; ohne Begehren bin ich, ein Erlöser. Aus eigener Kraft besitze ich die Erkenntnis; wen sollte ich meinen Meister nennen? Ich habe keinen Lehrer. Niemand ist mir zu vergleichen. In der Welt, samt den Himmeln, ist niemand, der mir gleich sei. Ich bin der Heilige in der Welt, ich bin der höchste Meister. Ich allein bin der vollendete

Buddha. Die Flammen sind in mir erloschen; ich habe das Nirvana erreicht.“ Von derartigen ähnlichen Selbstbezeichnungen findet sich eine Fülle. Hierher gehören auch die Namen, die er sich selbst beigelegt hat oder die ihm beigelegt sind: „Buddha“, der Erkennende; Sakjamuni, der Weise aus dem Stamme der Sakyas; der „Heilige“, der „Weltüberwinder“, der „Welterleuchter“, „Gotama“ (der Asket); „Cramana“ (der Ehelose); „Tathagata“ (der Vollendete).

Es ist das Kennzeichen der Aufrichtigkeit seines Selbstbewußtseins, daß er nie hochfahrenden, überhebenden Stolz zur Schau getragen hat, sondern gegen alle von gewinnender Leutseligkeit war. Er verkehrte mit allen und nahm auch teil an den Gastmählern reicher Leute, wenn er dazu eingeladen war. Eine herzgewinnende, gewaltige Persönlichkeit, hat er ungeheure Scharen an sich gezogen und zieht auch noch heute mit seiner einfachen Ethik Christen in seinen Bann. Schopenhauer u. a. bekannnten sich offen zu seiner Lehre. —

Aber doch dürfen auch die ungeheuren Schwächen seines Charakters nicht übersehen werden. Was dem Buddha fehlt, ist die herzliche, selbstlose Liebe, die dem Verlorenen nachgeht und hilft und tröstet. Er hat auch den Mitmenschen mit der liebevollen That wenig gedient, sondern sich dienen und ernähren lassen. Seine Lehre stand allen zu Gebote, aber nicht seine Liebe; eine gewisse Apathie gegen alles, was lebt und fühlt, ist ihm eigen. Stumpf sinn und in sich gezogenes, teilnahmsloses Sinnen ist darum der Geist des ganzen Buddhismus; er hat für die Mitmenschen und deren Leiden nur insoweit ein Interesse, als man durch derartige Liebesleistungen sich selbst der Erlösung näher bringen und seinen Egoismus ertöten kann. Der Buddhismus weist den elenden und traurigen Menschen nicht an einen persönlichen Gott, auch nicht an das Herz des Stifters — das ist alles nicht vorhanden — sondern an die Lehre und an das Kloster. Und für die Mühseligen und Beladenen gilt diese Lehre und Moral nicht einmal, sondern nur für einige Auserwählte. Buddhas Liebe ist nur eine passive und von einer gewissen Engherzigkeit, ja Härtherzigkeit kann er nicht freigesprochen werden. Jeder ist sich selbst der Nächste und muß sehen, wie er zur Erlösung vom Leiden und zu der Wiedergeburt gelangt, das ist die ganze buddhistische Moral. Eine umgestaltende, heilsame sociale Bedeutung hat daher

Buddha gar nicht gehabt. Oldenberg sagt davon: „Wer das Wirken Buddhas zu schildern versucht, muß der Wahrheit zu Liebe mit Entschiedenheit bestreiten, daß der Ruhm einer solchen That, wie auch immer man sich dieselbe des näheren vorstellen mag, ihm gebühre. Spricht man von dem demokratischen Element im Buddhismus, so muß man sich in jedem Fall zunächst dies gegenwärtig halten, daß der Gedanke an irgend eine Reformierung des Staatslebens, jede Phantasie, die etwa auf die Begründung eines irdischen Idealreiches, einer frommen Utopie gerichtet gewesen wäre, diesen Kreisen gänzlich fern gelegen hat. Etwas, das socialen Bewegungen ähnlich sah, gab es in Indien nicht. Jene Leidenschaft, ohne die niemand der Vorkämpfer der Unterdrückten gegen die Unterdrücker sein kann, war der Seele Buddhas fremd. Mag der Staat, die Gesellschaft, bleiben was sie sind, der Fromme, der als Mönch der Welt entsagt hat, nimmt keinen Anteil an ihren Sorgen und Händeln. Die Kaste gilt für ihn selbst nicht, weil alles Irdische aufgehört hat, ihn zu berühren.“ (S. 165.)

Dem Buddha schlägt kein fühlend Herz in der Brust und für alles Menschliche hat er keinen Sinn. Dem Mönch und Asketen ist jede Teilnahme und jedes Verständnis für das natürliche Leben mit seinen Regungen der Liebe, des Leids und der Lust erstorben. Vor allem hat er die Sehnsucht des Herzens nach dem persönlichen Gott, nach Gemeinschaft mit ihm, nach Erlösung von der Sünde nicht gekannt. Buddha ist die personifizierte Unnatur, das gerade Gegenteil alles natürlich Menschlichen. Gemessen am sittlichen Maßstab sinkt der Mönch und Asket, der Begründer des Atheismus, der Befreier vom diesseitigen und jenseitigen Leben, der Schöpfer einer furchtbaren Duldermoral ohne wirkliche, positive Liebe und ohne Stütze durch einen Gott, auf die Stufe aller der verschrobenern, gefährlichen Irrlehrer hinab, denen zu folgen der Seele des einzelnen wie einem ganzen Volke den Tod bringt.

Berschwimmen die Umrisse der Persönlichkeit Buddhas ohne charakteristische Prägung im Nebel, so tritt dagegen das Charakterbild des Propheten des Islam auf das allerschärfste und klarste hervor. Die Geschichte hat uns über ihn auch weit besser orientiert, als über jenen; sie läßt uns bis in die innersten Falten seines Herzens, in den intimsten Verkehr mit seinen Frauen, Freunden und Feinden schauen.

Mohammed ist in seinem ganzen Leben ein kranker Mann gewesen. Er litt an Epilepsie, welche auf seinen Charakter und auf seine Prophetenlaufbahn den entscheidendsten Einfluß gehabt hat. Man sah ihm aber sein Leiden nicht an. Er hatte eine imponierende Erscheinung. Er war von mittlerer Statur, aber von ungeheurer Körperkraft, so daß er es mit den stärksten Ringern aufnahm. Er hatte einen großen Kopf, einen starken Bart, ein feines Gesicht mit rötlichen Wangen. Er hatte große, schwarze Augen. Eine Ader zog sich von der Stirn über seine Augenbrauen herab, die answoll, so oft er in Zorn geriet. Seine Zähne waren blendend weiß und standen ein wenig auseinander. Auf seiner unteren Lippe hatte er ein kleines Mal. Seine Haare behielten ihre dunkle Farbe bis zu seinem Tode, doch färbte er sie zuweilen braun, feuchtete sie sehr häufig mit wohlriechendem Öle an, und nur bei seiner letzten Pilgerfahrt ließ er sie ganz abscheren. Seinen Schnurrbart stuzte er jeden Freitag vor dem Gebete, ebenso auch die Nägel an seinen Fingern. Er hielt viel auf sein Äußeres; das Schönste an ihm war sein Hals, der sich kraftvoll über seiner breiten Brust erhob. Sein Gewand war, wie das des Buddha, gelb, darunter trug er ein Unterkleid von Leinwand und ein baumwollenes Hemd. Eigentümlich an ihm war, daß er beständig, selbst noch im Todeskampfe, einen Zahnstocher in der Hand hatte, daß er sich niemals badete, sondern sich stets zu Hause wusch, und daß er eine so große Vorliebe für Wohlgerüche hatte, womit er den einzigen Luxus trieb. Spiegel, Kamm, Schere, Öl und Augenschminke hatte er stets bei sich. Mohammed war immer schön und eitel, darin der mönchischen Manier Buddhas völlig entgegengesetzt.

In dieser kraftvollen, männlichen Gestalt schlug ein starkes, selbstbewusstes Herz. Nachdem er sich zu dem Glauben an seinen Prophetenberuf mühsam durchgerungen hatte, hielt er daran fest mit zäher Energie und hat den Islam mit kriegerischem, heldenhaftem Mut über ganz Arabien verbreitet. Es wäre ein geschichtliches Unrecht, wollte man an der Ehrlichkeit seines Glaubens an sich selbst zweifeln. „Bei dem Sterne, wenn er untergeht,“ rief er einmal, „euer Meister Mohammed ist nicht auf Irrwegen und täuscht sich nicht und spricht nicht nach Willkür, sondern es ist nichts anders, als eine Offenbarung, die ihm geoffenbart worden. Der Starke und Mächtige (Gabriel) hat sie ihm gelehrt, der

Kraftbegabte. Er stand vor ihm am höchsten Horizont, dann näherte er sich ihm bis auf zwei Bogenschüsse oder noch weniger, da offenbarte Gott seinem Sklaven, was er ihm offenbarte. Das Herz Mohammeds hat nicht erlogen, was er gesehen; wollt ihr mit ihm hadern über das, was er gesehen?“ (Sur. 53.) — Hohes, kraftvolles Selbstbewußtsein spricht auch aus den Worten: „Mein Gebet, meine Andachtsübungen, welche beim Pilgerfeste beobachtet werden, mein Leben und mein Sterben, alles ist Allah, dem Herrn der Welten, geweiht. Er hat keinen Genossen. Das ist der Befehl, den ich erhalten habe, und ich bin der erste der Moslime“. (Sur. 6, 163.) Und einige Verse weiter heißt es: „Er ist es, welcher mich zu seinem Statthalter auf Erden gemacht hat.“

Aber dabei hat er doch das rechte Maß bewahrt und sich vor aller Überschätzung gehütet. Er hat sich nie für unfehlbar gehalten, sondern er hat am Anfang seiner Prophetenlaufbahn bekannt: „Ich sage ja nicht, daß die Schätze Allahs in meiner Gewalt stehen, noch daß ich das Verborgene wisse, noch sage ich, daß ich ein Engel sei. Ich folge nur dem, das mir eingegeben wird.“ (Sur. 6, 50.) Am Ende seines Lebens, drei Monate vor seinem Tode hat er noch einmal wiederholt: „Ich bin ein Mensch wie ihr. Der Gesandte meines Herrn, der Todesengel, kann mir jeden Augenblick erscheinen, und ich muß ihm folgen. Da werde ich über euch, und ihr werdet einst über mich befragt. Was werdet ihr dann antworten?“ Sie sagten: „Wir werden bezeugen, daß du uns die göttlichen Offenbarungen mitgeteilt und mit vielem Eifer uns zum Guten geraten hast. Gott vergelte es dir.“ Der Prophet war damit zufrieden. —

Dies sein Selbstbewußtsein entsprang aus einem entschieden frommen Herzen. Frömmigkeit war der beste Grundzug seines Wesens und strahlt in Wort und That aufrichtig uns entgegen. Als er auf der Flucht 622 sich vor den Nachsetzenden mit Abubekr in einer Höhle verborgen hatte, ermahnte dieser zur Vorsicht und flüsterte: „Wir sind nur zwei!“ Er: „Wir sind zu drei; Gott ist mit uns!“ Als sein einziger Sohn Ibrahim, den ihm die christliche Sklavin Maria geboren hatte, im zarten Alter starb, sagte er: „Ich bin betrübt über dein Scheiden; mein Auge weint und mein Herz ist traurig; doch will ich keine Klagen ausstoßen, welche meinen Herrn erzürnen. Wäre ich nicht überzeugt, daß ich

dir nachfolge, so würde mein Kummer noch weit größer sein, aber wir sind Gottes und kehren einst zu ihm zurück.“ Als Ibrahim beerdigt ward, stellte sich Mohammed über sein Grab und rief ihm zu: „Mein Sohn, sage: Gott ist mein Herr; der Gesandte Gottes war mein Vater, und der Islam ist mein Glaube.“ — Rührend ist auch sein Sündenbekenntnis wenige Monate vor seinem Tode: „O Gott, du hörst meine Worte und siehst meinen Standpunkt, kennst mein Äußeres und mein Inneres, und nichts von meinem ganzen Wesen ist dir verborgen. Ich, der Schüchterne, Flehende, Schutzsuchende, Gnadebedürftige und Schwache, bekenne hier meine Sünde vor dir und flehe dich an, wie der Arme den Reichen, zittere vor dir, wie ein Verbrecher vor seinem Richter, und bete zu dir mit gebeugtem Nacken und thränenvollen Augen. O Gott! lasse mein Gebet nicht unerhört, sei gnädig und barmherzig gegen mich, du Bester von allen, die um etwas gebeten werden, du bester Geber. Zu dir nehme ich meine Zuflucht vor aller Pein des Grabes, vor der Unruhe des Gemüths, vor der Zerrüttung meiner Verhältnisse und vor der Bosheit aller Boshaften.“ Solches innige, fromme Gebet, wie dies und wie es noch mehrfach im Koran uns entgegentritt, wäre auch eines Christen würdig. Gebet war dem Mohammed heilige Herzenssache; er selbst hat den Tag mit Beten begonnen und beschlossen, hat das Gebet zu einem der wichtigsten Pflichten der Moslime gemacht, und hat einem arabischen Stamm, der sich befehren wollte, wenn ihm das Gebet erlassen würde, geantwortet: „Eine Religion ohne Gebet taugt nichts.“ —

Solchem, vor Gott demütigen und frommen Herzen entspricht es, wenn es im Verkehr mit den Menschen bescheiden, freundlich und leutselig bleibt. Der gewaltige Mann, dessen Wink Tausende folgten, dem unermessliche Reichtümer zu Gebote standen, ist — wie Buddha — von einer auffallenden Einfachheit und Anspruchslosigkeit gewesen. Seine Hütten waren prunklos und ohne jeden Schmuck. Er schlief auf einer Matratze, im Winter unter einer Decke. Seine Lebensmittel holte er selbst vom Markt und bereitete sie zu; seine Mahlzeit war sehr einfach; er begnügte sich immer mit einer einzigen Speise, häufig sogar mit trockenem Brot. Man sah in seinem Hause oft tagelang kein Feuer, und als man fragte, was er und seine Frauen genossen, antwortete er: „Nichts als Datteln“. Seine Tochter Fatima kam einst mit

einem Stückchen Brot zu ihm und gab es ihm; da schwur Aischa, seine Lieblingsfrau, es seit der erste Bissen sei drei Tagen. Einst schickte ihm Abu-Bekr einen Braten zum Nachtessen; da hatte er kein Licht im Hause und mußte ihn im Dunkeln verzehren. Er reinigte selbst seine Sandalen, flickte seine Schuhe und Kleider, kehrte das Zimmer und melkte die Ziegen. Zwar war durch den fünften Anteil an der Beute ein ungeheures Vermögen sein eigen, aber er hat nicht verstanden, zu sparen, sondern hat das Geld meist zu seinen theokratischen Zwecken verwendet. Er besoldete damit seine Abenteuerer und erkaufte sich die Gunst der Häuptlinge. Er war den Seinen gegenüber von verschwenderischer Freigebigkeit, und als er starb, hinterließ er ein kaum nennenswertes Vermögen. Während er arm blieb, wurden seine Anhänger reich. Als einst seine Leute murrten, daß er sein Gut meist an die Koreischiten verteilte, sagte er: „Waret ihr nicht auf Abwegen, als ich zu euch kam, und gelangtet ihr nicht durch mich zur göttlichen Leitung? Waret ihr nicht arm und wurdet durch mich reich? Waret ihr nicht entzweit und wurdet durch mich vereinigt?“ Sie mußten alle diese Verdienste anerkennen und sagten: „Gewiß, o Gesandter Gottes, du hast uns mit Wohlthaten überhäuft.“

Nach allem scheint Mohammed eine ungemein liebenswerte, edle und gewaltige Persönlichkeit gewesen zu sein, würdig, als Prophet einer über 180 Millionen zählenden Weltreligion verehrt und geliebt zu werden. Aber er ist eine dämonische Faust-Natur, die auch auf sich das Goethesche Wort anwenden könnte:

„Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen;
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen;
Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“

Es giebt kein größeres psychologisches Rätsel, als diese zwiespältige Natur des Propheten, wo Schatten und Licht auf das schroffste einander gegenüberstehen. Die Lösung dieses Rätsels liegt gewiß zum Teil in der epileptischen Krankheit und in seiner hysterischen Beanlagung, die immer für den Charakter von bedenklichen Folgen sind, aber dennoch ist Mohammed von den schwersten sittlichen Verbrechen nicht freizusprechen. Der Dämon war in ihm stärker, als der gute Genius. Gegenüber dem gleich-

mäßigen, sittlich makellosen Buddha sinkt die Wage des Propheten bis in den Schmutz.

Derjelbe Mann, der das stolze Selbstbewußtsein des gottgesandten Propheten in sich trug, der die Lehre des Monotheismus als das Grunddogma des Islam verkündete, derselbe Mann war ein abergläubischer Mensch, der sich vor bösen Geistern fürchtete und auf Träume und Vorzeichen viel gab. Einmal hielt er sich für verhezt; selbst die Lust an seinen Frauen schwand. Da sagte ihm der Engel Gabriel, es sei ein Zauber von einem Juden ihm angethan, und der Talisman sei in einen Brunnen vergraben worden. Der Zauber wurde zerstört und der Prophet genas. Phantasie und Gefühl herrschten über seinen Verstand und umnebelten seinen Blick. Es dünkt uns schwer, wie er sein prophetisches Selbstbewußtsein sich erhalten konnte, wenn wir seinen theologischen Unklarheiten und Irrtümern folgen, die er sich zu schulden kommen ließ. Er mußte doch wissen, daß er keine originalen Gedanken offenbarte, sondern daß er sie alle aus dem Judenthume gelernt hatte, er mußte doch an sich bedenklich werden, wenn er seine Ansichten über einen und denselben Gegenstand so schnell änderte, wenn er anfangs die Verehrung heidnischer Gottheiten gestattete, dann verbot, anfangs gegen Juden und Christen tolerant war, dann in höchstem Maße intolerant, wenn er Offenbarungen abändern oder gar widerrufen mußte, wie seine erlogene Himmelfahrt; ja, er mußte sich vor sich selbst schämen, wenn er Geschichten des Alten Testaments, die er gelernt hatte, als neue Offenbarungen und als Beweis seiner himmlischen Sendung ausgab, wie die des Joseph, oder wenn er sich in der Wiedergabe derselben irrte, und man ihm die geschichtliche Unkenntnis nachwies. Er hatte einmal eine Episode aus dem Leben Alexanders des Großen in verdorbener Gestalt dem Moses zugeschrieben, wurde deshalb zur Rede gestellt und überführt. (Sur. 18, 59 ff.) Auch konnte er sich in derselben Geschichte nicht erklären, wie es kommt, daß die Quellen und Flüsse süßes Wasser liefern, da sie doch, wie er glaubte, aus dem Meere kämen. Aber er hat dies alles nicht als Irrtum empfunden und hat sich über seine Fehler und Unredlichkeiten nicht geschämt. Wie kam das? Mohammed war eine durchaus unwahre Natur. Derselbe Mann, der so fromm und innig beten konnte, war zugleich verlogen durch und durch, ein abgefeymter Be-

träger. Jedes Mittel war ihm recht, seine theokratischen Pläne durchzuführen, und die Lüge war eines der am häufigsten angewandten. Bezeichnend ist hierfür die oft erwähnte Himmelfahrt. Er erlog die Mär, daß er in der Nacht auf einem Pferde durch die Luft gen Jerusalem geflogen sei und dort Offenbarungen von Gott erhalten habe. Als aber die Heiden ihn auslachten und manche Gläubige von ihm abfielen, offenbarte er schnell Sur. 17, 62: „Das Traumgesicht, welches wir dir gezeigt haben, ließen wir nur deswegen stattfinden, auf daß es eine Versuchung sei für die Menschen.“ Es war also bloß ein Traum gewesen. Einige Jahre später, als der Glaube an ihn fester gewurzelt war, kam er auf seine ursprüngliche Angabe zurück und erzählte neue Einzelheiten über seine nächtliche Reise. Die Himmelfahrt des Propheten ist im Islam heute heiliges Dogma und das größte Wunder, welches Gott am Propheten gethan haben soll. Auch war es eine nicht geringere Lüge, als er, um seine Offenbarungen zu beweisen, sagte, er habe das im Himmel aufbewahrte Buch, dessen Abbild der Koran sein sollte, selbst gesehen. (Sur. 44, 1—5.) Am niederträchtigsten erscheint uns dieser Mann, wenn er seine Offenbarungs-Autorität zur Befriedigung seiner Sinnenlust mißbrauchte. Es war ein Gesetz, daß ein Vater die Frauen seiner Adoptivöhne nicht heiraten dürfe. Mohammed aber trug Verlangen nach der Gattin seines Adoptivsohnes Zayd. Dieser trat sie ihm ab, und als darüber Skandal entstand, offenbarte er, daß Zayd sich von seiner Frau geschieden habe und daß Adoptivöhne nicht als wahre Söhne zu gelten hätten. Diesen Schurkenstreich sanktionierte er, sich auch für die Zukunft sicher stellend, mit der Offenbarung: „Wenn Gott und sein Bote eine Angelegenheit beschlossen haben, so bleibt weder einem Gläubigen noch einer Gläubigen eine Wahl in ihren Angelegenheiten. Wer sich Gott und seinem Boten widersetzt, ist auf offenbarem Irwege.“ (33, 36.) Einst hatte sich seine Frau Mišā mit einem anderen Manne einer Untreue schuldig gemacht, aber der Prophet offenbarte, um dem Gerede ein Ende zu machen, schnell aus dem Himmel ihre Unschuld. Das war lügenhaft und frivol. Es boten sich ihm selbst viele Frauen an; er konnte der Versuchung nicht widerstehen und ließ sich offenbaren: „Wenn sich eine gläubige Frau dem Propheten schenkt, so kann sie der Prophet, wenn er will, heiraten. Diese Freiheit ist aber nur ihm und nicht andern

Moslimen gestattet.“ (Sur. 33, 49.) Die Verletzung der hergebrachten Anstandsregeln war so unverkämpt, daß Mische ihm ins Gesicht sagte: „Dein Herr beeilt sich, deinen Gelüsten zu willfahren.“ Die sittliche Entrüstung seiner Anhänger bewog ihn, zum Teil nachzugeben. Einst schenkte ihm der König von Alexandrien eine Sklavin Maria, ein schönes Mädchen. Mohammed schwur einer seiner Frauen, diese Sklavin nie wieder zu berühren. Aber Gott hob den Eid wieder auf und Mohammed besuchte sie ziemlich häufig. Sie gebar ihm den Sohn Ibrahim, welcher früh starb. Weil er seine sinnliche Lust nicht genug befriedigen konnte, ließ er sich offenbaren, daß er in der Anzahl und Wahl seiner Frauen eine größere Freiheit habe, als die anderen Menschen. — Wie hoch steht der indische Asket über diesem orientalischen Lügner und Verbrecher! War der lügnerische Geist der Dämon, der ihn beseelte, so war die Sinnlichkeit die Kette, an der der Dämon ihn gefesselt hielt und hin und her zerrte. Derselbe Mohammed, der so einfach und bescheiden, so anspruchslos und genügsam lebte, war der ausschweifendste Wollüstling. Heiße, sinnliche Blut brannte nach dem Tode der Chadidja, seiner ersten Frau, unbezwingbar in seinen Adern und verlangte nach Befriedigung. Er hat ihr nachgegeben. Keuscher Sinn ist ihm etwas absolut Fremdes, und das Weib ist ihm nach seinem Ausspruch nur ein „Acker“. Er hat es dadurch auf die niedrigste Stufe herabgedrückt, tiefer noch, als Buddha, der die Frauen verachtete. Es mochte mit Mohammeds Krankheit zusammenhängen, wenn er schließlich der Satyriasis verfiel. Er meinte, die sinnliche Lust hebe die Blut seiner Andacht, und sagte einmal: „Mein einziges Vergnügen auf Erden sind Weiber, Wohlgerüche und das Gebet.“ Er hatte meist über ein Duzend Frauen; bei seinem Tode hinterließ er neun, die er in neun Hütten in Medina untergebracht hatte. Außer diesen rechtmäßigen, angeheirateten Frauen standen ihm noch viele andere zu Gebote. Als er nach 24-jähriger glücklicher Ehe Chadidja verloren hatte, heiratete er nach zwei Monaten wieder. Seine Lieblingsfrau war aber Mische, die Tochter Abu-Bekrs, die er als ein neunjähriges Mädchen in seine Hütte führte. Er war in sie so verliebt, daß er selbst in der Moschee während des Gottesdienstes den Kopf unter ihren Schleier steckte und sie liebte. Er verkündete den Gläubigen, daß sie auch im Paradiese seine Frau sein werde.

Sie überlebte den Mohammed um 47 Jahre und war nach seinem Tode die geheiligteste Person im ganzen Islam. Es gab keine Staatsintrigue, in der sie nicht die Hauptrolle spielte. Sie galt auch als die höchste Instanz in religiösen und juristischen Fragen. In ihrer Hütte wohnte er am liebsten und meisten; sonst brachte er jede Nacht bei einer anderen seiner Frauen zu. Auch am Tage ging er einmal bei allen Frauen umher und sprach mit jeder ein paar freundliche Worte. Er scherzte auch gern mit ihnen; einst beschwor ihn eine, er möchte doch für sie beten, daß sie ins Paradies komme. Er sagte ihr: es darf kein altes Weib ins Paradies. Als sie deshalb zu weinen anfang, erinnerte er sie an den Koranvers, in welchem gesagt ist, daß Gott die Frauen im Paradiese wieder zu Jungfrauen umgestalte. Ein schlechterer Witz ist der: eine Frau bat ihn, er möge ihr ein Kamel leihen. Er sagte, er werde ihr das Junge eines Kamelweibchens leihen, worauf sie erwiderte: „Es wird mich nicht tragen können.“ Da sagten die Anwesenden, die seinen Witz verstanden hatten: „Ist nicht jedes Kamel das Junge eines Kamelweibchens?“ und man gab ihr ein altes. — In seinem Harem war aber nicht immer Friede; es gab auch Streit, der ihn einmal vier Wochen von seinen Frauen trennte. Es handelte sich um eine Untreue seinerseits, die seine Frauen entdeckt hatten. Er schwur, nicht mehr in denselben Fehler verfallen zu wollen, aber die Frauen streiften, und Mohammed brachte einen Monat allein in einem Dachstübchen zu. Natürlich erschien bald eine ihn rechtfertigende Offenbarung vom Himmel, welche mit dem drohenden Schluß endigte: „Vielleicht wird ihm Gott, wenn er sich von euch scheidet, bessere Gattinnen statt eurer geben, gottergebene, gläubige, gehorsame, bußfertige, andächtige und fastende, sowohl Witwen als Jungfrauen.“ Das half, und in den Harem zog wieder der Friede ein.

Man wird sich nicht wundern, wenn diese Wollust sich parte mit einer teuflischen Grausamkeit und Tyrannei. Es ist eine häufige Erscheinung, daß sittlich verkommene Ehebrecher auch Mörder und Schurken werden. Was war der Räuberhauptmann Mohammed, der die Karawanen überfiel, was war der grausame Schlächter der Juden anderes? Hartherzig, despotisch, von aufbrausendem Zorn, daß die Ader zwischen den Augenbrauen dick anschwell, ohne jegliches Gefühl, das das Wimmern hingeschlachteter Frauen und Kinder nicht rühren konnte, ein Meuchelmörder, der

zu einer solchen That stets mit der Frage: „Ist denn keiner hier, der mich von diesem Hunde befreie?“ aufforderte, ein unbarmherziger, ungerechter Richter, der einst Männern, welche ihm einige Kamele gestohlen hatten, die Hände und Füße abhauen, die Augen ausstechen und sie dann auf die Felsen zum Hungertode hinauswerfen ließ — hat Mohammed seinen Prophetenberuf für alle Zeiten mit einem unauslöschlichen Schandmal besetzt und sich den Namen eines „Lügen-Propheten“ wohl verdient. Luther hat recht, wenn er in seiner „Heerpredigt wider den Türken“ Mohammed vom „Lügengeist“ besessen nennt (Volksausg. B. 7, S. 460), und auch Voltaire hat ihn in seinem gleichnamigen Trauerspiele richtig charakterisirt.

Aber ein gerechtes, objektives Urtheil darf doch auch die andere Seite seiner Doppelnatur nicht außer acht lassen und neben den furchtbaren Lastern seine guten Eigenschaften nicht übersehen. Die Urtheile sind daher über ihn verschieden, je nachdem man die schlechten oder guten Seiten seines Charakters überwiegen läßt. Hase sagt, diesmal einseitig und zu mild: „Ein geschichtliches Urtheil wird unterscheiden zwischen dem früheren und dem späteren Mohammed. Er war immer schön, tapfer und beredt“, und schließt: „Er war doch ein gewaltiger Mensch, voll heroischer, poetischer und religiöser Energie.“ (Kirchengesch. I, 468, 470) Auch Möhler (gef. Aufg. B. I) kann ihn nicht für einen gemeinen Betrüger halten, da er an sich geglaubt habe und seine religiöse Wärme keine Heuchelei sei. Er nennt ihn wohl einen sittlich verwerflichen Charakter, dessen sittliches Gefühl in keinem Verhältnis zu seinem religiösen gestanden habe, aber er mißt ihn nicht nach dem Christlichen, sondern nach dem arabisch-heidnischen Maßstab: „Die persönliche Sittlichkeit Mohammeds ist ganz dem Begriff eines Nationalpropheten und der national-arabischen Ethik entsprechend. Wenn ein Weltprophet, ein Jesus Christus, durch den reinsten moralischen Charakter ausgezeichnet sein muß, eben weil sich in ihm die allgemein menschliche Natur rein darstellen soll, ja wenn die Menschheit erst durch Christus, wie mit der wahren Sittenlehre, so mit dem Ideale eines sittlich-vollkommenen Menschen bekannt wurde, eben weil er der Menschheit, nicht einer Nation angehörte, so erfüllte Mohammed nur jene sittlichen Forderungen, die an einen vollkommenen Araber gestellt werden, und

gleichwie er, nach der rein menschlichen Ethik geprüft, als falscher Prophet verworfen werden muß, so kann ihn arabische Sittenlehre nur anerkennen, da seine Fehler nach dieser als Tugenden erscheinen. In dieser Weise wird es begreiflich, warum die Glaubwürdigkeit seiner Versicherung, daß er ein göttlicher Gesandter sei, nicht bezweifelt wurde.“ (377.) Nach unserer Auffassung giebt es aber keine doppelte Ethik, eine rein menschliche und eine christliche, zumal hier nicht, wo die drei Religionsstifter an einander gemessen werden sollen, und wenn Mohammed in den Augen seiner Zeitgenossen nicht verwerflich erschien — ob schon auch dies nicht richtig, da Mohammed erst nach seinem Tode zur vollen Anerkennung gekommen ist, — so ist das eben ein Beweis, wie tief das sittliche Niveau des ganzen Volkes damals war, das im Propheten seine Verkörperung fand. — Ähnlich milde Nöbdeke: „So verkehrt es wäre, alle die zahllosen Täuschungen und Greuelthaten, die zur größeren Ehre Gottes begangen sind, für das Werk absichtlicher Bosheit zu halten, da sie oft gerade von den frömmsten, aber einseitigsten, ganz subjektiven Menschen ausgegangen sind, so falsch wäre eine Beurteilung Mohammeds nach einzelnen Maßregeln und Aussprüchen, welche vor einem geläuterten, sittlichen und religiösen Sinn nicht bestehen können. Von Grund aus war und blieb sein Charakter edel.“ („D. L. Moh.“) Treffender an einer anderen Stelle: „Von allen Fehlern zeigen sich bei ihm die Wurzeln von Anfang an. Sie sind eben in seiner Auffassung des Prophetentums, in dem Mangel eines streng sittlichen Bewußtseins, in der Unklarheit seiner Denkweise über rein geistige Dinge bei großer praktischer Klugheit gegründet. Sie erklären sich noch besonders aus dem Charakter seines Volks und der Vorderasiaten überhaupt. Der Besitz der Macht gab den schlimmen Seiten seines Charakters nur mehr Gelegenheit, sich zu zeigen und zu entwickeln. Nur die mit dem Alter steigende und ihn zu manchem falschen Schritt hinreißende Leidenschaft für das weibliche Geschlecht ist ein Zug, von dem sich aus der früheren Zeit keine Spur findet.“ (S. 182.) Dagegen der beste Kenner Mohammeds, der das Bild des Propheten durch die Kritik hergestellt und von jeder legendenhaften Ausschmückung gereinigt hat, Sprenger, urteilt über ihn äußerst streng; er stellt ihn überall als einen Heuchler, Betrüger und „Schurken“ dar, dessen Cha-

rakter ein durchaus verwerflicher und verächtlicher sei. (Leben u. Lehre des Moh. I, S. 404 u. a. a. D.)

Die Wahrheit wird in der Mitte liegen: Mohammed ist kein abgeschlossener, sondern ein zwiespältiger Charakter. Er verband das religiöse Abhängigkeitsgefühl des Judentums mit dem wilden, barbarischen Sinn eines heidnischen Beduinen. Er war ein Theokrat, dem es nicht auf die sittliche Umbildung seiner selbst und seiner Anhänger ankam, sondern der ein Staatsgefüge auf der monotheistischen Idee, die sich in ihm selbst verkörperte, aufbauen und über sein Volk herrschen wollte. Die Religion ist nur Form, Zwang, aber nicht heilige, herzubildende Gesinnung und Leben. War Buddha die personifizierte Unnatur, so ist Mohammed die personifizierte menschliche Leidenschaft, mit allen ihren Höhen und Tiefen, mit aller ihrer edlen und verwerflichen Glut. Und diese Spaltung geht auch durch den ganzen Islam: devotes, gottunterwürfiges Wesen, verbunden mit peinlichster Befolgung aller Vorschriften, Ergebung in das unvermeidliche Schicksal, dem kein Sklave eines mächtigen Despoten entrinnen kann, auch Mut und Entschlossenheit für Gottes Sache mit Aussicht auf Belohnung, aber auf der anderen Seite Unfittlichkeit der Haremswirtschaft, Lieblosigkeit gegen Sklaven und gegen Andersgläubige, Roheit und Rache, Grausamkeit und Despotie, diese Kennzeichen des Mohammed auch Kennzeichen des Islam. Umbildung des sündigen Herzens, Wiedergeburt, Erlösung sind dort unmögliche und fremde Erfahrungen. Steht Mohammed sittlich tiefer als Buddha, so steht seine Religion nicht viel höher als der Buddhismus, und beide stammen nicht von Gott und führen auch nicht zu Gott, sondern stammen aus dem Herzen irrender und einseitiger Menschen, und tragen an der Stirn den Stempel der Vergänglichkeit. —

Fast dünkt es uns ein Unrecht, auch eine Unmöglichkeit, diesen beiden Männern die Persönlichkeit Jesu Christi gegenüberzustellen und ihn mit ihnen zu messen. Aber wenn je seine göttliche Herrlichkeit über alle Unvollkommenheit der Menschen leuchtete, dann muß das hier besonders an den Tag treten, und damit zugleich der Beweis erbracht werden, wie hoch das Christentum steht über Buddhismus und Islam.

Über das Außere seiner Erscheinung hat uns die Geschichte nichts bewahrt. Die jüdischen Zeitgenossen haben sich auf Grund

des ersten Gebots gescheut, Jesum nachzubilden; sie hätten es aus Mangel an künstlerischem Sinn auch nicht vermocht. Die ersten Bilder Jesu fanden sich nicht innerhalb der Kirche, sondern in der Hauskapelle des heidnischen Kaisers Alexander Severus neben den Statuen des Orpheus und Moses, sind aber verloren gegangen. Im 4. und 5. Jahrhundert wurde die Nachbildung häufiger, aber ohne einheitlichen Typus. Augustin sagt hierüber (de trin. 8, 4): „Das Antlitz des Herrn im Fleische wird in der Verschiedenheit unzähliger Vorstellungen gewechselt und gebildet. Wie sein Antlitz war, ist uns gänzlich unbekannt.“ Erst vom 8. Jahrhundert an bildete sich ein Christus-Antlitz, in Mosaikgemälden, Bildern und Veronika-Schweißtüchern noch erhalten. Die spätere Kunst hat hieran angeknüpft und uns die bekannte Vorstellung des Christuskopfes geschaffen. Christus muß — das wird stets festzuhalten sein — von gewaltiger, majestätischer Person gewesen sein; das bezeugt der Eindruck, den er auf seine Landsleute gemacht hat. Auf seinem Antlitz muß sich die Schönheit der Seele wiedergepiegelt haben, im Auge, in dem Ausdruck seiner Züge, in seiner ganzen Haltung. Hase schreibt: „Es ist eine Wahrheit in unserem Gefühl, das für die geistige Schönheit nach ihrer angemessenen Offenbarung in der Sinnenwelt verlangt, und, wie oft auch getäuscht, wo uns die äußere Schönheit begegnet, immer von neuem sie darauf ansieht, ob ihr nicht Inneres entspreche. Denn alle Mißgestalt scheint mehr und mehr der Sünde verwandt, nicht einer besonderen, eigenen, sondern der allgemeinen Sündhaftigkeit und Krankhaftigkeit unsres Geschlechts. Daher wir den Vater der Menschheit, freilich nicht wie die moderne Naturforschung, aber wie die heilige Sage ihn denkt in seinem Paradies, gar nicht anders denken können, und nie ist er anders gedacht worden, als in hoher, männlicher Schönheit, wie die bildende Kunst ihn dargestellt hat von Michel Angelos Bild seiner Begeisterung an bis auf Hildebrands Statue. Hieraus könnte man folgern, daß der zweite Adam, der sein Paradies unverloren im Herzen trug, auch darin vollkommen wahr, des Geistes Schönheit in hoher Leibes Schönheit offenbarte.“ (Gesch. Jesu S. 328.) Aber diese Schönheit war nicht glatt und modern, sondern mehr ehrwürdig als anmutig, mehr erhaben als gefällig, göttlich und doch rein menschlich.

Wenn wir in einem solchen Körper nach der Seele forschen,

dann brauchen wir nicht zuerst ein geschichtlich geübtes, kritisches Auge, sondern ein frommes, christliches Herz, denn nur ein solches vermag in die Tiefen seines Geistes zu schauen. Wer einen Dichter verstehen will, muß dichterisch empfinden können; wer Jesum beurtheilen will, muß von seinem Geiste einen Hauch verspürt haben, sonst wird die Charakteristik einseitig.

Wie Buddha und Mohammed, so hat auch Jesus an sich geglaubt und sich für den Messias gehalten. Das Recht dazu gab ihm seine mit Gott verbundene, fromme Seele. Die Gemeinschaft mit Gott war in ihm zu Fleisch und Blut geworden. Wie uns die Luft umgiebt und unsere Existenz bedingt, so konnte seine Seele nur atmen im Zusammenhang mit Gott. Alles Irdische und Menschliche steht bei ihm in zweiter Linie. Das ist die Einzigartigkeit Jesu. Sie ist ein Wunder, und wie wir die Entstehung eines Genius nicht begreifen können, so am allerwenigsten die dieses einzigen religiösen Genius. Bei Buddha äußerte sich der religiöse Sinn in der Askese, im Nachsinnen und in der Verkündigung seiner pessimistischen Lehre; bei Mohammed in seinem Abhängigkeitsgefühl von Allah, in seinen Offenbarungen, in seinem Beten und Thun; bei Jesu zu allererst in seiner Liebe zu Gott. Jesus nennt ihn seinen Vater, sein ganzes Leben ist ihm geweiht. Aus allen Worten und Thaten klingt der eine Grundakkord: „Vater, dich habe ich alleine lieb!“ Den innigsten Verkehr unterhält er mit Gott im Gebet. Den Tag beginnt er mit Gebet, am Mittag zu Tisch spricht er das Dankgebet, und den Tag beschließt er wieder mit Beten. Alle wichtigen Entscheidungen seines Lebens sind von Gebet begleitet, vor der Wahl der Apostel, bei ihrer Aussendung, vorm letzten Entscheidungskampf. Er hat inniger, brünstiger beten können, als Mohammed. Je trüber sein Leben, um so inniger die Liebesglut zum Vater, um so brünstiger das Gebet. Kindlicher spricht kein Sohn zu seinem Vater, als Jesus im hohenpriesterlichen Gebet (Joh. 17) oder in Gethsemane. Im Gebete ist sein Leben auch ausgeklungen; von den letzten sieben Worten am Kreuz sind vier Gebete gewesen.

Aber diese Liebe zu Gott, die ihm Sohnesrechte giebt, macht ihn nicht stolz, sondern demüthig. Obwohl ausgestattet mit Kräften höherer Art, „kann er nichts von sich selbst thun. Denn er sucht nicht seinen Willen, sondern den Willen des, der ihn

gesandt hat.“ Geduldig wartet er die gottgewollte Zeit ab, wann er handeln, leiden, sterben soll. Als ihn Maria angeht, sich auf der Hochzeit durch ein Wunder zu offenbaren, weist er sie zurück: „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen; meine Stunde ist noch nicht gekommen.“ Sein Wille ist dem Willen Gottes ganz unterworfen, selbst wenn es das Schwerste gilt zu ertragen. Der Entschluß bleibt: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Die Grenzen seines Willens und seiner Macht hat er öffentlich ausgesprochen. Seine Demut vor Gott ist das Zeichen der Heiligkeit seiner Liebe. —

Ihre praktische Bethätigung findet seine Liebe zu Gott in der Liebe zu den Menschen. Von früh bis spät offenbart er seine Menschenliebe. Hier predigt er im Tempel oder in einer Volksversammlung, um Menschenseelen zu retten, dort steht er, umdrängt von Kranken und Elenden aller Art, bis in die Nacht beschäftigt mit Heilen und Trösten. Kein Sabbatgebot ist ihm ein Hindernis; seine Liebe durchbricht alle Schranken. Trotzdem er manchmal müde ist, ja vor Müdigkeit einschläft bei Sturm und Wogendrang, so bleibt sich seine Liebe doch immer gleich. Er ist nie unfreundlich, nie mißvergnügt und launisch, er hat immer Zeit für alle. Gerade in den letzten Tagen, da der Konflikt hereinbricht und der Haß seiner Feinde sich an ihm erschöpft, wächst seine Liebe zur Riesengröße. Nicht nur, daß er für seine Feinde betet, ihnen verzeiht und auch nicht den leisesten Schatten von Groll und Haß in seinem Busen hegt, sondern er bricht sogar aus Mitleid für das verblendete Geschlecht weinend zusammen, und ruft, als wie wenn er allein die ganze Sündhaftigkeit und Gottverlassenheit des Menschengeschlechtes zu tragen und dafür zu leiden hätte: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Wie die Flamme um so höher steigt, je mächtiger der Wind hineinfährt, umsomehr lobert die Liebe Jesu auf, je mehr der Haß sich ihm entgegenbäumt. Hier beginnt das Gebiet des Göttlichen. Kein Buddha, kein Mohammed waren zu solcher demütigen, selbstlosen Liebe fähig. Zu solcher Liebe war nur der fähig, in welchem Gottes Wesen in ganz eigenartiger Fülle wohnte. Wer so lieben kann, wie Jesus, der ist die fleischgewordene Liebe Gottes, der ist Gottes Sohn, der darf sagen, wenn er sein inwendiges Wesen und Wollen mit dem Gottes vergleicht: „Ich

und der Vater sind eins; wer mich siehet, der siehet den Vater.“ —

Wem aber der Zweifel die Anerkennung dieser alles Menschliche weit überragenden Einzigartigkeit Jesu versagt, der prüfe auf das Genaueste das Wesen seines Liebeslebens, ob er etwas Unlauteres daran entdecken kann. Jesu Zorn ist kein Beweis der Unvollkommenheit, sondern gerade der Stärke und des Ernstes seiner Liebe. Ein Vater, der nicht zürnend strafen kann, hat sein Kind nicht lieb; solche Liebe ist weichlich und schwächlich. Mag daher Jesus manchmal mit furchtbaren Worten der Drohung die Herzen der Pharisäer erschüttern, mag er den Feigenbaum verfluchen, Kapernaum „in die Hölle hinunterstoßen“ und Jerusalem eine furchtbare Zukunft weissagen, ja mag er zur Geißel greifen und in gerechter Empörung die Tiere der Verkäufer und Käufer aus dem Tempel treiben, so ist dieser Zorn — nach einem schönen Ausspruch — nur „die Spitze der Flamme, welche die Liebe schlägt.“ Er will dadurch nur erziehen, zur Selbsterkenntnis führen, warnen. Eher noch könnte man von einem Übermaß der Liebe Jesu reden. Um den Tod seines Freundes Lazarus, um den Untergang Jerusalems kann er bittere Thränen weinen, und wenn er daran denkt, daß er, der Friedensbringer, Ursach sein wird zur Zwietracht und zum Kampf der Menschen untereinander, dann wird ihm „bange“. Die Liebe Jesu ist unendlich, so unendlich wie die Liebe Gottes, ohne Makel und ohne Schwäche.

Der sicherste Beweis der Reinheit seiner Liebe liegt in seiner Selbstlosigkeit. Nie entdeckt man einen egoistischen Zug in seinem Wesen. Uneigennützig nennt er Johannes den größten Propheten, wenn derselbe auch in Folge Mangels an Erkenntnis des Wesens des neutestamentlichen Reiches Gottes ein „Kleinster“ bleibt. Um eitler Ehre willen hat er nicht gearbeitet; wenn man ihm danken wollte, wies er auf Gott, von dem er seine Kraft erhalten, und als das Volk ihn zum König machen wollte, entwich er ins Gebirge. Die Kunde von der Heilung des Tauben verbot er, auszubreiten, und als seine Jünger ihn als Messias erkannten, untersagte er es ihnen, zum Volke davon zu reden. Die Bezeichnung „gut“ weist er von sich ab, denn „niemand ist gut, denn der einige Gott.“ Schmeichelei hat er nie geduldet; sie ist ihm auch selten zu teil geworden. —

Den Armen, von denen er keinen Gegenlohn erhoffen konnte,

gehörte seine Liebe ebenso, oder noch mehr, wie den Reichen. Dem verkommenen Weib am Jakobsbrunnen, der Ehebrecherin in gleichem Maße, wie den Pharisäern Simon und Levi. Der Macht des Geldes und des Besitzes, welcher alle Menschen erliegen, stand er wie ein König gegenüber, noch freier als Buddha und Mohammed. Er ist der erste gewesen, der die Menschen lehrte, daß sie nur Verwalter des Geldes seien, und keine Besitzer; den schalt er einen Narren, der anders dachte. Auf Gelderwerb ist er selbst nie ausgegangen. Was freundliche Geber und Geberinnen ihm schenkten, das ließ er durch Judas verwalten, und als der Teufel ihm alle Reiche der Welt zum Besitz anbot, sprach er voller Abscheu: „Hebe dich weg von mir, Satanas!“ Geben war ihm stets seliger, als Nehmen. Seine Selbstlosigkeit war so groß, daß er seinen Jüngern die Füße wusch. Er hat die Pflicht derselben den Seinen als das Grundgesetz ihres Lebens hinterlassen. In der Bergpredigt ist die Behandlung der Selbstlosigkeit der Hauptinhalt. Was er gelehrt, hat er alles selbst vorgelebt. Jesus ist eine Lichtgestalt durch und durch. Losgelöst von allen irdischen Banden, ohne Geld, ohne Weib und Kind, gilt seine selbstlose Arbeit nur dem Reiche Gottes und der Rettung seiner Brüder. Während Buddha in erster Linie an das Heil seiner eigenen Seele dachte und sich um das Glück der Menschen wenig kümmerte, während Mohammed sich damit begnügte, die Menschen seiner Religion mit Gewalt zu unterwerfen, hat Jesus jede einzelne Seele geliebt, ist ihr nachgegangen, um in derselben auch Liebe zu Gott und dadurch neues Leben zu wecken.

Mit dieser grenzenlosen Liebe zu Gott verband sich auch ein unererschütterliches Vertrauen auf Gott.

Sein grenzenloses Vertrauen auf den himmlischen Vater ist die Triebkraft seines Handelns, die Veranlassung seiner Wunder. Welch eine That, für 5000 Menschen in der Wüste auf Ernährung zu hoffen, obwohl doch nur fünf Brote und zwei Fische vorrätig, oder sich unverzagt Sturm und Wellen anzuvertrauen, die das Schiffelein zu verschlingen drohen! Die Bangigkeit seiner Jünger kann er gar nicht begreifen: „Ihr Kleingläubigen,“ so tadelt er sie, „warum seid ihr so furchtsam?“ Menschenfurcht ist ihm auch völlig fremd. Den Herodes nennt er öffentlich einen Fuchs, und als er vor ihm steht, ist sein Mund vor den Fragen des Neugierigen ganz verschlossen. Den Pharisäern sagt er rücksichtslos

die Wahrheit, selbst dem Gastgeber, der ihn zu Tisch geladen. In dem sicheren Bewußtsein, unter dem Schutze Gottes zu stehen, geht er in das Lager seiner Feinde, die ihm den Tod drohen, trotz Warnung der Seinen, und selbst bei dem Schrecken der nächtlichen Verhaftung und den qualvollen Stunden des folgenden Marter-Tages bewahrt er die ruhige majestätische Haltung eines Königs. Als aber Jesus, am Kreuze hängend mitten zwischen Räubern, von seinen Jüngern verlassen, von denen, die er zu retten sich bemüht, verworfen, sein Werk in Trümmern sieht, da wächst sein Glaube an Gott und an sich selbst ins Unermeßliche. Sein Vertrauen macht ihn zum Triumphator über das widrige Geschick, über Menschenhaß und Menschenmacht, und sein letztes Wort klingt wie ein Siegesjubel: „Es ist vollbracht.“ Derselbe Mann, der des Glaubens Wunderkraft gepriesen, daß sie Berge versetzen könne, derselbe hat mit seinem Glaubensmut den Tod besiegt und die Welt aus den Angeln gehoben. Er, der einzelne schwache Rabbi von Nazareth, kämpft unverzagt gegen ein Volk mit althehrwürdigen, heiligen Vorurteilen, aber ohne das Glück und die Anhänger Buddhas, ohne das Schwert Mohammeds, gewinnt nur einige Handwerker als Jünger und Freunde, und sieht dennoch die Dämme, die jüdischer Nationalstolz und falsche Messiaserwartung gegen ihn aufgerichtet, in Bälde brechen und die ganze Heidenwelt vom Wasser des Lebens übersflutet. Solche Schwierigkeiten, wie Jesus hatte, haben die beiden anderen nicht zu bewältigen gehabt, sie hatten aber auch nicht die heroische Glaubenskraft dazu. Noch wenige Stunden vorher, bevor er gefangen genommen und seinem Ende entgegengeführt wird, setzt er das heilige Abendmahl ein, das Siegeszeichen des Sünde und Tod überwindenden Glaubens. Festigkeit und Unerfütterlichkeit im Unglück ohne Leichtfinn, Furchtlosigkeit vor Menschen und vor dem Tod ohne Tollkühnheit, fröhliche Zuversicht auf endliches Gelingen ohne Phantasterei, die Quelle immer neuer Kraft zum Denken und Handeln ohne Einseitigkeit und Fanatismus, diese Merkzeichen des wahren Gottvertrauens sind in Jesu verkörpert. Hat der Hebräerbrief unrecht, wenn er ihn den „Anfänger und Vollender des Glaubens“ nennt? Unser Glaube ist schon groß, wenn er wie ein Senfkorn ist; Jesu Glaube ist wie ein in den Himmel ragender Felsen. War seine Liebe seine Waffe, mit der er die Herzen bezwang, so war sein Glaube seine Rüstung gegen Tod

und Sünde. Mit seiner Liebe hat er die Welt überwunden, mit seinem Glauben hat er sein Werk gekrönt. Beides zusammen macht ihn zum König der Menschheit, in dem wir unsern Erlöser schauen.

Mit dieser Liebes- und Glaubenskraft stände es nun in unverföhnbarem Widerspruch, wenn Jesu sittliches Leben auch nur den geringsten Makel aufwiese. Noch heute wird der nüchternste Forscher ebensowenig eine Schwäche an Jesu entdecken können, wie es damals seine Feinde, die Pharisäer, imstande waren, als er ihnen in göttlichem Selbstbewußtsein die Frage entgegenwarf: „Welcher unter euch kann mich einer Sünde zeihen?“ Man würde aber der Größe Jesu nicht gerecht, wenn man seine Sündlosigkeit als eine von Natur angeborne Anlage betrachten würde. Er hätte wohl sündigen können, aber seine göttliche Gesinnung behielt immer den Sieg. Die Vollkommenheit seiner Persönlichkeit ist erst die Frucht inneren Kampfes. Daß er einen Gedanken sofort als einen sündhaften, vom Teufel eingegebenen erkannte und unterdrückte, daß er seine Empfindungen und Entschließungen stets unter das Licht des göttlichen Willens stellte, und dann den einmal erkannten Willen Gottes entschlossen durchführte, darin besteht die Reinheit und Vollkommenheit seines Charakters. Seine Empfänglichkeit auch für verführerische, dem göttlichen Plan widersprechende Gedanken beweist sein Erlebnis in der Wüste, die Zurückweisung des warnenden Petrus, sein Kampf in Gethsemane. Wo Buddha floh und Mohammed fiel, da hat Jesus gesiegt. Mit den verführerischen Gedanken Jesu war es gerade so, wie mit einem Hauch auf einen reinen Spiegel. Der Hauch fließt sofort in Nichts zusammen, und läßt keine Spuren zurück. Wenn Jesus aber von vornherein gefeit gewesen wäre gegen alle menschlichen Schwächen und Versuchungen, er könnte unser Erlöser nicht sein; er wäre uns zu hoch, wie ein vom Himmel auf die Erde gesandter Gott, aber nicht ein Mann, von dem der Hebräerbrief sagt: „Er ist versucht allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde.“ Gerade einen solchen brauchen wir, wenn wir uns daran emporranken sollen.

Diese Sündlosigkeit seines Charakters zeigt sich besonders an zwei Tugenden, an seiner Wahrhaftigkeit und an der absoluten Reinheit seiner Gesinnung.

Wahrhaftig ist er den Jüngern gegenüber, wenn er ihnen,

anstatt sie durch Versprechungen für die Zukunft und durch Verheißung goldener Berge an sich zu ketten, voll und ganz in den schwärzesten Farben die Zukunft malt. Auch über sein eigenes Ende verheimlicht er ihnen nichts. So furchtbar und niederschmetternd sein Tod für die Jünger und sein Werk ist, er breitet keinen Schleier darüber. Es ist ergreifend und rührend, den Meister im Kreise seiner naiven, noch kurz vor der Himmelfahrt in altjüdischen Messiasvorstellungen befangenen Schüler die kommenden Geschehnisse malen zu sehen. Welch eine Persönlichkeit muß das gewesen sein, die auch dann noch die Gemüther der heimatlosen Juden an sich zu fesseln vermochte! Die Jünger Buddhas sahen bei seinem Tode das Werk gelungen; die Anhänger Mohammeds waren reiche, mächtige Menschen geworden; die Apostel Jesu aber schauten bei seinem Untergang auch ihrem eigenen Tod in die Augen. — Buddha hat die Wahrhaftigkeit gekannt, Mohammed nicht, Jesus war die Wahrheit selbst. Wahrhaftig ist er auch seinen Feinden gegenüber geblieben, mochte er beim Mahle mit ihnen an einem Tische sitzen oder in offener Redeschlacht sich mit ihnen messen, mochte er auf ihre Listen und Ränke eingehen oder dem Hohenrat bekennen, daß er Gottes Sohn, und dem Pilatus, daß er ein König sei. Petrus hat recht, wenn er sagt: „Er hat keine Sünde gethan, ist auch kein Betrug in seinem Munde erfunden.“

Für die Richtigkeit seiner Lehre ist uns seine Wahrhaftigkeit auch ein Unterpfand. Er hat nichts hinzugedichtet zu dem, was sein himmlischer Vater ihm als Gewißheit in das Herz legte; seine Phantasie, die sich wohl in seinen Bildern und Gleichnissen zu erkennen giebt, hat an seiner Lehre keinen Anteil. Man vergleiche die unlauteren, wollüstigen Träume Mohammeds vom Paradiese, worin 72 Houris in immer wieder aufblühender Jungfräulichkeit den Frommen mit hundertfach erhöhter Kraft des Genusses erwarten sollen, mit den schlichten, sittlichen Schilderungen Jesu vom Himmelreich, wo die Abgeschiedenen sich „weder freien noch sich freien lassen, sondern sie sind gleich wie die Engel Gottes im Himmel“, oder gar mit dem strengen Lazarus-Gleichnis! Jener redete wie ein Mensch, dessen Herz sich noch nicht vom Irdischen losgemacht hat, dem der Wunsch noch immer der Vater des Gedankens ist, hier aber redete einer, der alles Vergängliche unter seine Füße gethan hatte.

Aus Mohammeds Worten spricht gar oft der Irrtum eines franken und betrügerischen Geistes, aus Buddhas Worten gähnt uns an die Langeweile eines lebensüberdrüssigen Asketen, aus Jesu Worten spricht der Geist Gottes. Sie sind nur zum ganz geringen Teil national-zeitlich gefärbt. Der Inhalt derselben ist geoffenbarte Wahrheit ohne menschlichen Zusatz, und gilt darum für alle Zeiten. Buddha predigte den Tod, Mohammed das Gesetz, Jesus das Leben in und mit Gott. Seine Lehre ist allein wahrhaftig.

Die absolute Reinheit seiner Gesinnung erstrahlt am schönsten in seiner Keuschheit. Was Goethe von Schiller sang: „Hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine“, das paßt nur allein auf unsern Heiland. Buddha ist in jüngeren Jahren in Sinnlichkeit versunken gewesen, dann hat ihn der Ekel am Leben ergriffen und er ist der Welt entflohen. Mohammed ist ein Wollüstling gewesen, dessen fleischliche Lust keine Grenzen kannte und ihn zu Lüge und Betrug verführte. Jesus allein ist keusch und rein geblieben bis zum Tode. Und doch ist er es gerade gewesen, der auch im Weibe die gottähnliche Seele erkannte, dem Manne gleichberechtigt hier und im Himmelreich, der das Weib aus den Sklavenbanden befreite, der die Monogamie sanktionierte und für alle Zeiten des Weibes Stellung in Haus und Gottesreich gesichert hat. Buddha und Mohammed haben das Weib doch nur verachtet; Jesus hat es geehrt, und darum giebt es nur im Christentum eine Maria, die keusche Gottesmagd, eine Martha und Maria von Bethanien, eine zur Sittlichkeit und zur inneren Erlösung gebrachte Ehebrecherin.

Entdeckten wir an Buddhas und Mohammeds Charakteren neben Licht auch gewaltiges Dunkel, so finden wir an Jesu Persönlichkeit nur Licht. Eine solche Person läßt sich nicht erdichten, dazu fehlte den Evangelisten vollkommen das sittliche Vorbild, der sittliche Maßstab. Der biblische Christus ist eine historische Person, und diese Person ist völlig neu und doch stets menschlich und natürlich, der Gottes- und Menschensohn, nach dessen Idealbild Gott uns alle geschaffen hat. Buddha und Mohammed sinken vor ihm in den Staub als arme Sünder; er ist der Heiland der Welt. Ihm gebührt die Krone der Menschheit. Sie beide werden vergehen; er wird bleiben und herrschen. Wer aber im Innersten seines Herzens mit diesem Jesus Gemeinschaft geschlossen, der erfährt

von ihm Wirkungen, wie sie von Buddha und Mohammed nie ausgegangen sind und ausgehen können, nämlich die Wiedergeburt des inwendigen Menschen, die Erlösung. Dann wird einem solchen Gläubigen Jesus mehr als der gewaltige Prophet und Lehrer, der wunderbare Mensch und Freund; dann wird er zum Heiland, zum Gott! „Denn wer mich erlöst, der ist mein Gott, und wer mich aus aller Dummheit und Verschuldung herausreißt, der ist kein Mensch, sondern ein Gott; denn erlösen kann uns nur Gott selbst. Die Konsequenz ist die: Wer diesen Eindruck von dem Menschen Jesus hat, daß seine Worte und Werke Gottes Worte und Werke sind, daß, wer ihn kennt und hat, den Vater kennt und hat, wer insolgedessen ihm alles Zutrauen und alle Ehre zuwendet, die man allein Gott zuwenden kann, der glaubt an die Gottheit Christi.“ (Nade, christl. Welt.) Es darf uns Christen nicht zu allererst darauf ankommen, wie wir die Größe Jesu auf eine Formel zwingen, welche doch niemals seiner Person gerecht werden kann, sondern darauf muß es uns ankommen, mit ihm in Herzensbeziehung zu stehn. Das kann man aber mit Buddha und Mohammed nicht, denn sie leben nicht fort als göttliche Geister; nur ihre Lehre lebt noch fort, welche aber die Persönlichkeit nicht ersetzen kann. Wohl aber ist es möglich mit Christus, denn der Auferstandene lebt gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit. Vor Buddha und Mohammed brauchen wir uns daher nicht zu beugen, sie waren irrende Menschen und können uns nichts nützen. Jesum aber müssen wir verehren, denn er ist unser Erlöser. Wenn die drei noch einmal vor uns treten und fragen, wer sie seien, dann müssen wir Buddha und Mohammed zurufen: Ihr waret Menschen, wie wir, stark und schwach, groß und klein, tugendhaft und voller Sünde. Eure Religionen sind, wie ihr selbst, voller Wahrheit und Irrtum. Das tiefste Verlangen der Menschen aber nach Gemeinschaft mit Gott, nach Erlösung und Wiedergeburt des Herzens könnet ihr nicht befriedigen, darum führt ihr die Menschheit nicht vorwärts, sondern zurück. Es ist ein Größerer da, als ihr, Jesus Christus!

Wenn er uns fragt, wer er sei, dann wird jeder, der von seiner Liebe einen Hauch gespürt, mit Petrus bekennen:

„Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn!“

Kapitel 8.

Aberblick über die Geschichte der drei Kirchen.

Mit großen geistigen Bewegungen ist es wie mit Strömen. Ist die Quelle zu Thal geflossen und hat sich mit anderen Zuflüssen vereinigt, dann beginnt der Kampf. Hindernisse, natürliche und künstlich gemachte, hemmen den Lauf, und drängen, wenn sie nicht überwunden werden, den Strom in eine andere Richtung. Später entsteht eine Ober- und Unter-Strömung. Die Unter-Strömung erhält sich am reinsten, fast wie sie an der Quelle entsprungen. Auf der seichteren Oberströmung aber schwimmen Trümmer und allerlei fremde Bestandteile, die man in den Fluß geworfen, und durch welche er oft eine ganz andere Farbe erhält, als er ursprünglich hatte. Oft scheiden sich diese Strömungen, und laufen als selbständige Arme eines Flusses nach zwei Seiten auseinander.

Demselben Naturgesetz waren die drei Religionen unterworfen. Mühsam haben sie sich Bahn gebrochen, haben gerungen gegen jahrhundertalte Vorurteile und Anschauungen, haben immer neue, aus ihrer Zeit ihnen entgegengestellte Hindernisse zu überwinden gehabt, und sind zum Teil aus ihrer Richtung herausgedrängt worden. Der Buddhismus hat sein Heimatland Indien verlassen müssen, das Christentum seine Wiege Palästina, und beide haben sich ein ander Bette gesucht und auch gefunden. Der Islam allein hat mit dem Schwert alle Hindernisse in Arabien niederschlagen können und ist bis heute darin geblieben. Aber bei allen dreien entstand jene Ober- und Unter-Strömung großer Flüsse. Allerlei alte Anschauungen und Gebräuche wurden mitgenommen. Menschen thaten ihre Fündlein hinzu; fremde Bestandteile mischten sich mit der neuen Geistesrichtung und gaben ihr an der Oberfläche ein verändert Aussehen, und als eine geraume Zeit dahingegangen, da konnten die Religionen ihr auf-

gezwungenes Kleid nicht mehr ablegen und trugen nur noch unsichtbar, tief in ihrem Schoße die reine Lehre ihrer Stifter. Es kam zum Kampf, zur Scheidung. Die Tradition stritt mit der alten, ursprünglichen, reinen Lehre, und das Ende war die völlige Trennung. Der Buddhismus zerspaltete sich in die südliche Kirche auf Ceylon, in Barma und Siam, welche den Geist des Stifters am treuesten bewahrt hat, und in eine nördliche in Tibet und in der Mongolei, in den sogenannten Lamaismus, wo nur noch wenig buddhistischer Geist unter dem Mantel der Tradition sich erhalten hat. Das Christentum ging auseinander in eine römisch- und griechisch-katholische Kirche auf der einen Seite, und in die evangelische auf der anderen, dort die Tradition, hier die reine Wahrheit Jesu. Auch der Islam zerfiel in zwei Teile, in die Kirche der Sunniten und in die der Schiiten.

Aber wie wird die Geschichte nun weiter sein? Werden alle drei Ströme in ein und dasselbe Meer, in Gott, einlaufen? Oder werden sie versanden unterwegs, oder sich zu einem großen Fluß vereinigen, und welcher von den dreien wird die Richtung angeben? Darüber wird ein Überblick über die Geschichte der drei Kirchen schon jetzt prophetische Andeutungen zu bieten vermögen.

Buddha war 480 vor Christi Geburt gestorben und seine Seele sollte, wie es sein Wunsch gewesen, in das Nirvana eingegangen sein. Die zurückgebliebenen Mönche bildeten seine Kirche, und hatten die Pflicht, des Meisters Vorschriften zu sammeln und die Religion zu erweitern. Aber kaum hatten sie auf dem ersten Konzil zu Radschagriha die wichtigsten Sprüche und Klosterregeln Buddhas gesammelt und den Grund gelegt zu ihrem jetzigen dreiteiligen Kanon, dem Tripitaka, der die Disciplin (vinaya), die Lehre (dharma) und die buddhistische Metaphysik (abhidharma) umfaßt, so begannen die Hindernisse und Kämpfe. Schwer war der Kampf gegen die feindlichen Brahmanen, noch schwerer gegen die im Schoß der eigenen Kirche auftretenden Sekten. Auf einem zweiten Konzil, hundert Jahre nach Buddhas Tod, wurde eine sektiererische Partei ausgeschlossen, die sich fortan als „Schule der großen Versammlung“ konstituierte. Da brach plötzlich von Westen her die sieggewohnte Armee des Großen Alexander in Indien ein, riß die bis dahin vorhandenen nationalen Schranken nieder und fügte Indien in das große Weltreich ein. Den Mönchen Buddhas

ward dadurch der Blick erweitert und sie schauten aus ihren engen Klostermauern hinaus in eine neue, große Welt, die sie zur Mission lockte und aufforderte. Das Glück war ihnen günstig. Die griechische Herrschaft im Pendschab ward gestürzt und an deren Stelle trat um das Jahr 310 vor Christi Geburt eine dem Buddhismus völlig ergebene Dynastie der Maurya, deren Reich sich dehnte vom Indus bis zur Gangesmündung, von den Schneebergen des Himalaya bis zum Bindhya. Aus diesem Geschlecht stammt der buddhistische Konstantin, der den Buddhismus zur Staatsreligion erhob und für die Feststellung der reinen Lehre, für die Herstellung der Schriften und für die Ausbreitung der Religion weit über Indiens Grenzen von der allergrößten Bedeutung gewesen ist, das war der König Aśoka um das Jahr 250 vor Christi Geburt. Anfangs ein grausamer und furchtbarer Despot, ward er durch seine Bekehrung zum Buddhismus ein anderer Mensch, freundlich, mildthätig und freigebig. Nach der Sage geschah seine Bekehrung dadurch, daß ein vorübergehender buddhistischer Mönch durch seine Haltung ihm Ehrfurcht einflößte, während die Brahmanen, von denen er täglich 60 000 speiste, durch ihr Benehmen ihm anstößig wurden. Aśoka forderte den buddhistischen Mönch auf, sich an den ihm gebührenden Platz zu setzen. Sofort setzte sich der Mönch auf den königlichen Thron selbst, und diese Zuversicht, sagt man, habe den plötzlich erleuchteten König so erschüttert, daß er ausrief: „Dieser Priester wird von heute an Herr in meinem Palaste werden.“ Ohne den Brahmanismus zu verfolgen, und ohne das Schwert in die Hand zu nehmen, hat Aśoka, so wie es dem Anhänger Buddhas ziemte, ohne Gewalt den Buddhismus zur Staatsreligion gemacht und ihn innerlich und äußerlich gefestigt. Über die Schneefelder des Himalaya zogen seine Mönche, über die Flüsse und Gebirge schritten sie bis zu den Reichen Alexanders, vor allem südlich bis zur Insel Ceylon, und führten den Buddhismus ein. Aśoka selbst ging in der Befolgung buddhistischer Ethik allen mit leuchtendem Beispiel voran; er speiste täglich 60 000 Mönche, gab ihnen dreimal sein ganzes Reich und kaufte es ihnen dreimal wieder ab mit unermesslichen Schätzen, und verherrlichte seine Kirche durch zahllose Bauten und Denkmäler. Noch heute findet der Wanderer in Indien Felsentempel, Reliquientürme, Säulen und Inschriften, viele mit dem Symbol Buddhas, dem sitzenden Löwen, verziert,

aus der Zeit dieses Königs, der sich gern Piyadasi, d. h. der Liebevollste, nannte. Unter seiner Regierung nahm der Zudrang zu den Klöstern überhand; eine Landschaft Magadha ward so mit Klöstern übersät, daß sie davon den Namen Behar, d. h. Kloster, bekommen haben soll. Mit der wachsenden Zahl der Mönche nahm auch die Unordnung und die Sektiererei zu. Auf einem dritten Konzil zu Pataliputra 246 wurden diese unreinen Elemente ausgestoßen, und die heilige Lehre, vor allem der Kanon der vorhandenen heiligen Schriften festgestellt. Die große Mehrzahl der jetzt vorhandenen stammt aus einer späteren Zeit.

Es kamen Jahrhunderte der Bedrückung, weil eine neue Dynastie das Geschlecht des Açoka verdrängte. Aber zur Zeit der Geburt Jesu leuchtete dem Buddhismus wieder ein heller Stern des Glücks. Gewaltige Nomadenvölker skythischer Abstammung, die Yuetschi oder Indo-Skythen unter ihrem König Kanischka, überfluteten Indien, zertrümmerten die dem Buddhismus feindliche Dynastie und bekehrten sich selbst zur Moral des indischen Asketen. Zugleich mit dieser letzten politischen Erhebung der Religion beginnt aber auch ihr Verfall und ihre Spaltung. Mit dem Übertritt der Skythen drangen allerlei fremde, heidnische Bestandteile aus dem Fetisch- und Feuer-Kult in den Buddhismus hinein. Ein religiöser Mechanismus, der die Gebetsräder anwendete, deren erste Spuren man auf den Münzen der Yuetschi gefunden hat, eine Reliquien- und Götzen-Verehrung, die sonst dem alten Buddhismus fremd gewesen, verband sich mit dem Atheismus und Nihilismus Buddhas und veränderte den Geist der Religion völlig. Der Buddhismus verlor seinen atheistischen und nihilistischen Charakter im Lauf der Zeit immer mehr und mehr, und aus dem Nirvana ward ein Paradies, das sogenannte westliche Paradies unter Amitabha. Und als der Yuetschi-König Kanischka zur Zeit der Geburt Jesu ein viertes buddhistisches Konzil nach einem Kloster Dschalandhara in Kaschmir berief, woselbst statt der bisher gebräuchlichen Pali-Sprache das Sanskrit als Kirchensprache festgesetzt und eine Anzahl neuer Schriften in den alten Kanon Açokas aufgenommen wurden, da erkannten die südlichen Buddhisten auf Ceylon dieses Konzil nicht an, weil sie auf der alten, reinen Fassung ihrer Religion stehen bleiben und der Tradition nicht zustimmen wollten, und trennten sich von den nördlichen Buddhisten zu bleibender, noch heute

bestehender Spaltung, während welcher sich die beiden Schwesterkirchen zu völliger Unähnlichkeit im Lauf der Jahrhunderte entwickelt haben.

Der nördliche Buddhismus erlebte seit diesem vierten Konzil noch mancherlei Schicksale und Wandlungen. Er breitete sich über ganz Vorderindien, ja über China und später auch über Japan aus.

Es war eine auffallende Bestätigung des Paulinischen Wortes, daß „die Zeit damals erfüllet gewesen“ (Gal. 4, 4), daß sich zur Zeit Jesu nicht bloß in Palästina, Griechenland und Rom die Völker nach einer neuen, göttlichen Wahrheit sehnten, sondern auch in dem fernen, abgeschlossenen China. Um das Jahr 61 nach Christi Geburt kamen Boten aus diesem Land nach Indien, um sich nach der Lehre des Buddha zu erkundigen und dieselbe in ihre Heimat zu verpflanzen. Unbefriedigt von der nüchternen Weisheit des Confucius, nahmen die Chinesen die einfache Moral des indischen Religionsstifters an, zumal die späteren Thaten zu derselben, die Lehre vom seligen Jenseits im Paradies des Amittabha und die Reliquien- und Götter-Verehrung. Aber so sehr die chinesischen Kaiser diese Religion des Fo, wie sie den Buddha nannten, begünstigten, so haben sie sie doch **nie** zur Staatsreligion gemacht, und darum hat der Buddhismus die alte einheimische Lehre auch niemals verdrängen können. China ist daher, wie Japan, ein Land der religiösen Unklarheit geworden. Dieselben Chinesen, die die Tempel des Buddha besuchen, besuchen auch die des Confucius, und es ist daher hier und in anderen Ländern unmöglich, die Zahl der wirklichen Buddha-Verehrer genau zu bestimmen. Einige geben die heutige Zahl derselben im ganzen auf 450 Millionen an, andere nur auf 100 Millionen, und es ist wahrscheinlich, daß die letztere Angabe die richtigere ist. Für das Christentum war es jedenfalls zu Zeiten der Apostel ein Verhängnis, daß es nicht so schnell das mittlere Asien erfüllte, als es sich durch Paulus nach Westen ausdehnte. „Wären in diesem ersten Jahrhundert nach Christo die Apostel des Christentums ebenso rasch nach Osten vorwärts gekommen, wie Paulus nach dem Westen, so wäre ohne Zweifel in kurzer Zeit die ganze alte Welt mit dem Evangelium Christi erfüllt gewesen. Nun aber mußten die Völker des Ostens in dem des Buddha ihre Befriedigung suchen.“ (Wurm, Gesch. d. ind. Religion. Basel. S. 147.)

Von China aus kam der Buddhismus im 6. Jahrhundert nach Japan, ohne auch dort die heitere, leichter zu erfüllende Sinto-Religion verdrängen zu können. Heute sind in Japan Buddhismus und Sinto-Religion gleich äußerlich und identisch mit Götzendienst und Fetisch-Anbetung. Beider Priester stehen darum, wie in China, bei dem Volk in keiner hohen Achtung, und entbehren jeder höheren, wissenschaftlichen Bildung. Ihr blödsinniger Gesichtsausdruck, ihr stumpfes Ableiern der Gebete zu bestimmten Tageszeiten hat die Gebildeten unter den Japanern abgestoßen, so daß diese sich einem besonderen Rationalismus zuwenden. Sie wollen den Buddhismus als eine Religion des Aberglaubens vertreiben und suchen nach einer besseren! Welche wird ihnen wohl zu teil werden? —

Nach diesen Eroberungen verlor der nördliche Buddhismus in Indien schnell seine Kraft, und sank im Ansehen. Um so mächtiger erhob sich der alte Brahmanismus, der noch immer sich neben demselben behauptet hatte, und als schließlich eine einheimische Dynastie nach Niederwerfung der Quetschi zur Regierung kam und den Brahmanismus vertrat, da begannen die Verfolgungen gegen die Jünger Buddhas, welche sich fortan im Norden Asiens, in Tibet, eine neue Heimat suchten. Im Lauf dieser Jahre von 600 an hat sich der Buddhismus von seinem alten Heimatland Vorderindien allmählich lösen und es schließlich ganz den Brahmanen überlassen müssen. Über dieser Vertreibung ruht noch ein starkes Dunkel. Indien gehört heute den Brahmanen. Nur Trümmer und Inschriften zeugen jetzt noch davon, daß der Asket Buddha in den Ländern des Ganges und Indus umhergewandelt und von den vier Wahrheiten und dem Nirvana gepredigt hat. In Tibet aber entfaltete sich der von der reinen Lehre Buddhas seit dem vierten Konzil abgewichene Buddhismus zur völligen Abart, zum hierarchischen Lamaismus. Von dem unverdorbenen Naturvolk der Tibetaner freundlich aufgenommen, bauten sich die Mönche Buddhas, dort Lamas genannt, in zahllosen Klöstern an, und schufen aus dem götterlosen, innerlichen und asketischen Buddhismus die krasseste Menschenvergötterung, den oberflächlichsten religiösen Mechanismus und das Gegenteil aller Ethik. Der oberste Priester der Lamas wurde die fleischliche Verkörperung Buddhas, der lebendige Gott auf Erden, der tibetanische Papst. Ihres Geistes entkleidet und

ihrer Kraft beraubt mußte diese Religion, die nicht aus Gott, sondern aus einem Menschen entstammt zu sein sich von Anfang an rühmte, endlich bei der Menschenanbetung endigen; das war der natürliche Lauf ihrer Entwicklung. Wenn die Götter abgeschafft sind, treten an deren Stelle die Heiligen, und vor allem der Stifter selbst.

Hat dieser tibetanische Papst das Zeitliche gesegnet, dann geht seine Seele nicht in das Nirvana ein, sondern, zur Erlösung der Menschheit, erscheint sie wieder in einem Kinde, dessen Leib sie zu ihrer Hülle sich gewählt hat. Oft ist dies Kind des Papstes eigenes Kind, so daß also die Buddha-Würde sich im eigenen Geschlechte vererbt. Dieses Kind aber wird zum göttlichen Popanz für die ganze Kirche.

Noch höher stieg die Gewalt dieser Päpste, als im 13. Jahrhundert zu der geistlichen Macht auch die weltliche kam. Der Beherrscher der Mongolen, Chubilai, der Tibet sich unterwarf, machte den ersten Lama auch zum weltlichen Fürsten über Tibet mit der Residenz in Lhasa, aber mit der Verpflichtung, ihm Tribut zu zahlen. Tibet wurde ein Pfaffenstaat, ein Kirchenstaat, wie das Papsttum in Rom in seinen glänzendsten Zeiten. Die Mongolen aber nahmen trotz ihrer Ehrerbietung vor dem lamaischen Papst den Buddhismus noch nicht an; erst im 16. Jahrhundert sind sie übergetreten, und hängen heute mit der größten Verehrung an ihrem geistlichen Oberhaupte. Der tibetanische Papst nannte sich infolge seiner neuen Würde „Dalai-Lama“, d. h. „Priester-Ocean“, ein Priester, der so groß ist, wie das Weltmeer, und ein Meer von Macht und Würde darstellt. Als aber China 1720 die Botmäßigkeit über Tibet erlangte, da haben die chinesischen Kaiser aus politischen Gründen noch ein zweites Papsttum in Tibet entstehen lassen, in dem Bogdo-Lama, d. h. „Gegen-Lama“, in dem Kloster Kraschiss Lhun po. Der Dalai-Lama ist aber der höchste, und beide sind so weit miteinander versöhnt, daß sie sich gegenseitig weihen und segnen.

Und was hat diese buddhistische Hierarchie aus ihren Gläubigen gemacht? Zwar hat sie ihre Kultur-Mission erfüllt; sie hat die rohen Völker Central-Asiens der Bestialität entrissen, an Moral gewöhnt, durch Buchstabenschrift und Kunst gebildet, aber weiter gefördert hat sie die Völker nicht. Ihre ganze Entfaltung hat doch nur eine religiös-sittliche Entartung zur Folge gehabt. Wie

kann überhaupt ein Papsttum, dessen Träger oft ein Kind ist, das abgöttisch verehrt wird, ja dessen Auswürfe jeder Art göttlich angebetet werden, einen anderen, als einen verbildenden Einfluß ausüben? Und was bringt ein Heer fauler Mönche für Schaden, die sich vom Volk ernähren lassen, nichts arbeiten, die die Weiber brauchen nach Belieben, und als Zauberer und Ärzte, als Charlatans und Schwindler sich unentbehrlich machen, bei allen Familienfeierlichkeiten assistieren und mit ihren Seelenmessen selbst auf die Verstorbenen Einfluß auszuüben vorgeben! Alle Enthaltensgebote werden von ihnen übertreten; man findet unter den lamaischen Priestern die stärksten Trinker und dem Opium ergebene Kranke. Eine solche Priesterschaft kann kein höheres Ziel haben, als ein Volk in politischer und geistlicher Abhängigkeit, in Unwissenheit und Unmündigkeit zu erhalten, es auszunutzen und zu gängeln an der Kette der Religion. So ist es jetzt. Mit stumpfer Empfindung sieht der Tibetaner und Mongole den religiösen Handlungen, den Prozessionen, Kindertaufen und Feiern zu und macht verständnislos die Gebräuche beim Gebet und beim Rosenkranz mit. Auffallenderweise hat nämlich die nördliche buddhistische Kirche ein der katholischen völlig ähnliches Gepräge angenommen, vielleicht manches den katholischen Missionaren abgelernt, vieles aber aus sich selbst geschaffen. Ähnliche Geistesströmungen erzeugen ja stets ähnliche Gebräuche. Wie z. B. im Katholizismus der Inhalt der Frömmigkeit auf den kurzen Ausdruck der Formel: ave Maria u. s. w. gebracht ist, so in der lamaischen Kirche auf das Gebet: „om! mani padme! hum!“ („Heil! du Kleinod in der Lotosblume! Amen!“) Es ist dies das Universalgebet, welches in Tibet und in der Mongolei das Kind zuerst stammeln lernt, der Krieger in der Schlacht betet, und der Sterbende als letzten Seufzer ausspricht, das täglich mittelst der 108 Kugeln umfassenden Rosenkränze möglichst oft geplappert wird und die Fülle aller zu erlangenden Gnaden einschließt. Man findet diese Inschrift auf Monumenten, an den Giebeln der Häuser und Tempel. Oft stößt man auf lange Bandketten von Papier, Seide, Häuten und anderen Stoffen, welche an Stricke gebunden sind, die von einem Baum zum anderen reichen. Manchmal hängen sie in Schluchten quer über den Fluß; ja man findet solche, die in grandiosem Maßstabe vom Gipfel eines Berges bis zu dem eines anderen reichen, so daß

das Thal von ihnen mit einem stets bewegten Schatten bedeckt wird. Jede dieser Ketten ist von dem tausendmal sich wiederholenden Gebet om! mani padme! hum! bedeckt. Die umherziehenden Stämme der Mongolei, die Horden, welche nördlich von der Kette des „heiligen Berges“ ein wanderndes Leben führen, die wilden, menschenfressenden Buddha-Verehrer, welche südlich davon ihr ganzes Leben hindurch un-
aufhörlich den Berg Sumici umkreisen — alle jene auf der Wanderung begriffenen Völkerschaften murmeln beständig die mystischen Worte. Das ganze Central-Asien ist mit immerwährenden Wallfahrten von Pilgern bedeckt, die sich, mit Gold und Silber beladen, zum Buddhaherge begeben, oder mit den empfangenen Segnungen von dort zurückkehren — und immer hört man sie ihren langsamen, schweigenden Marsch in der Wüste mit dem Gesang der mystischen Formel begleiten. Vom japanischen Meer bis zu den Grenzen Persiens ist dieses Gebet nur ein langes, ununterbrochenes Gemurmel, welches alle Völker, alle Feste belebt, das Symbol aller Glaubensformen und die beständige Hymne aller religiösen Ceremonien bildet. (Vergl. Grube, Geogr. Charakterb. II, S. 119 f.) — Über den Sinn dieses Gebets ist sich wohl die Masse der Väter selbst nicht im klaren. Köppen (II, S. 59 ff.) meint, daß das Ganze vielleicht ein Gruß sei an einen aus einer Lotosblume geborenen Heiligen, der sich die Bekehrung der nördlichen Länder zur besonderen Aufgabe gemacht hatte und auch für den Verfasser der geheimnisvollen Formel gilt. Mit dieser einfachen Erklärung haben sich jedoch die lamaischen Scholastiker nicht begnügt, sondern haben in der Voraussetzung, daß die sechs mystischen Silben die Quintessenz der buddhistischen Lehre und Offenbarung sind, alles Mögliche hinein- und herausgedeutet; namentlich fassen sie dieselben gern als Symbol der Seelenwanderung, so daß jede der Silben einem der sechs Reiche der Wiedergeburt entspricht und aus demselben erlöst, oder als mysteriöse Bezeichnung der sechs transcendenten Tugenden. Bei den südlichen Buddhisten findet man von dieser Formel keine Spur.

Den Höhepunkt dieses religiösen Mechanismus aber bildet die Verwendung der Gebetsräder, ebenfalls mit jenem Gebete unzählig beschrieben. Es giebt kleinere in den Händen der Leute, und größere in Tempeln und Häusern. In der Vorhalle des

Häufes werden sie von jedem Eintretenden gedreht. Sie werden auf den Giebeln der Häuser vom Wind in Bewegung gesetzt, vom Wasser als Mühlen, oder über dem Herde vom Rauch getrieben. Diese Gebetsräder sind nicht nur ein Sinnbild des im endlosen Kreislauf unstät rollenden Lebens, das nach dem Gesetz der Seelenwanderung immer an seinen Anfang zurückkehrt, sondern vor allem verschaffen sie dem, der sie dreht oder dem Drehen zusieht, ein Verdienst, so groß, als wenn er alle die vor seinen Augen vorüberrollenden Gebete selber gesprochen hätte. (Wurm, Gesch. d. ind. Relig. S. 200.)

Bei solcher religiösen Stumpfheit kann man sich über eine sittliche Degeneration der buddhistischen Völker nicht wundern. Der Despotismus der Herrscher ist geblieben. Vielweiberei ist vielfach gebräuchlich, in Tibet sogar auch die Vielmännerei, so daß Brüder wegen Mangels an Weibern zusammen ein Weib haben. Diebstahl und Trunkenheit sind an der Tagesordnung. Der nördliche Buddhismus hat seine Unfähigkeit, Völker zu bilden und zu erziehen, genugsam erwiesen; er muß absterben. Buddhas guter und milder Geist ist dort untergegangen in den Schlamm unsittlicher Abgötterei und verdummender Priesterherrschaft. —

Nicht viel höher steht die südliche buddhistische Kirche auf Ceylon, in Siam und Barma, die die reine Lehre Buddhas am strengsten bewahrt zu haben sich rühmt. Aber statt zur lamaischen Hierarchie mit allen ihren unsittlichen Konsequenzen, ist der Buddhismus Ceylons entartet zur äußersten Reliquien- und Bilder-Verehrung, zum Wunder- und Aberglauben. Dasselbe Gesetz, daß aus einer untergehenden Geistes- und Moral-Religion sich der Fetischismus entwickelt, zeigt sich auch hier. Die heiligste Reliquie ist der linke Augenzahn des Buddha, der nach vielen Irrfahrten erst in der Mitte dieses Jahrhunderts wieder in den Besitz der buddhistischen Priester gelangt ist. Eine Überfülle von Klöstern bedeckt das Land und züchtet eine Armee von Nichtsthuern und Wunderthätern. Wohl zeigt sich bisweilen noch die ethische Kraft der buddhistischen Moral in der nationalen Toleranz, die im Süden geübt wird, in der erstaunlichen Standhaftigkeit beim Ertragen von Leiden und in der Furchtlosigkeit vor dem Tode, aber die sittlichen Schäden überwiegen. Von den Siamesen und von den Singhalesen Ceylons sagt man, daß sie faul, unbeständig und zerstreut sind und vor allem durch Bettelei lästig

werden. Schlawheit und Weichlichkeit, Stumpfheit und Charakterlosigkeit, diese echt buddhistischen Früchte, treten auch dort an den Tag, und beweisen die Verwerflichkeit des ganzen religiösen Systems.

Die Kirchengeschichte der buddhistischen Kirchen zeigt zur Genüge, daß Gott über sie sein richtendes Urtheil gesprochen hat. Das Christentum setzt schon sein Messer an den faulenden Baum und sucht ihn durch seinen Geist zum neuen Leben zu bringen. Während in dem Lamaismus das Christentum erst einigen Fuß gefaßt hat, geht es in der südlichen Kirche rüstig vorwärts. In Siam arbeiten die amerikanischen Presbyterianer, aber sie haben dort einen schweren Stand und erst über 1000 Christen gesammelt. In Barma sind die amerikanischen Baptisten mit 829 Missionsarbeitern; sie taufen durchschnittlich alle Jahre 2000 Heiden, und die Zahl aller Gemeindeglieder beträgt 30 253. Außer diesen wirkt dort noch die englische Ausbreitungs-Gesellschaft mit 137 Arbeitern; sie taufen jährlich durchschnittlich 400, und die Gesamtzahl der Getauften beträgt 6285. Unter den Karenen hat die Baptisten-Mission eine Schar von 75 000 Christen gesammelt. Auch auf Ceylon schreitet das Evangelium vorwärts; unter der Pflege der beiden amerikanischen Missionsgesellschaften stehen gegen 40 000 Christen. Die Gesamtzahl aller evangelischen Christen, die aus der südlichen buddhistischen Kirche uns bis jetzt gewonnen sind, mag nach neuerer Schätzung gegen 200 000 betragen. (Vgl. Herzogs R.-Enc. „Missionen“ und Theol. Jahrbuch von 1894 von Schneider S. 194 f.) Des Herrn Missionsbefehl, in alle Welt zu gehen und alle Völker zu taufen, wird eifrig befolgt, und schon beginnt die Paulinische Weisagung sich zu erfüllen, daß alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters. (Phil. 2, 11.) Der Buddhismus wird dem Christentum Platz machen, denn Christus ist größer als Buddha. Fast scheint es aber, als ob in unserer Zeit der Buddhismus in Europa gewönne, was er in Asien verliert. Seitdem Arthur Schopenhauer den buddhistischen Atheismus und Pessimismus selbst mit seiner Seelenwanderungs-Lehre philosophisch wieder aufgewärmt hat in der Hoffnung, daß „die aus Asien stammenden Völker Saphetischen Sprachstammes auch die heilige Religion der Heimat wieder erhalten würden, denn sie seien nach langer Verirrung für dieselbe

wieder reif geworden“ (Paralip. Bd. 6, S. 242), seitdem Männer wie Feuerbach, der Franzose Comte, der Engländer Lewis, die Deutschen Th. Schülke und Neumann, letzterer vor allem mit seinen Übersetzungen buddhistischer Texte, in ähnlichen Bahnen gewandelt sind, haben sich in unserer religiös zerfahrenen Zeit ethische Gesellschaften und buddhistische Gemeinden in Deutschland und Frankreich gebildet und sich vom Christentum losgelöst. Aber diese Irrungen werden mit dem Erstarren des christlichen Geistes wieder verschwinden wie die Wölklein vor der Sonne. Den Strom des siegreichen Christentums kann niemand mehr aufhalten, und die es doch thun wollen, werden einst das Bekenntnis des sterbenden Julian Apostata nachsprechen müssen: tandem vicisti Galilaeae! —

Hätten wir es als einen Ruhm des Buddhismus bezeichnen müssen, daß er nicht mit dem Schwerte missioniert hat, so steht der Islam darin dem Buddhismus völlig nach. Die Kirchengeschichte des Islam ist zunächst seine Kriegsgeschichte. Eine Theokratie, mit dem Schwert gegründet, kann sich nur durch das Schwert erhalten. Wo sie sich Bahn brach, da flossen stets Ströme von Blut, und Trümmer bezeichneten den Weg, den sie gegangen. Als Mohammed gestorben, war Arabien durch den Islam zu einem nationalen Staat geeinigt worden. Die nomadischen Stämme wurden sich ihrer Kraft bewußt; sie drängten mit der ersten Begeisterung der Gläubigen über ihre Grenzen, und mit dem Rufe: „Es giebt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist sein Prophet,“ stürzten sie sich aus ihren Wüsten und Steppen, und die Worte Mohammeds flogen von Mund zu Mund: „Bekämpfet die Ungläubigen, bis jeder Widerstand aufhört und die Religion des Herrn die einzige ist.“ (8, 39.) „Glaube nicht, daß diejenigen, welche auf dem Pfade Gottes umkommen, tot sind; sie leben und werden von ihrem Herrn gepflegt. Sie sind selig mit Gottes Gnade und freuen sich auf die Nachkommenden, welche noch zurückgeblieben, denn auch ihnen steht kein Kummer bevor.“ (3, 170.) Mit unwiderstehlichem Mut, unter Führung trefflicher Feldherrn, unterstützt von einem fast ans Wunderbare grenzenden Glück der Waffen, brach wie ein glühender Lavaström das fehdelustige, beutegierige Heer der Moslime hervor und warf die ermatteten Völker, welche ein damals in Dogmen erstarrtes, verweichtes und gespaltenes Christentum nicht mehr

hatte aufrichten und beleben können, zu Boden. Gerade in den Ländern, da der Heiland der Welt, Jesus Christus, geboren, da er seine Kirche selbst gegründet, da sein Kreuz stand auf zahllosen Tempeln und Domen, in Palästina, Syrien und Aegypten, ließ der Islam zuerst seinen Halbmond glänzen. Es erging das Gottesgericht über ein christlich Geschlecht, welches an Stelle des Geistes den Buchstaben, an Stelle des Meisters die Marien und Heiligen gesetzt hatte. Diejenigen von den Christen, die nicht zum Islam übertraten, gerieten unter hartes Joch. Als der Patriarch Sophronius dem Kalifen Omar Jerusalem übergab, ward festgesetzt: „Die Christen dürfen die Glocken ihrer Kirchen nicht läuten, sondern nur anschlagen, neue Kirchen nicht bauen. Durchreisende Moslime sind drei Tage unentgeltlich zu verpflegen. Man wird die Christen nicht zwingen, ihre Kinder den Koran zu lehren, aber sie dürfen nicht offen von ihrer Religion mit Moslimen reden, noch jemand zur Annahme derselben bereden, auch ihre Verwandten nicht hindern, den Islam zu ergreifen. Ihre Kreuze und Bücher dürfen sie nicht öffentlich in den Straßen zeigen; sie müssen den Moslimen überall den Vorrang lassen, und dürfen weder die Kleidung, noch den Schnitt der Haare tragen, der jene auszeichnet. Das Tragen der Waffen, der Gebrauch gefattelter Pferde ist ihnen untersagt, ebenso das Verkaufen von Wein. Sie dürfen keinen Knecht annehmen, der einem Gläubigen gedient hat, müssen den Tribut den Ungläubigen pünktlich zahlen und den Kalifen als ihren Oberherrn anerkennen.“ Den Moslimen aber ward bei Todesstrafe untersagt, ein dem Glauben feindseliges Buch zu lesen. Nur einmal noch unter den toleranten, freier gerichteten Abbasiden leuchtete den Christen ein Hoffnungsstrahl. Als das Kalifat an die Abbasiden überging, ließ Abdallah ausrufen: „Das Kalifat ist kraft göttlichen Ratschlusses unserem Hause vorbehalten, und wird für und bei demselben bleiben, bis wir es niederlegen in die Hände Jesu Christi, des Sohnes der Maria.“ Es war das letzte Abendrot einer scheidenden Sonne. Der Islam hat dem Christentum mehr Schaden gethan, als dem Buddhismus.

Ein Reich nach dem andern fiel fortan den jugendfrischen Völkern in die Hände. Unter den ersten Kalifen, die als die nächsten Verwandten die Theokratie Mohammeds angetreten hatten und mit schrankenloser Macht alles Weltliche und Geistliche auf

ihrem Thron vereinigten, unter Abu Bekr, Omar, Othman und Ali wurde 640 Palästina, Syrien und Ägypten, 651 Persien erobert. Ihre Dynastie brach aber zusammen; es folgt das Haus der Ommajjaden (661—750), die die Residenz von Medina nach Damaskus verlegten. Sie streckten ihren Arm aus über ganz Nordafrika (707), ja noch weiter nach Westen bis Spanien (711), und nach Osten bis an die Ufer des Indus. Mühsam hielt sich noch hiergegen das byzantinische Kaiserreich mit seiner bedrohten Hauptstadt Konstantinopel, und auch in Frankreich ward dem ungestümen Heldenvolk der Moslime durch die deutsche Kraft unter Karl Martell bei Tours und Poitiers 722 ein Ziel gesetzt. Und als das Haus der Ommajjaden der Dynastie der glanzesfrohen, lebelustigen und freisinnigen Abbasiden Platz machte, da herrschte der Halbmond über ein ungeheures Reich von den Säulen des Herkules über Afrika bis weit hinein in Asien, bis an die Grenze von China, und unter seinem Schimmer blühte Kunst und Wissen, Handel und Gewerbe, vor allem in der neu erbauten Prachtstadt Bagdad am Tigris. Aber zugleich beginnt auch der Verfall. Die Kalifen werden von ihrer türkischen Leibwache ein- und abgesetzt; sie behalten nur noch die Würde des geistlichen Oberhauptes und treten die weltliche Macht, das Emirath, an den Anführer der Leibwache, an Emir al Omra, ab. Gewaltige Stürme brausen nun über die islamische Kirche. Das türkische Geschlecht der Seldschuken reißt 1058 die weltliche Herrschaft an sich und verteidigt tapfer das Grab Jesu in Jerusalem gegen die deutschen Kreuzfahrer; es erliegt 1258 den Mongolen. Langsam bildet sich unter Osman ein neues Reich der osmanischen Türken in Kleinasien, faßt mit seinen tapfern Janitscharen festen Fuß in Europa, in den Ländern an der unteren Donau, und als noch einmal die furchtbare Gefahr durch das Mongolen-Reich des Timur-Lenk vorübergegangen war, erobert Sultan Mohammed II. mit seinen Osmanen 1453 Konstantinopel und pflanzt auf die Sophienkirche an Stelle des Kreuzes seinen Halbmond. Mit dieser letzten Entscheidung, der das griechische Reich zum Opfer fiel, hatte sich die islamische Kraft erschöpft. Alle weiteren Ausbrüche und Gelüste, selbst nach Ungarn und Osterreich mit der Hauptstadt Wien, wurden von den Christen unter dem Polenkönig Johann Sobiesky und unter Prinz Eugen bis auf den heutigen Tag blutig zurückgewiesen. Der Islam steht schon seit Jahr-

hundertern am Ende seiner äußeren Machterweiterung, wenn auch in Afrika noch hie und da ein Stamm ihm zur Beute fällt, wie in diesen Jahren das Volk der Kabylen. Schon längst ist ihm von Gott das „Bis hierher und nicht weiter!“ zugerufen. —

Aber diese gewaltige, territoriale Ausbreitung des islamischen Reiches mußte natürlich auf die Entwicklung des religiösen Geistes und der Lehren einen gewaltigen Einfluß ausüben.

Zunächst warfen die glänzenden Erfolge einen verklärenden Glanz auf die Person des Propheten, unter dessen Fahnen und in dessen Namen die Krieger kämpften. Hatten die Muselmänner nach dem Tode Mohammeds von ihm abfallen wollen, atmeten damals vor allem die Mekkaner, die Juden und Christen auf und erhoben ihr Haupt, als der furchtbare Despot gestorben, so ward dies nun mit einem Male anders, als sich der Sieg an die Fahnen des Propheten heftete, und Abu Bekr und Omar die Moslime einer glänzenden Zukunft entgegenführten. Die siegesdrunkene Masse vergaß die Fehler des Propheten, der nun bald dem festen Boden der Geschichte entrissen und in das Gebiet der Legende versetzt wurde. Wie die Person Buddhas von einem entarteten Geschlecht später immer mehr zum Gott erhoben wurde, so machte man auch Mohammed zum Vertreter des Einen Gottes, zum Wunderthäter, der den Mond gespalten und die Reise durch die Luft in den Himmel gemacht hatte und nun fürbittend im Paradiese weilte. Die Kalifen waren schlaue genug, diesen für den Fanatismus ihrer Soldaten so wichtigen Glauben zu pflegen. —

Verhängnisvoller aber für die islamische Kirche, als diese Apotheose Mohammeds, war die Verbildung des Gottesbegriffs. Hatte schon Mohammed den einigen Gott oft als ein menschenähnliches Wesen dargestellt, ihn mit menschlichen Eigenschaften und Leidenschaften ausgestattet und die rohesten, sinnlichen Vorstellungen über das Paradies und die Hölle geäußert, so war es ganz in diesem Sinn, wenn in der orthodoxen Tradition Gottes Wesen noch sinnlicher gefaßt wurde. Man legte ihm Glieder bei, Gestalt, gekräuselte Haare, reichlichen Haarwuchs, goldene Sandalen und einen himmlischen Thron als Stuhl. Wie ein orientalischer Fürst regierte er die Welt, aber auch mit der Despotie eines solchen Tyrannen. Er bestimmte in unabänderlicher Prädestination des Menschen Heil oder seine Verdammnis, Böses und Gutes, Unglück und Tod. Des Menschen Seligkeit hing ab von der Laune und

Willkür Gottes; die Willensfreiheit ward aufgehoben, die Religion noch mehr als unter Mohammed zum äußerlichen, religiösen Mechanismus des Fastens, Betens, Wallfahrens und der Ceremonien erniedrigt. Der Moslim fühlte sich völlig als unfreien Sklaven Allahs und schaute mit Furcht, aber nicht mit Liebe zu ihm auf. Es ist der jüdisch-heidnische Geist, der sich in dieser orthodoxen Tradition bis in sein Extrem ausdehnte und verkörperte.

Aber gegen diese Bergewaltigung wehrten sich auch die christlichen Kräfte, die im Islam lebten, und führten zu einer ähnlichen Scheidung zwischen verknöchelter Tradition und der reinen Lehre, wie sie der Buddhismus in der Kirchenspaltung des nördlichen Lamaismus und der südlichen Kirche erlebt hat. Lamaismus und islamische Orthodogie haben in ihrer traditionsmäßigen Entwicklung viel Verwandtes; beide haben ihren Gott vermenslicht, haben die Priesterherrschaft begründet und die Völker geknebelt, und darum haben beide gegen sich die Reaktion hervorgerufen.

Gegen die orthodoxe Richtung im Islam, gegen die **Sunniten**, die starr am Koran und an der Tradition festhielten, regte sich in vielen Moslimen die Vernunft und das Gefühl der Menschenwürde. Im 8. Jahrhundert bildete sich die Sekte der Morgiten, welche Gott milder auffaßten und an eine Vergebung der Sünden glaubten. Sie stellten über alles die religiöse Gesinnung und den reinen, innigen Glauben, und lehrten, daß, wenn dieses vorhanden sei, auch die Sünden vergeben würden. Auch behaupteten sie, daß kein gläubiger Moslim ewig in der Hölle verbleiben werde. Ein Schisma mit der orthodoxen Kirche trat aber noch nicht ein.

Das war der Fall bei der gewaltigen, durch die Sekte der Motaziliten, d. h. „die sich trennenden“, entstandenen Bewegung von 718—849. Hatten die Morgiten das Menschen-schicksal hoffnungsreicher und milder aufgefaßt, so thaten die Motaziliten einen Schritt weiter, indem sie den despotischen, grausamen Tyrannen Allah als ein geistiges, freundliches Wesen darstellten und ihm gegenüber die Willensfreiheit behaupteten. Sie führten einen mutigen Kampf für die geistige und sittliche Freiheit des Menschen gegen die Despotie eines jede selbständige Geistesregung erdrückenden Dogmatismus. Unter den Abbasiden ward diese Lehre zum Staatsdogma erhoben, aber nur für kurze Zeit; dann kam wieder die orthodoxe Partei ans Ruder. Daß diese strenge Richtung wieder zur Herrschaft gelangte, lag nicht nur an

dem Sturz der Abbassiden, sondern noch mehr an dem mit der motazilitischen Lehre im Zusammenhang stehenden Verfall der Sitten. Das islamische Volk, bis dahin an die Kette der Priester gebunden, fühlte sich nun frei vor Gott und Menschen, verwandelte aber diese geistige und geistliche Freiheit in eine fleischliche. Es vertrug diese Selbständigkeit noch nicht. Infolge dessen war der Sieg der Orthodorie erklärlich. Aber einen dauernden, günstigen Einfluß hatte diese Bewegung doch. Die orthodoxe Lehre milderte sich um ein geringes. Gott wurde jetzt körperlos, ohne Substanz, ohne Hand und Antlitz aufgefaßt. Aber die furchtbare Prädestinationslehre blieb. Gott erteilt Lohn und Strafe, wie und an wen er will, ohne Rücksicht auf Verdienst und Schuld, denn er hat die guten und bösen Thaten der Menschen schon im voraus bestimmt und ist unumschränkter Herr und Gebieter. Dieser Fatalitätsglaube herrscht bis auf den heutigen Tag, ein furchtbares Hemmnis gegen jede Verinnerlichung der Religion.

Noch einen dritten Ansatz zur Vertiefung der traditionellen Richtung erlebte der Islam und zwar aus den Orden seiner Mönche. Das Mönchtum des Buddhismus und des Christentums hat in gleicher Weise auf die Entstehung des islamischen Mönchswesens eingewirkt. Mit fanatischer Glut ward dieser neue Weg zur Seligkeit von den unbefriedigten Moslimen ergriffen und ums Jahr 800 sollen sich in Jerusalem schon 20 000 Asketen dem beschaulichen Leben gewidmet haben. Sie trugen einen Kittel aus grobem Schafwollstoff, und erhielten deshalb den Namen Sufy oder Derwische („Bettler“). Sie zogen über alle Länder des Ostens als Missionare und verbreiteten die Lehre; sie lenkten durch ihre Selbstpeinigung die Aufmerksamkeit auf sich, und waren in allen diesen Stücken, mit ihrem groben Rock und dem Almosen-topf in der Hand, ein auffallend ähnliches Konterfei der buddhistischen Bettelmönche. Das Neue, was durch sie belebend auf den Islam einwirkte, war die von ihnen ausgegangene Mystik. Sie liebten es, ein beschauliches Dasein zu führen, und angeregt durch buddhistische und christliche Innerlichkeit des religiösen Lebens, fannen sie darüber nach, wie sie sich auch mit Gott in Liebe vereinigen und sich mit ihm völlig verbinden könnten. Teils meinten sie es ehrlich, teils waren sie schwärmerische Narren, viele aber auch Betrüger und Heuchler. Sie veränderten die alte Lehre. Der starre monotheistische Gottesbegriff Mohammeds wandelte sich

ihnen um in einen pantheistischen, und die Ekstase, die Verzückung, wurde das Mittel, welches sie mit Gott eins werden ließ. Die Lebensweise, die sie umgebende Natur, vor allem ihr Temperament begünstigte die Entstehung dieser ekstatischen Erregung, und sobald es feststand, daß diese Verzückungen als Zeichen eines frommen Sinns und einer religiösen Innigkeit galten, ergriff dieser mystische Sufismus weite Kreise, selbst die orthodoxe Kirche, und schuf in ihr eine Änderung. Man fing an, den Koran allegorisch zu erklären, um ihn mit den herrschenden Ideen in Einklang zu bringen; man wandelte den rohen Gottesbegriff um in einen mystisch-unbestimmten; das abgeschlossene Religionsystem ward geschmeidiger, allegorisch-unklarer. Eine Fülle von Heiligen entstand, und der Glaube an sie gewann immer größeren Einfluß. Das Verhältnis zu Gott wurde ein freundlicheres und kam in einer innigen religiösen Poesie zum Ausdruck, zumal in Persien und Indien, wo der mystische Sufismus den monotheistischen Gottesbegriff des Islam in einen pantheistischen umgestaltete. Der ganze Islam hat durch den Sufismus eine Wandlung erfahren, wenn auch heute noch in Moscheen und Hochschulen von der herrschenden, orthodoxen Partei die alte, strenge, abgeschlossene Dogmatik in unveränderter Weise vorgetragen wird. Von der religiösen Ansicht des Volkes aber meint Sprenger (II, S. 209), daß sie durch den Sufismus bedeutend beeinflusst sei. Wer meine, daß er nach Studium des Korans die Glaubensansicht der jetzigen Moslime kenne, sei fast ebenso weit von der Wahrheit entfernt, als der, der den Geist der römischen Kurie im Evangelium finden wollte.

Aber alle diese freieren Strömungen haben es doch nicht zu einer Reformation des Islam gebracht, wohl aber zu einer Spaltung. Wie der Buddhismus sich trennte in zwei Kirchen, so haben jene genannten Bewegungen auch zu einer, wenn auch nicht so scharfen Spaltung in der Religion Mohammeds geführt, und die schiitische Kirche Persiens hervorgerufen. Diese persischen Schiiten sind gewiß nicht die vollgültigen Vertreter des Geistes der Motaziliten und Morgiten; sie haben die christlichen Gedanken, die in diesen Sekten vorhanden waren, nicht verwertet und verwirklicht. Sie verwerfen nur zum Teil die Tradition, erkennen Ali, Mohammeds Schwiegersohn, als seinen rechtmäßigen Nachfolger an, vergöttern ihn, betrachten die drei ersten Kalifen Abu-Bekr,

Omar und Othman als Ufurpatoren und verwerfen auch die Dynastie der Ommaijaden. Die Mystik fand aber bei den Persern eine weitere Verbreitung, als anderswo und trieb reiche philosophische und poetische Blüten. Dort gilt der Name Sufy so viel als Freidenker und man rechnet sie zu 30 000. Diese sind dem Islam völlig entfremdet. Aber auf einen adäquaten Ausdruck ist bei den Schiiten Persiens die freiere Geistesrichtung früherer, reformatorischer Ansätze nicht gekommen. Ihre Fürsten-Vergötterung und ihre ganze religiöse und sociale Verfassung mit Vielweiberei und Sklaventum lassen sie nicht höher stehen als die übrigen Moslime.

Aber trotz aller gescheiterten Versuche, den Islam zu reformieren, brechen solche von Zeit zu Zeit immer wieder hervor. Im vorigen Jahrhundert schien es, als wollte der Islam sein jüdischheidnisches Kleid ablegen und christlich werden. Plötzlich, überwältigend trat die Reformationsbewegung der Wahhabiten unter Wahhab um 1750 auf die Bühne der Geschichte. Er faßte den Entschluß, den Islam auf seine ursprüngliche Reinheit zurückzuführen, die abgöttische Verehrung des Halbgotts Mohammed abzuschaffen, ebenso die Fülle der fürbittenden Heiligen. Alle Menschen seien vor Gott gleich und keine Vermittlung sei nötig. Reliquien und allerlei Mißbräuche, wie Gebrauch der Rosenkränze, wurden verboten. Die wahhabitische Bewegung ist die Reformation des Islam. Der Sohn Wahhabs gründete ein mächtiges Reich, eroberte 1803 Meffa, plünderte Karbala, das Nationalheiligtum der Schiiten, wurde aber 1812 aus den heiligen Städten zurückgeschlagen und verlor sein Heer. Aber die wahhabitische Macht war damit noch nicht gebrochen. Jetzt beherrschen sie wieder fast ganz Central-Arabien und bilden einen theokratischen, militärisch-organisierten Staat, der noch größerer Kraftäußerungen fähig sein dürfte. Ihre Hauptstadt ist gegenwärtig Rijad. (Vgl. v. Kremer, Gesch. d. herrsch. Ideen des Islam. Leipzig, 1868. Brockhaus. S. 186.)

Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Islam noch mehrere solcher Stürme erleben wird, bis er dem Christentum erliegt. Eine Religion, die den Menschen seinem Gott nicht näher bringt, sondern ihm Furcht vor dem Tyrannen Allah einflößt, eine Religion, die einen so offenbar sündhaften und unvollkommenen Mann, wie Mohammed, verehrt, die den Koran zu einem abgöttisch verehrten

Mysterienbuch, zu einer Fessel für die Gewissen und für den Verstand macht, die mit ihren Vorschriften das Herz unbefriedigt läßt, weil sie lediglich Sache des Gedächtnisses und des religiösen Mechanismus ist, eine Religion, die die Vielweiberei, das Sklaventum und die Despotie schützt und erhält, die die Völker am geistigen und socialen Fortschritt hemmt und sie zum Hochmut und Dünkel erzieht, eine solche Religion mußte sich trotz der in ihr ruhenden Wahrheits-Momente einmal überleben. Der alte Islam paßt nicht mehr für die neue Zeit. Zwei Faktoren sind es, die in unseren Tagen an seinen morsch gewordenen Grundfesten rütteln und den Verfall langsam herbeiführen. Zunächst der Sufismus, der, allmählich das alte Gebäude der islamischen Dogmatik untergrabend, die Religion mehr zu einer Sache des Gemüths und des Gefühls, als des Denkens und äußeren Handelns macht, und sodann der allseitig den Orient durchdringende Einfluß der christlichen Europäer und ihrer Civilisation, die dem Moslim mit solcher Gewißheit sich aufdrängt, daß er nicht anders kann, als an sich und seinem Glauben zu zweifeln. Der europäische Einfluß erzeugt in denkenden Kreisen zunächst den Indifferentismus, welcher gegenwärtig schon in der höheren türkischen Gesellschaft und am meisten in Aegypten herrscht, und sodann die Sehnsucht nach etwas Besserem. Der alte Geist weicht zusehends vom Islam, wenn auch die äußere Hülle vorläufig noch unverändert bleibt. Man liest den Koran nicht mehr mit der Inbrunst früherer Jahrhunderte, sondern aus Gewohnheit, aus Aberglauben oder aus Heuchelei. Die Todsünde, ihn an einen Ungläubigen zu verkaufen, wird jetzt gegen bares Geld ohne Zaudern begangen. Schon giebt es zahlreiche Mohammedaner, welche die vom Koran gebilligte Vielweiberei verwerfen und in derselben mit Recht eine Hauptursache des Verfalls ihrer Nation erkennen. (v. Kremer S. 267—269.) Eine tiefe Mißstimmung geht heute durch die islamischen Völker; man will die Ketten abwerfen, die politischen und religiösen, die sie drücken. Noch in neuester Zeit vernahm man von einer Bewegung unter Führung eines höheren Offiziers Moulvie Cheragh Ali Sahib und eines Gerichtsbeamten Syeg Amir Ali Sahib, die, mit moderner Bildung gewappnet, mit Unerschrockenheit gegen die absolute Gültigkeit des Koran kämpfen. In einem kritischen Werke Ali Sahibs heißt es: „Der Fortschritt der mohammedanischen Welt wird durch die Knebelung der freien

Meinungsäußerung zurückgehalten. Ein Muselman mußte, wenn er mit den alten Gesetzgebern harmonieren wollte, sich durch die Ideen von Männern leiten lassen, die im 9. Jahrhundert gelebt haben und daher keine Ahnung von dem haben, was man im 19. Jahrhundert verlangt . . . Die knechtische Deutung des Buchstabens und die Vernachlässigung des Geistes des Koran, das sind die charakteristischen Züge unserer Gelehrten. Es giebt gewisse Stellen des muselmanischen Gesetzes, die in vollständigem Mißklang stehen zu den Bedürfnissen der Gläubigen in Indien oder in der Türkei. Reformen drängen sich gebieterisch auf. Die alten Kommentatoren unseres Gesetzes haben als unveränderliche Basis unserer Glaubenssätze angenommen, was nur vorübergehende Auslegung war. Ein sociales System, das gut für barbarische Zustände war, ist für uns nichts mehr wert, die wir die Früchte der modernen Civilisation gekostet haben.“ . . . So scheint es denn, daß der Islam, wenn einmal das orientalische Staatengefüge, das ihn stützt und zugleich auf ihm steht, gefallen sein wird, in eine andere, mächtigere Strömung einlaufen muß. Er hat seine Kultur-aufgabe erfüllt. Er hat rohe, heidnische Völker erzogen, hat den Monotheismus und strenges Gesetz verbreitet, hat hohen Glaubensmut und die Gewißheit eines jenseitigen Lebens begründet, aber befriedigt oder sittlich umgestaltet hat er seine Anhänger nicht. Wie der Mosaismus zuerst kam und auf Christum hinarbeitete, so kann auch der Islam nur ein „Zuchtmeister“ sein auf einen Höheren. Und wer ist der? Derselbe, auf den auch der gesetzestärke, unfreie Mosaismus auslief, Jesus Christus.

Schon rüstet sich das Christentum, den Islam in sich aufzunehmen mit seinen 200 Millionen Moslimen. Zwar ist das eine schwere Arbeit bei dem Fanatismus und der Intoleranz der Mohammedaner, und die evangelische Mission ist über die Anfänge noch nicht hinausgekommen. Sie hat sich bisher meist darauf beschränken müssen, die verschiedenen Reste alter Kirchengemeinschaften, welche sich im Islam noch finden, geistlich zu beleben. Aber Christi Sache wird vorwärts gehen. Über der Mission an den Mohammedanern steht in Flammenschrift dasselbe Wort, das die Kreuzfahrer einst antrieb, das heilige Grab den Anhängern des falschen Propheten zu entreißen: „Gott will es.“ In unseren Tagen scheint diese Mission in ein neues Stadium treten zu wollen. Pastor Faber in Tschirma bei Greiz wirbt für diese Reiches Gottes-

Arbeit, und hat schon zwei evangelische Geistliche zu dem Volke der Kurden entsendet, das, mitten im Euphrat-Tigrislande wohnend, indogermanischen Blutes, sich inmitten einer sterbenden und verkommenden Umgebung edle Naturgaben und hohe Mannentreue bewahrt hat. Das Neue Testament wird schon in die kurdische Sprache übersetzt und soll den Koran verdrängen. Und wie heute der Buddhismus seine Ernte an den abgeben muß, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, so wird sich auch einst die Weissagung des Abbasiden Abdallah erfüllen, daß „das Kalifat niedergelegt werden wird in die Hände Jesu Christi, des Sohnes der Maria,“ und es wird die Zeit kommen, daß in den Kirchen und Ländern, von denen einst das Christentum ausging, das Evangelium von Jesus wieder laut und frei erschallen wird, und daß an der Stelle des Halbmonds wieder das Kreuz leuchtet als Sieges- und Erlösungszeichen der ganzen Welt. Die Funken liegen im Islam reichlich zerstreut; wir warten nur darauf, daß Gottes Geist sie zur Flamme anblasen werde. Über den Buddhismus und über den Islam hat der Herr sein deutlich vernommenes Gericht gesprochen. Beide müssen weichen, nicht dem Schwert und nicht der Gewalt, sondern dem Geist und der Wahrheit, noch mehr aber der Liebe. „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat.“ (1. Joh. 5, 4.) —

Und daselbe Christentum, das heute mit seinen 452 Millionen Anhängern die zahlreichste Religion auf dem Erdenrund ist und den Buddhismus und Islam anfängt zu überwinden, trug von Anfang an den Stempel des Sieges an der Stirn. Kaum war der Heiland gen Himmel gefahren, da drängte sein heiliger Geist die noch zagenden und unklaren Jünger zur begeisterten, glaubensstarken Missionspredigt, und der Tag der Pfingsten sah in die Hallen der jungen Kirche Jesu gleich gegen Dreitausend einziehen. Mit wunderbarer Schnelligkeit breitete sich die neue Lehre aus, ein Beweis, daß die Zeit damals erfüllt war und die Herzen sich nach der Wahrheit sehnten, aber nicht durch das Schwert, wie der Islam es gethan, sondern nur durch die Predigt und durch den Glauben. Gewaltige Männer waren die ersten Sendboten des Auferstandenen; am gewaltigsten der Pharisäer Saul, der zum Paulus ward. Es ist sein Verdienst, daß er das Evangelium durch Kleinasien trug bis nach Athen, Korinth und Rom, daß er die Heidenchristen vom Durchgang durchs jüdische

Gesetz befreite und sie selbständig machte, und daß er in seinen geistesmächtigen Briefen die Grundgedanken der christlichen Lehre niederlegte, vor allem die Rechtfertigung des Sünders vor Gott, nicht durch Werke, sondern durch den Glauben an Jesum Christum. Wunderbar war die schnelle Verbreitung des Christentums, und als das zweite Jahrhundert zur Neige ging, da durchdrang der Schall des Evangeliums das ganze römische Reich. Nicht nur in Nordafrika, sondern auch in Spanien, Gallien, Britannien und diesseits des Rheins, ja sogar über die römischen Grenzen hinaus in Persien, Parthien und Indien entstanden christliche Gemeinden, so daß Tertullian voller Siegesfreude den Heiden zurufen konnte: „Von gestern sind wir, und doch haben wir schon alle eure Städte erfüllt, die Inseln, Festungen, Municipien, Ratsversammlungen, sogar die Heerlager, Zünfte und Dekurien, den Palast, den Senat, das Forum; wir haben euch nur die Tempel gelassen. Giebt es einen Krieg, für welchen wir nicht stark genug gewesen wären, wenn auch ungleich an Truppenzahl? Aber es ist bei unserer Lehre eher erlaubt, sich töten zu lassen, als selbst zu töten.“ (Apolog. Kap. 37.) Das Christentum hat sich schneller verbreitet, als der Buddhismus und selbst als der Islam, obwohl es an die Gesinnung der Menschen ganz andere, schwerere Forderungen stellte, als jene beiden anderen Religionen, bei denen zum Übertritt nur die Annahme eines äußerlichen Glaubensbekenntnisses nötig war. Auch waren die Feinde, die dem Christentum hemmend in den Weg traten, furchtbarer, zäher, entschlossener, als diejenigen, die den Buddhismus und Islam bekämpften. Mit fanatischem Haß verfolgten zunächst die Juden die neue Lehre, aber es half ihnen nichts; Jerusalem und der stolze Tempel mußten darüber zu Grunde gehen, und das Gottesgericht trieb das verworfene Volk über die ganze Erde. An die Stelle der Juden trat die Feindschaft der weltbeherrschenden Römer. Furchtbar war der Drang. In sieben blutigen Verfolgungen entlud sich über der christlichen Kirche heidnischer Zorn, Blutdurst und Verachtung; aber wenn auch die Opfer zahllos dahinsanken, die Gemeinde Jesu nahm nicht ab, sondern zu, und das Blut der Märtyrer ward der Same der Kirche. Kaum war aber der furchtbarste Sturm des Diokletian in einem Meer von Christenblut untergegangen, da machte nach kurzem Kampf der Kaiser Konstantin das Christentum zur Staatsreligion 323, wohl mehr aus politischen, als aus religiösen Gründen, und auch nicht

zum vollen Segen der Kirche, da nun Namen-Christentum und äußeres Firmhalten die alte Glaubensstiefe und Innigkeit gar oft verdrängte.

Aber diese äußeren Feinde waren die schlimmsten noch nicht. Viel gefährlicher für den Bestand des Evangeliums selbst waren die inneren Kämpfe, die die junge Kirche bestand. Bei der Innerlichkeit des Christentums, welches auf die endgültige Fixierung der dogmatischen Lehre anfangs nicht den größten Wert legte, sondern darin zunächst Freiheit walten ließ, — während dem Buddhismus in den vier Wahrheiten und Klosterregeln des Buddha, und dem Islam in dem Koran des Mohammed eine solche unveränderliche Dogmatik von Anfang an gegeben war, — mußten notwendig Geisteskämpfe und Spaltungen entstehen, die freilich für den Geist des Christentums von den verhängnisvollsten Folgen sein konnten. Aber während es ein Zeichen der Vergänglichkeit der beiden Religionen ist, daß ihre inneren Kämpfe immer Änderungen des ursprünglichen Geistes und der Lehre ihrer Stifter nach sich zogen und ihren Religionen schließlich ein ganz anderes Aussehen gaben, so hat das Christentum zwar auch viel fremde Elemente in sich aufgenommen, aber es hat doch auch auf der anderen Seite diese fremden Bestandteile immer wieder auszuscheiden die Kraft gehabt, hat sich immer wieder auf den Geist des Stifters besonnen, und dadurch zugleich den Beweis seiner ewigen Wahrheit und Gültigkeit erbracht. Wenn Buddha heute zu der götterreichen, menschenvergötternden, papistischen nördlichen Kirche des Dalai-Lama, oder auch zu der reliquienfrohen, stumpfen südlichen ginge, oder wenn Mohammed heute die Veränderungen seines Islam, hervorgerufen durch die freiere Geistesrichtung der Sekten, durch das Mönchtum der Derwische, durch die Mystik des Sufismus und durch die Einwirkungen europäischer Kultur schauen könnte, sie beide würden ihre Religionen nicht wieder erkennen und sich fremd fühlen. Wenn aber der Heiland der Christen unter uns wandelte, er würde in der evangelischen und selbst auch in der katholischen Kirche seinen Geist wiederfinden und die Früchte schauen, die an seiner Pflanzung gewachsen.

Zuerst kämpfte die Kirche Jesu gegen den judenchristlichen Geist der Ebioniten; deren Gedanken haben nachher im Islam feste Gestalt gewonnen. Sodann stritt sie gegen die viel größere Gefahr, welche von heidenchristlicher Seite im Gnosticismus

drohte. Unterlag hier die Kirche, dann wäre der Schwerpunkt der christlichen Religion aus dem Glauben in die Erkenntnis, aus der Innerlichkeit des Gemütslebens in ein phantastisches Reich von Dogmen und Spekulationen hineinverlegt worden, und das Christentum hätte aufgehört, eine erlösende Volks- und Weltreligion zu sein. Auch die manichäische Lehre mit ihrem dualistischen Parsismus hat die Oberherrschaft nicht erlangen können. Einflußreicher noch, als diese Kämpfe, waren die dogmatischen Streitigkeiten eines Athanasius und Arius, eines Augustin und Pelagius, die auf großen ökumenischen Synoden ausgefochten wurden. Der Niederschlag dieser Geisteskämpfe war die christliche Dogmatik. Dogmen, d. h. klare, wissenschaftliche Ausgestaltung dessen, was man glaubt und denkt, waren damals nötig und sind noch heute nötig. Dogmen sind wie ein Zaun, der die Grenzen absteckt und das Hereinbrechen äußerer, fremder Einflüsse verhindert. Sie sind ein notwendiges Produkt religiösen Denkens, und haben weniger für den einzelnen Gläubigen, als für die Gesamtheit, für deren inneren Zusammenhalt und äußere Abgrenzung, ihren bleibenden Wert. Aber sie sind in der christlichen Kirche immer erst das zweite, und man darf aus ihnen kein Hindernis für die freie religiöse Entwicklung und für die Seligkeit des Einzelnen machen. Es ist immer ein Zeichen von religiösem Tode, von geistlicher Erstarrung, wenn man den Buchstaben stellt über den Geist, die Formel über die Gesinnung, das Fürwahrhalten über den Glauben. Das Christentum sinkt herab auf die Stufe des Buddhismus und des Islam, wenn es die Entwicklung des frommen Sinns, des heiligen Gefühls, der freien Herzensfrömmigkeit durch dogmatischen Zwang und Formel unterbindet.

Dieser Gefahr ist die christliche Kirche damals erlegen. Die Produkte ihrer Geistesarbeit, sanktioniert auf Kirchenversammlungen, erhielten den Wert einer göttlichen Sagung und so schuf man auch hier, wie im Buddhismus und Islam, aus Menschenfündlein das System der kirchlichen Tradition. Es hatte so kommen müssen; die Nachwirkungen der ersten großen Sekten, der Einfluß der griechischen Philosophie auf das christliche Denken, das Streben nach einheitlicher Gestaltung der Lehre, und auf der anderen Seite die Unwissenheit der großen Masse, welche der christliche Geist noch immer nicht durchdrungen hatte und durchdringen konnte, waren an dieser für die Kirche so verhängnisvollen Erstarrung

schuld. Aus dem inneren Gefühl ging das Christentum in die äußere That und in das Fürwahrhalten. Und als um dieselbe Zeit noch das Papsttum sich bildete, die unbiblische, widerchristliche und auf gefälschter Geschichte beruhende Einsetzung der Statthaltschaft Jesu, verursacht durch die aufgegriffenen Weltherrschaftsgelüste des heidnischen Rom, durch die Kraft und Energie römischer Bischöfe, durch eine falsche Auslegung der Schrift und Geschichte, als ferner aus patriarchalischen Ordnungen des christlichen Gemeindelebens sich der Stand der Bischöfe und Priester entwickelte, als eine Legion von Mittlern und Heiligen, an der Spitze die Maria, das Ansehen des Erlösers verdunkelte und Reliquiendienst und Aberglauben die Gemüter im Banne hielt, da trieb das Schiff der Kirche in demselben Fahrwasser und derselben Gefahr des Scheiterns entgegen, der der Buddhismus und der Islam erlegen sind. Die papistische katholische Kirche verdankt ihre Entstehung demselben Abweichen vom Geist des Stifters und derselben Macht der Tradition, wie der Lamaismus des Buddhismus; sie nahm an Intoleranz und an Verhärtung in Ceremonien und Formeln daselbe Wesen an, wie die Orthodorie des Islam. Lamaismus, papistischer Katholicismus und islamische Orthodorie liegen auf einer Linie, ebenso wie ihre Häupter, der Dalai-Lama, der Kalif und der Papst, ähnliche Erscheinungen sind. Aber wie sich in den beiden anderen Religionen eine Unterströmung bildete, die anfangs unsichtbar, dann in der Kirchenspaltung ans Licht trat, die im Buddhismus die südliche Kirche auf Ceylon und in Hinterindien schuf, und im Islam die Bewegung der Morgiten, Motaziliten, Schiiten, Bahabiten ins Leben rief, so auch im Katholizismus. Die Wahrheit des Evangeliums ließ sich nicht auf die Dauer unterdrücken. Wahrheit bleibt immer, zumal die göttliche Wahrheit. In der innerlichen Frömmigkeit, in der Mystik eines Meister Eckart, Tauler, Suso, Thomas a Kempis, in den stillen Vereinigungen der Gottesfreunde, in den vorreformatorischen Bewegungen der Albigenser und Waldenser, des Johann Wiclif, Hus und Savonarola, machte sich einen Gegensatz gegen das inquisitorische, weltlich entartete Papsttum geltend, und als man auf die heilige Schrift zurückging, als man an die Gewissensfreiheit appellierte, und als man, statt in guten Werken, wieder im Glauben an den Erlöser seine Seligkeit zu suchen anfang, da sprudelte die Unterströmung schon mächtig an das Licht, und Jesu

Geist wurde wieder lebendig. Noch ein paar gewaltige Erschütterungen durch den Humanismus, der die Selbständigkeit des freien wissenschaftlichen Denkens entgegen der Bevormundung durch die Priesterschaft schuf, ferner durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung Amerikas, und die Kruste ward zer schlagen, die sich luStraubend auf die Oberfläche des Stromes gelegt hatte. Was kein Buddhismus und kein Islam in dieser gewaltigen Weise erlebt hat, das geschah im Christentum: eine Zurückführung der Kirche auf die reine Lehre des Stifters und dadurch eine Erneuerung des ganzen Volkslebens. Das war die deutsch-evangelische Reformation Martin Luthers; freilich wurde sie erkauft durch die Spaltung in eine katholische und protestantische Kirche. —

Aber so verbildet und verzerrt, wie der Lamaismus und die Orthodorie des Islam, ist der Katholizismus nie gewesen. Er hat vielmehr aus seinem Schoße bis zur Reformation herrliche Früchte hervorgehen lassen; er hat die Völker gebildet, er hat die Mission getragen in die Wälder Deutschlands und hat Goten und Vandalen, Franken und Sachsen, Friesen und Baiern, auch Engländer und Slaven bekehrt; er hat das Mönchtum gepflegt und entwickelt, und diese christlichen Mönche haben für ihre Kirche eine weit segensreichere Bedeutung gehabt, als die Mönche Buddhas und die Derwische des Mohammed. Sie haben die Kultur verbreitet, haben Städte und Dome gegründet, sie waren die Träger der Wissenschaft und die Pfleger echter Frömmigkeit, aus ihren Klöstern gingen die Scholastiker hervor, welche die gesamte christliche Theologie zu behandeln und vor der Vernunft zu begründen unternahmen und den Glauben erheben wollten zum Wissen, in ihren Zellen hat man auch die Mystik gepflegt, die Herzensfrömmigkeit, welche Gott nicht zu begreifen trachtete, sondern zu ergreifen. Von der katholischen Kirche angeregt und geleitet sind die Kreuzfahrer zum heiligen Grabe gezogen, eine Völkerwanderung christlicher Helden, welche aber doch den über Palästina gesprochenen Fluch Gottes nicht aufzuheben vermochten.

Aber im unchristlichen Ringen um die weltliche Gewalt, die das Papsttum in schwere Kämpfe brachte mit den deutschen Kaisern, bei einer fast heidnischen Verehrung der Lehre und Tradition, die das Verhältnis zu Gott abhängig machte vom Verhältnis zur Kirche, die mit Schwert und Feuer jede selbständige Herzens- und

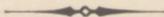
Geistesregung unterdrückte und die widersinnigsten, fast buddhistische und islamische Blüten trug, verfiel die stolze Papst- und Priester-Kirche. Sie versank in Unwissenheit, Unsitlichkeit und Weltlichkeit. Sie spaltete sich in die griechisch-orthodoxe und in die römische Kirche. Die Päpste verfluchten sich einander, und das arme Volk ging umher wie eine Herde ohne Hirten. Man sehnte sich nach Besserung. Gott sandte den Luther. Die Reformation war nichts anders, als das Wiedererwachen des Geistes und der Wahrheit Jesu und seiner Apostel, der elementare Ausbruch der lange geknebelten Sehnsucht nach Herzengemeinschaft mit Gott durch den Glauben an Jesum Christum. Was für den Buddhismus die südliche Kirche Ceylons und Hinterindiens mit der Festhaltung der reinen Lehre Buddhas gewesen, was für den Islam die Erhebung der Sekten von den Morgiten bis zu den Bahhabiten war, das bedeutet in noch viel höherem Maße für das Christentum die Gründung der evangelischen Kirche. Sie ist die Kirche ihres Stifters; sie ist dazu berufen, einmal das ganze Christentum zu durchdringen, und darum geht im Mund des evangelischen Volks der Vers: „Gottes Wort ist Luthers Lehr, darum vergeht sie nimmermehr.“ —

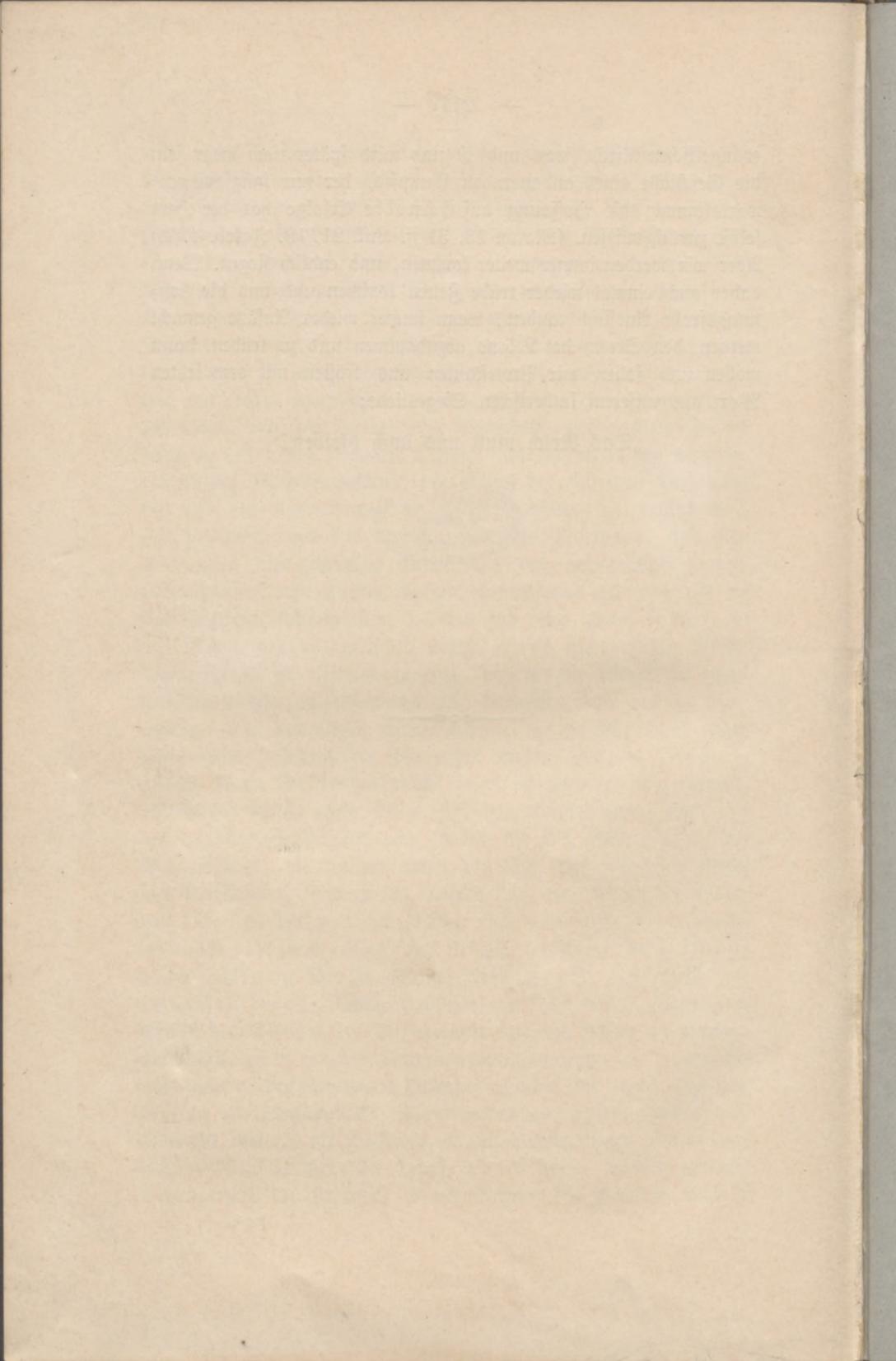
Schon hatte es den Anschein, als sollte die junge evangelische Kirche noch einmal an sich die ganze schiefe Entwicklung durchmachen, welche der katholischen Kirche zum Verhängnis geworden war. Auch sie spaltete sich in eine lutherische und reformierte Partei, und doch waren diese beiden Schwestern nichts anders, wie die sinnige, gemüthstiefe Maria, die zu des Herrn Füßen saß, und wie die thätige, streng sittliche, praktische Martha; aber beide hatte der Herr lieb. Wieder kam eine nüchterne Zeit der Scholastik, da der Buchstabe drohte, den Geist zu töten, wieder wollte man den tiefen Strom echt christlichen Lebens mit Zaun und Hecke eindämmen und eine unevangelische Tradition schaffen, und wieder brausten auch von außen die Stürme über die Protestanten, wie einst die Verfolgungen über die ersten Christen, die verheerenden Stürme des Schmalkaldener und des dreißigjährigen Krieges. Sie haben unsere Kirche in den Grundfesten erschüttert, und wo ein Teil von ihr zusammenbrechen wollte, da standen schon an ihren Thoren des Papstes Totengräber, die Jesuiten, und trugen die Trümmer zu ihrem Kirchhofe hinaus. Der Geist Luthers schien vom Protestantismus gewichen, und schon machte sich eine kalte,

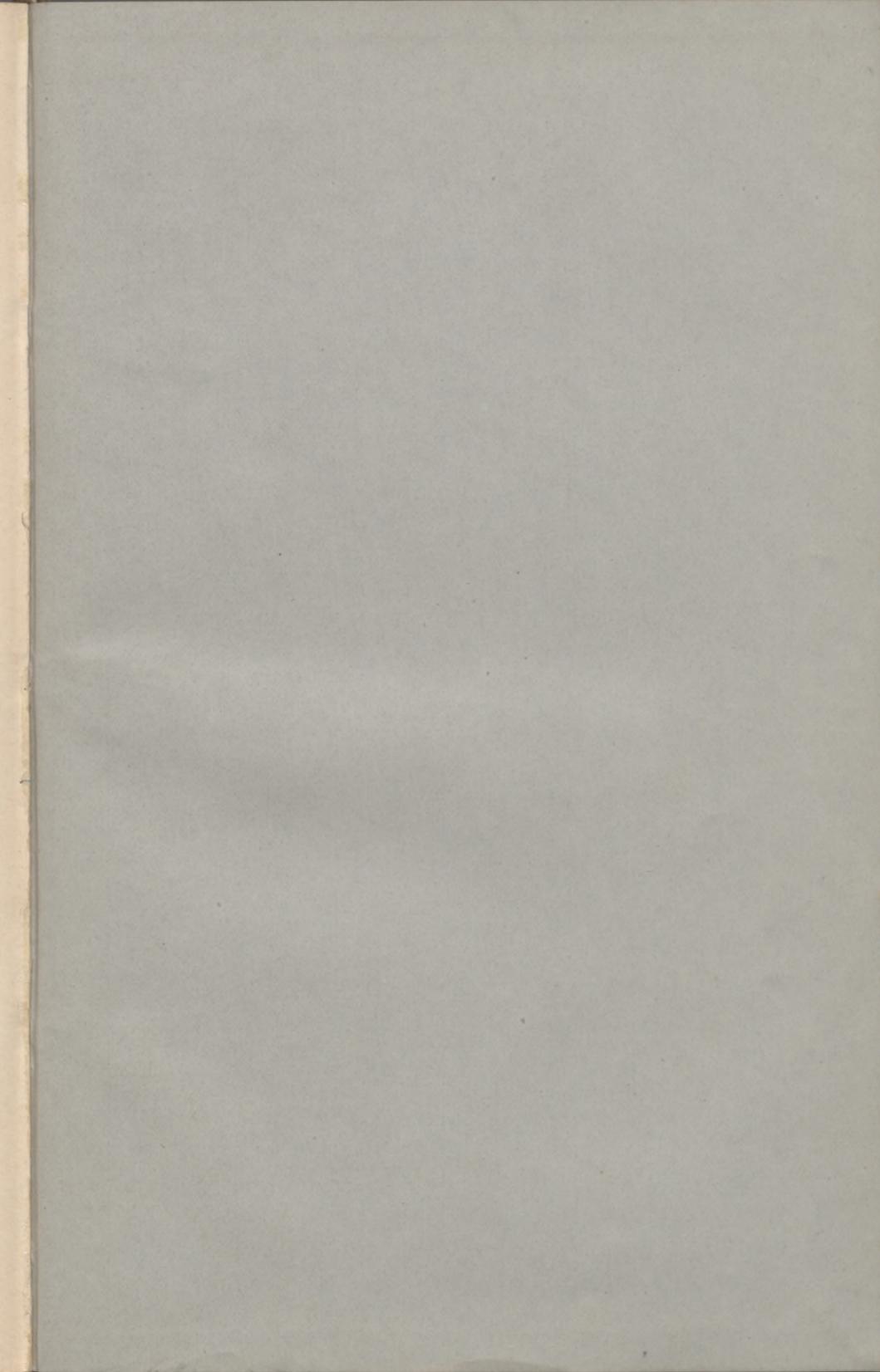
rationalistische Strömung breit, der jede Gemütsiefe und jede Autorität geoffenbarter Wahrheit zum Opfer zu fallen schien. Aber schon vorher hatte sich im Pietismus die evangelische Innigkeit des Glaubens mit der Freiheit des Denkens und Forschens verbunden und fand in Schleiermacher die beste Verkörperung. Dem gesunden Pietismus verdankt die evangelische Kirche ihre Errettung. Der Strom ward wieder frei und ergoß sich über die Lande; er verband sich seit 1817 mit dem reformierten, und seitdem ist alles, was Deutschland groß und glücklich gemacht hat, an diesem lebendigen Wasser gewachsen. Die Innigkeit des Glaubens und die Freiheit des Gewissens, der deutsche Geistesfrühling mit seinen Dichtern, Denkern und Künstlern, die moderne, freiheitliche Staatsverfassung, der Schutz der einzelnen Persönlichkeit und die Anerkennung der Menschenwürde, die deutsch-evangelische Schule und das deutsch-evangelische Pfarrhaus, und nicht zum letzten die glorreiche Entwicklung des evangelischen Hohenzollernhauses vom Kurhut bis zur Königskrone und von hier bis zum deutschen Kaiserdiadem — das sind alles, alles Früchte, die am Baum der evangelischen Kirche gereift sind. Keine Volksbewegung ist zu tief und zu groß, daß ihr die Macht des evangelischen Geistes und Glaubens nicht gewachsen wäre und sie überwände. Die gewaltigen Vereinigungen in der Mitte und gegen Ende dieses Jahrhunderts sind dafür beredtes Zeugnis. Die evangelische Kirche ist unüberwindlich, wenn sie zweierlei nicht vergißt: einmal die Pflicht eines festen Zusammenschlusses gegen Rom und den ungläubigen Zeitgeist, und sodann die noch größere Pflicht der Brüderlichkeit, die da nie außer acht läßt, daß wir keine Kirche des Buchstabens, sondern des Geistes sind, eine Kirche der Wahrheit, der Freiheit und der Liebe. Ist das der Fall, dann werden es die Völker der Erde lernen, daß in der evangelischen Kirche ihnen die schönste Zukunft beschloffen liegt. Schon beginnen vor dem hellen Glanz Jesu Christi die Schatten des Buddhismus und des Islam zu weichen, und schon knieen vor dem Auferstandenen Tausende von denen, die nicht mehr an den Atheismus Buddhas glauben und an die Gesezesreligion des Mohammed. Wann werden aus diesem Zeichen, daß Gott für uns ist, die Ungläubigen und Gleichgültigen aus unserer eigenen Religion sich eine Lehre ziehen? Wann werden erst alle Schatten vor der siegenden Sonne sinken? Die Geschichte unserer

evangelischen Kirche war und ist und wird später noch mehr sein die Geschichte eines andauernden Kampfes, der nur langsam vorwärtskommt; die Hoffnung auf schnelle Erfolge hat der Herr selbst zurückgewiesen. (Matth. 13, 31 ff. Luk. 21, 19. Jakob. 4, 7.) Aber wir werden immer weiter kommen, und endlich siegen. Wenn daher auch einmal wieder trübe Zeiten kommen und uns die hoffnungsfrohe Aussicht rauben, wenn immer wieder Ansätze gemacht werden, den Strom des Lebens abzdämmen und zu trüben, dann wollen und sollen wir Protestanten uns trösten mit dem letzten Wort aus unserem lutherischen Siegesliede:

„Das Reich muß uns doch bleiben!“







Biblioteka Główna UMK



300021825799

19/12/57 3.60
—
12/57

